An den Wassern des Niagara

Eine Geschichte aus zwei Weltteilen

von

Otto Emil Meyer

E. Pierson's Verlag, Dresden
(R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).

Preis 5 Mark.

Klara Mautner
II. Castellezgasse 9

An den Wassern des Niagara.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/denwasserndesnia02meye

An den Wassern des Niagara

Eine Geschichte aus zwei Weltteilen

von

Otto Emil Meyer.

E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
Dresden.

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck v. R. Lincke (Pierson), Dresden, Stephanienstr. 69.

RBR
Jantz
#1097
c.2

Meinem Freunde

Joachim de Giacomi.

„Hier, oder nirgend ist Amerika!“

Goethe.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Es war im gewitterreichen Sommer des Jahres 18..

Das freundliche Städtchen Blauenstein rüstete zum Feste. Munter wogte die Menge auf den Gassen, während hier und dort an den Fenstern der weißbemalten Häuser eine Gestalt erschien, um eine Fahnenstange oder einen Kranz an den Simsen zu befestigen. Auf dem Kirchenplatze, der im Volksmund nur Platz hieß, waren emsige Hände geschäftig, das stattliche Gotteshaus auf würdige Weise zu schmücken. Schon flatterten zwei Fahnen auf dem altersgrauen Turme, und künstliche Girlanden umwanden schlangenartig die hölzernen Säulen, welche das Vordach der Kirche trugen.

Aber auch der Röhrbrunnen auf dem Platze erhielt heute sein Festgewand; etwas Großartigeres glaubten die Leute noch nie gesehen zu haben, als den mächtigen Blumenstrauß, den der gemalte Bär auf dem Brunnenstock zwischen seinen grimmigen Klauen hielt.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten . . .

Der Bär war das Wahrzeichen des Städtchens; und eher hättest du dir Venedig oder den Campanile denken können, als Blauenstein ohne seinen schwarzgemalten Bären.

Desto verdrießlicher waren die Blicke, welche von der festfreudigen Menge auf das große Erkerhaus gerichtet wurden, das gegenüber der Kirche stand und durch seine kärgliche Dekoration gegen das bunte Farbengewimmel der Umgebung seltsam abstach. Nur eine einzige Fahne hing vom Dache herunter und schien sich ihrer Einsamkeit derart zu schämen, daß sie sich bald um die Holzstange wickelte und ihr Antlitz vor den Augen der Beschauer verbarg. Entweder mußte der Eigentümer des Hauses ein Mann sein, den der Spleen plagte, oder er wollte seine festlich gestimmten Mitbürger durch sein seltsames Verhalten recht absichtlich ärgern.

Aber bedurfte denn dieses Wohnhaus noch einer Ausschmückung? Spiegelte sich nicht die Nachmittagssonne wie ein feuriger Diamant in den blankgeputzten Fensterscheiben, glitzerte nicht die Kugel auf dem Erkertürmchen prächtiger als selbst die vergoldete Dachfahne des Kirchturms? Kein Fremder kam je nach Blauenstein, der nicht die Stukkatur der weißen Schnörkel unter den Dachgiebeln bewunderte; kein Blumenfreund schritt an dem Hause vorbei, ohne mit Wohlgefallen den Sommerflor zu betrachten, welcher auf dem Vorbau über der Haustür grünte und blühte. Ein prächtiges Haus! Wozu auch tote Kränze und

Papierblumen? Die Bewohner mußten recht glückliche, vernünftige Menschen sein!

Dichter wogte das Volk, als unbemerkt eine kleine Gesellschaft den Weg einschlug, der ins Freie führte. Lieblich schlängelte sich der Fußpfad hinunter nach dem Wiesental, um am jenseitigen Waldhügel mäßig ansteigend, die Burgruine zu gewinnen, die ihn krönte.

Drei sommerlich gekleidete kleine Mädchen trippelten munter den Abhang hinauf, während ihr Begleiter, ein vornehm aussehender Herr mit ernster, fast feierlicher Miene, öfters inne hielt und nach dem zurückgelegten Wege spähte. Es war Oberst Rosen, Bürgermeister von Blauenstein, Besitzer des schönen Hauses am Kirchenplatze.

„Aber Papa, warum willst du morgen nicht eine Festrede halten, du kannst es ja so schön?" meinte altklug das älteste Töchterchen.

„Weil ich Gescheiteres zu tun habe, als den... dekorierten Bierschläuchen — schau, Kind, wie herrlich die Schwarzwaldberge glänzen, so klar sieht man sie sonst nur im Spätherbst."

„Aber Papa," rief die Kleine wieder, „erhalten wir auch Einquartierung?"

„Gewiß, Kind," lächelte der Papa, „einen ganz kleinen Gast, der immer bei uns bleiben wird, ihr werdet ihn alle lieb haben."

„Trägt er denn auch ein schönes Band um den Hut und einen Kranz?" frug die Unermüdliche weiter.

„Das tun nur die großen Kinder," murmelte der Papa ingrimmig in sich hinein. „Aber jetzt

ruhig, Kinder, sucht euch euere Blumen für die kranke Mama, ihr werdet unseren Gast bald sehen."

Tief unten, im Sonnenschein gebadet, lag das freundliche Blauenstein. Mit seiner fast übergroßen Kirche, mit den zum Teil im modernen Stile erbauten Häusern machte es ganz den Eindruck einer sich rasch entwickelnden Stadt, trotzdem die Bürger ihren Heimatort stets fort wie ehedem „das Dorf" nannten. Gut erhaltene Gärten und Obstbaumkulturen umgaben die Häusergruppen, und weiterhin breiteten sich üppige Wiesenplane zu beiden Seiten des Baches aus, der die Gegend bewässerte. Aber wenn auch der Blick gerne an den nahen Waldkuppen weilte, so gesellte sich zu der Ausschau über das Tal mit seinem, einem üppigen Garten ähnlichen Gelände, seinen fetten, von Emdgras umdufteten Wiesen die Fernsicht auf die zackigen Felsgebirge, die am südlichen Horizonte im Flammenmeere des sinkenden Tagesgestirnes erglühten. Vom Kloster der Franziskaner im benachbarten katholischen Grenzorte hallten die leisen Töne des Abendglöckleins. Ja, Gottes Erde war wieder einmal wunderschön. Wie müßte derjenige geartet sein, welcher ungerührt an einer Natur hingehen könnte, deren erhabener Zauber sich bei jedem Schritt herrlicher entfaltete!

Unten im jenseitigen Tale rollte ein Eisenbahnzug. Tausend Eisenbahnzüge rollen in dieser Minute und rollen mit sich tausend verworrene Schicksale, von denen ein jedes wieder für sich einen tausendfältigen Roman, ach, vielfach eine Tragödie bedeutet.

Die Sonne neigte zum Untergang hinter dem Wall des Wellengebirges, die Kinder hatten ihren Strauß Waldblumen gepflückt, als Oberst Rosen ausrief: „Wer rennt dort den Weg hinauf, nun, die muß eilig haben? Ich glaube wahrhaftig, es ist unsere Katrine!" Sein Herz pochte stärker, hastig trat er mit den Kindern den Rückweg an.

„Wo bleiben Sie, Herr Bürgermeister?" rief atemlos und in Schweiß gebadet Katrine, denn sie war es, „wir suchten Sie überall. Es, er ist schneller gekommen, als wir dachten. Aber seien Sie ruhig, Frau Geheimrat Ulrich und der Herr Doktor sind bei ihr, und es ist alles gut gegangen."

Stolz hob sich die Brust des Obersten, und es überkam ihn etwas wie plötzliche Freude und nie gekanntes Glück.

„Ein Sohn ist mir geboren, ein Träger meines berühmt gewordenen Namens. Er soll in meinen Fußtapfen wandeln." —

Weitab von der lärmigen Straße lag im kühlen Schlafgemache die junge Mutter. Ein stiller Glanz umfloß ihr bleiches Angesicht. Lauschend saß die würdige Großmutter am Bette und betrachtete ihren Enkel mit stolzer Freude.

„Wo bleibt nur der Vater des Kindes?" flüsterten die bleichen Lippen der jungen Frau.

Da öffnete sich leise die Türe, und hereintrat Oberst Rosen mit den Töchterchen, die neugierig und scheu in der Schlafkammer umherblickten. Aber der glückliche Vater hielt die Hand seiner Frau und küßte die junge Mutter auf die Stirne.

Leise drückte Großmama Ulrich die Türklinke und ließ die Ehegatten in ihrem ungestörten Glücke.

„Der Doktor hat seine Sache brav gemacht.“

„Der Herr hat alles wohl gemacht, lieber Eduard,“ lispelte die junge Mutter. „Unser Sohn soll ein Paulus werden, damit Licht leuchte auf Erden. Sein Großvater, seine Vorfahren waren gläubige Leute, die den Herrn . . .“

„Klara,“ entgegnete Oberst Rosen mit Nachdruck, „unsere Familie ist geachtet, steht in hohen Ehren, und wir wollen dankbar sein, wenn uns unser Sohn in Gesundheit erhalten bleibt und zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft heranwächst.“

„Aber die Hauptsache, lieber Eduard, sein Seelenheil, er muß ein Israel werden, ein Kämpfer im Gottesreiche! Also Paulus, nicht wahr?“ setzte Frau Klara schmeichelnd hinzu.

Über die Mienen des Obersten zuckte eine rasche, kaum bemerkbare Verstimmung. Die Frage: „Warum nicht Elias oder Hosianna?“ schwebte auf seinen Lippen.

„Liebe Klara,“ sagte er endlich, „ich halte es stets für das Richtigste, in allen Dingen an der nüchternen Einfachheit festzuhalten. Mein seliger Vater hieß Wilfried. Also Wilfried Paul Rosen,“ fuhr er nach einer Pause in einem Tone fort, der jede weitere Erwiderung abschnitt.

„Der Herr lenke es,“ seufzte Frau Klara in der Stimme einer Märtyrerin, und ihre Tränen flossen reichlicher. Endlich trocknete sie sich die

tränenumflorten Augen mit dem Spitzentaschentuch und lehnte den denkmüden Kopf in die Kissen.

„Wenn nur dieses unleidliche Fest schon vorüber wäre!“ klagte am anderen Morgen Großmama Ulrich, welche zeitig herübergekommen war, um sich nach dem Befinden ihrer Tochter zu erkundigen. „Selbst Kranken und Leidenden wird die Nachtruhe aufs schändlichste gestört! Können Sie denn gar nichts tun, Eduard?“

„Lassen Sie sich den Rummel nicht verdrießen, werte Frau Mutter,“ rief Oberst Rosen, der am Frühstückstische in die Lektüre eines ausländischen Journals vertieft saß. „Die Dummheit lauert auf den Gassen und soll unserem häuslichen Glücke nichts anhaben. Aber,“ fügte er hinzu, und es zog wie eine Wolke über seine hohe Stirn, „die da unten gefallen sich in ihrem albernen Gejohle, während in dieser Stunde im Süden sich zwei Völker zerfleischen! Auch drüben in Amerika gärt es, und die Lösung der irischen Frage bereitet den Engländern schwere Kämpfe vor.“

Betroffen schaute die ehrwürdige Frau auf ihren Schwiegersohn.

„Sie erschrecken mich, Eduard. In diesen Tagen muß ich beständig an meinen Sohn Ernest denken, der, wie Sie wissen, neulich mit Mr. Holyman, dem Australier, in geschäftliche Verbindung trat.“

„Seien Sie ganz unbesorgt, Frau Mutter,“ beschwichtigte Oberst Rosen die Erregte, „sein Unternehmen verspricht gut zu werden. Ihr Sohn, Schwager Ernst, ist die Gewissenhaftigkeit selbst, der die peinlichste Ordnung, die erste Bedingung

zum Erfolge, in seinen Büchern zu seiner heiligen Pflicht macht."

Oberst Rosen ging nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Nein," begann er nach längerem Schweigen, „als ich vorhin von unruhigen Zeiten sprach, dachte ich weniger an Finanzkatastrophen und „schwarze Freitage", welche in London tiefe Spuren hinterlassen und großes Unglück über viele Familien hereingebracht haben. Ich wollte vielmehr auf jenen Wellenschlag geistiger Tätigkeit hinweisen, der bereits draußen die Welt noch mehr als der Kanonendonner erregt und auch in unserem Blauenstein Umwandlungen vorbereitet. Doch, entschuldigen Sie, ich werde im Rathause erwartet."

Oberst Rosen grüßte freundlich und verschwand bald hinter der Türe.

„Was Eduard wohl sagen wollte," murmelte die Frau Geheimrat. „Das fatale England! Hans mußte seinem feuchten Klima erliegen, und nun macht mir auch Ernests Befinden schwere Sorgen. England, das vielgepriesene England, ist das Verhängnis unserer Familie."

Nachdenklich erhob sich die ehrfurchtgebietende Frau vom Sofa, um sich ins Krankenzimmer zu ihrer Tochter zu begeben.

Es ist wahr, eine ehrwürdigere Dame als Frau Geheimrat Ulrich gab es weit und breit nicht. Ich sehe sie noch, die stattliche Matrone, in ihrem einfachen, dunkeln Gewande — sie legte die Trauer um ihren verstorbenen Gatten nie ab — und mit dem kleinen Spitzenhäubchen. Edel, vornehm war

ihre Haltung. Wie reizend wallten gleich einem Kranz Schneeglöcklein die silberweißen Locken auf die hohe Stirne, unter welcher ein Paar intelligente Augen aus einem geistvollen Gesichte schauten. „Sieht sie nicht aus wie eine Königin!“ rief jeder, wenn Gerassel die Straße herauf kam und die aristokratische Dame in ihrem Landauer über den Kirchenplatz fuhr. Schönheit ist eine geborene Königin; und wenn, wie bei Frau Geheimrat Ulrich, sich ein edler Geist und vollkommene Herzensgüte mit ihr verbinden, so gebietet sie unwillkürlich über alle Menschen, selbst über die rohesten Gemüter. Und nicht weniger stolz als auf die ehrwürdige Dame waren die Blauensteiner auch auf den Landauer der Frau Geheimrat Ulrich und beachteten es kaum, daß der alternde, treue Melchior krumm auf dem Bocke saß und seine zwei Schimmel nicht glatt gebürstet waren.

Großmama Ulrich war Witwe. Ihr Gatte, welcher in der Staatsverwaltung des Landes die hohe Würde eines Geheimrates bekleidete, war in seinen besten Jahren gestorben. In jungen Jahren hatte er ein bedeutendes Vermögen seines ebenfalls früh verstorbenen Vaters ererbt und sofort mit kaufmännischer Gewandtheit die Leitung des Geschäftes übernommen. Er machte große Erweiterungen, und alles, was er unternahm, glückte. Bei seinem Tode fand es sich, daß er dreifacher Millionär war. Eine hervorragende Menschenfreundlichkeit und ein warmes Gemüt waren seine vornehmsten Charakterzüge. So rühmte man ihm nach, daß er den jungen, aufstrebenden Leuten gerne zu Hilfe

kam und gegen seine Schuldner human war. An seinem Todes- und Begräbnistage sah man viele Tränen fließen, und noch heute nennt man in Blauenstein voll Ehrfurcht den Namen des Geheimrates Ulrich, der seine Heimatgemeinde mit wahrhaft fürstlichen Summen testamentarisch bedachte.

Der Verstorbene hatte fünf Kinder hinterlassen, drei Söhne und zwei Töchter. Ernest, der älteste Sohn, blieb unvermählt und widmete sich in London mit Leib und Seele dem kaufmännischen Berufe, Hans starb tief betrauert in jungen Jahren an einem Nervenfieber, das er sich in Manchester zugezogen. Arved, der jüngste Sohn, blieb in seinem Heimatorte und heiratete eine begüterte Cousine von väterlicher Seite.

Gar viel hielt Herr Arved Ulrich, der Stammhalter der angesehenen Familie, auf seinen Stand und Namen, welchen sein seliger Vater zu solcher Berühmtheit und Bedeutung gebracht hatte. Von Jahr zu Jahr hoffte er auf einen männlichen Zuwachs seiner Familie, aber immer umsonst, denn er besaß nur ein einziges, munteres Töchterchen. So schien denn Oheim Arved keine besondere Freude an seinem Neffen zu empfinden; und als vollends Schwester Klara mit mütterlichem Stolze von ihrem Neugebornen, dem kleinen Wilfried sprach, stieg eine dunkle Röte, fast wie Verdruß, in sein Gesicht.

Oheim Arved war einer jener Menschen, mit denen, wie man zu sagen pflegt, schwer umzugehen ist. Aristokrat von Geburt wie sein Vater, edelgesinnt, durchaus das Beste wollend, konnte er sich

rühmen, bis zu einem gewissen Grade das Naturell seines Vaters geerbt zu haben. Aber eine unverkennbare nervöse Eitelkeit verhinderte ihn vielfach, den einfachen Lauf der Dinge mit klarem Auge zu schauen. Warum hatte ihm der Vater nur den Stolz auf seine schöpferische Kraft und nicht auch diese Kraft selbst hinterlassen! Ererbter Ruhm und Reichtum zerrinnen oft allzuleicht in den Händen des Sohnes, wenn ihm nicht dieselbe Einsicht und dasselbe Talent, welche den Vater auszeichneten, schützend zur Seite stehen. Herr Arved Ulrich wollte die Volksgunst, die man ihm verweigerte, erzwingen; weil er in Blauenstein keinen politischen Einfluß hatte, setzte er sich vor, eine bedeutende Rolle zu spielen. Er hatte das Bestreben, wie sein Vater wohltätig zu wirken, aber die Art und Weise, wie er Gutes tat, weckte nichts als Verstimmung. Er rechnete auf Dank und Anerkennung, aber er erntete nur Mißfallen und Spott. Seinem Rufe als reichen Herrn glaubte er es schuldig zu sein, Handel und Industrie der Heimatgemeinde durch kommerzielle Unternehmungen zu heben; aber sie schlugen fehl, und Oheim Arved büßte einen beträchtlichen Teil seiner Besitztümer ein.

So war Herr Arved Ulrich, der Onkel des kleinen Wilfried. Weltmann von den feinsten Manieren, Aristokrat vom reinsten Wasser, sah er sich dennoch verhindert, jenen Rang einzunehmen und jene Taten auszuüben, die, wie er sich stets vorsagte, seiner ruhmvollen Herkunft und seinem redlichen Willen zukamen. Aber die Zeiten waren dahin, welche nur den Adel des ererbten Familienwappenschildes

kannten. Heutzutage sind nur der Geist, das Talent und das Verdienst Herren der Welt, die sich auf der Gunstbuhlerei der Menschen wiegen mögen. — Oheim Arved erkannte das und kannte sich selbst. Was war natürlicher, als daß im Laufe der Zeit eine unglückselige Ironie in sein Wesen übergegangen war. So konnte er, wenn er übler Laune war — und er war sehr oft schlechter Laune — selbst seinen Nächsten unleidlich werden durch die Spottsucht, der er dann die Zügel schießen ließ, und die so tief in ihm Wurzel gefaßt hatte, daß er selbst in guten Tagen ihr plötzliches Hervortreten nicht hindern konnte.

Mißmutig stand Onkel Arved vor dem Spiegel seines Ankleidezimmers, eifrig bemüht, eine entzündete Stelle im Gesicht mit reizloser Salbe zu betupfen.

„Darf ich dir beistehen, Herr Schwager?“ flüsterte eine angenehme Stimme in scherzhaftem Tone.

Als Oheim Arved aufblickte, sah er einen vornehm gekleideten Herrn mit englischem Backenbarte vor sich stehen.

„Wie unvorsichtig von dir, in meine gefährliche Nähe zu treten!“ entgegnete der andere spöttisch, „dein Teint könnte drunter leiden, Frédéric.“

Der feine Herr reichte ihm selbstgefällig lächelnd die Hand und begab sich in den nahen Salon, wo wir in dem vornehmen Gaste Herrn Frédéric van Diemen, den zweiten Schwiegersohn der Frau Geheimrat Ulrich kennen lernen. Hoch und schlank

gewachsen und von überaus einnehmendem Äußern, verriet er in jeder Beziehung den vollendetsten Weltmann. Er war noch viel vornehmer angezogen als sein Schwager, trug beständig Glanzhandschuhe und eine seidene Halsbinde, aus welcher das volle, rundliche Gesicht mit schwarzen Haarlocken äußerst vorteilhaft herausschaute. Ein immerwährendes Lächeln lag auf seinen Zügen, beschützend gegen Untergebene, vornehm gegen seinesgleichen, herablassend vertraulich gegen seine Gattin. Letztere war eine liebliche, bescheidene Frau, welche in ihrer Demut und mit niedergeschlagenen Augen ihrem Gatten fortwährend ihr Bedauern auszusprechen schien, daß er nur Mynheer van Diemen und nicht Kaiser der Welt sich nennen durfte. Sie las mit Vorliebe die Offenbarung Johannis und sprach viel von der Wiederkunft Christi; dabei war sie ihrem Gatten schwärmerisch ergeben, lebte nur ihm und kannte in seiner Nähe keinen eigenen Willen.

Wohnhaft in Amsterdam und mütterlicherseits von deutscher Abstammung, hatte Herr Frédéric van Diemen auf einer Geschäftsreise auch Blauenstein berührt, wo er das reiche, schöne Fräulein Lydia Ulrich kennen lernte und gewann. Bald nach der Vermählung wurde er Anteilhaber und Prokurist eines bedeutenden Fabrikgeschäftes in der Blauensteiner Gegend; aber böse Zungen behaupteten, der feine Herr habe seine einträgliche Stellung weniger seinem Schaffensgeiste zu verdanken, als dem Reichtume seiner Frau, der ihm das goldene Nest bereitete. —

Nach dieser Abschweifung kehren wir ins Rosensche Haus zurück.

Frau Klara hatte sich nach wenigen Tagen erholt und durfte ihr Zimmer wieder verlassen. Gern und viel weilte die junge Mutter in den lieblichen Anlagen, welche sich hinter dem Hause der Frau Geheimrat Ulrich ausbreiteten und den schönen Namen Rosengarten führten. Man konnte sich aber auch keinen anmutigeren Aufenthalt denken, als in Großmamas Ulrichs Garten. Und doppelt lieblich erschien dieser Garten, weil er an den nach dem Wiesentale neigenden Abhang grenzte und deshalb nicht so steif war, wie sonst die Gärten auf ebenem Boden zu sein pflegen. Aber während den Garten hohe Eisengitter auf drei Seiten umgaben, schweifte der Blick des Beschauers ungehindert über das stille Tal mit seinem saftigen Grün, und in der Ferne bildeten die dunkeln Waldkuppen einen würdigen Rahmen des reizenden Bildes. Von der kunstreichen Hand Christians, des Gärtners, zierlich phantastisch angelegt, umfaßten vier Blumenbeete einen plätschernden Springbrunnen, in dessen Steinschale die Goldfische wohlig schwammen. Gebüschgruppen von mannigfaltigen Blüten- und Blätterarten boten erfrischende Abwechslung. Auf dem Wiesenplane standen zwei Weimutskiefern, und im dichten Laube der Birken hüpften und zwitscherten die Vögel.

„Wenn ich sterbe, möchte ich an diesem Plätzchen begraben sein," hauchte Frau Klara und faltete die Hände.

„Wer denkt denn gleich ans Sterben, wenn die

Sonne scheint!" warf Frau Geheimrat Ulrich ein, die unbemerkt herzugetreten war. „Freue dich vielmehr in Dankbarkeit deiner Genesung, Klara. Jetzt geht unser Kind zum erstenmal in die Welt hinaus, und die Sonne küßt sein holdes Gesichtchen. Lydia fährt mit, und Melchior ist die Vorsicht selber. Die Mutter unseres Wilfried ist eine glückliche Frau."

Etwas verwundert schaute Frau Klara auf.

„Die frische Luft wird Lydia gut tun," fuhr Großmama Ulrich fort. „Die arme Lydia . . . Ich hatte neulich eine Unterredung mit deinem Eduard; ach, welch ein Mann ist das! So einfach offenherzig und doch bei all seiner nüchternen Auffassung voll warmen Fühlens. Er spricht nicht viel, nicht dieses und jenes, aber wenn's drauf ankommt, weiß er, was zu tun ist und wo er sich hinzustellen hat. Alles Kleinliche ist ihm fern, und seine ganze Seele bleibt in treuer Arbeit der Familie und Gemeinde gewidmet. Dein Gatte, ein Muster von Selbstbeherrschung und Charakterstärke, bildet die trefflichste Ergänzung deines zarten Gemütes und besitzt tiefes Verständnis für die reiche Entfaltung deines innigen Seelenlebens. Lydia dagegen liebt einen süßen Hang zum Träumerischen, der oft zum Spiel mit dem Mystischen wird. Und Frédéric, der elegante, geschniegelte Herr in seinem herzlosen Sichgehenlassen . . ."

Oberst Rosen erschien an der Gartenpforte, um seine Frau nach Hause zu geleiten; man sprach von gleichgültigen Dingen.

Zweites Kapitel.

„Nein, ich will keine katholische Bonne im Hause, die unserm Kindchen heimlich den Rosenkranz betet! Oder soll Katrine an Freitagen Fröschenbeine und Buchfinken braten, wie wenn wir Italiener wären? Rom arbeitet auf ausgesucht feine Weise, um die Menschheit wieder in den Schafstall Petri zu treiben."

„Ungefähr wie unser Wittenberg oder Basel heute in China arbeitet, liebe Klara," lachte Großmama Ulrich und beruhigte die Hochaufgeregte, welche mit geröteten Wangen und heißer Stirne vor ihr saß. „Vorderhand laß uns als vernünftige Menschen hier bleiben und nicht wallfahren gehn. Das magst du tun, wenn du völlig erstarkt bist. Eduard versprach dir einen Aufenthalt in den Schweizerbergen. Übrigens gefällt auch mir die Person, die sich als Kindermädchen anmeldete, nicht zu sehr, und auch ich bin nicht dafür, eine bigotte Katholikin in unsere gut evangelische Familie einzuführen. Aber —" fuhr die Sprecherin nach einigem Nachdenken fort — „was quälen wir uns hier ab! Wir schreiben einfach der guten Krankenschwester Amalie vom Roten Kreuz oder der Schwester Marie, die meinen teuren Mann selig pflegte. Du bist nicht wirklich leidend, Klara, sondern nur schwach und angegriffen von früher her und bedarfst der Ruhe."

Geschrieben wurde an Schwester Marie noch denselben Abend, und schon nach drei Tagen traf

eine zusagende Antwort ein, die wir im Wortlaute wiedergeben: „Werdeste Frau Oberst, Frau Geheimrat und lieber Kleiner. Gratulir herzlich, fiele mit euch das Große Klück, das Got beschert. Danke vilmal für euere Brief und wünsche dem Kinde ebenfalls einen klücklichen Eingang, möchte der liebe Gott ihn gesund erhalten! Es hat hier vil gehagelt und alle Reben verschlagen, hab meiner Tochter Marie vom Brief gesagt, sie wird mit Freuden kommen, freut sich auf Blauenstein zu kommen. Meine Tochter sagt, Frau Oberst soll nur Kleinigkeiten tun, Marie woll alles mit Katrine selbst machen, es indresiert sie schon aufs Kind. Wenn es nur gesund blivt und Herr Oberst mit empfehlenswerder Achtung grüßt mit herzlichem Gruße Frau . . .“

Wochen vergingen und Monate.

Die Mutter der Krankenschwester Marie hatte in ihrem seltsamen Briefe nicht zu viel geschrieben, als sie dem kleinen Schutzbefohlenen ihrer Tochter Gesundheit und gedeihliches Befinden wünschte. Wilfried blieb ein schwächliches, stets kränkelndes Kind, welches trotz der ausgesucht sorgfältigsten Pflege nicht recht gedeihen wollte. Auf Frau Klaras Bitten mußte Schwester Marie ihren Aufenthalt auf Monate und selbst Jahre verlängern; und da die Mutter des kleinen Wilfried wieder anfing zu kränkeln, dachte zuletzt niemand mehr an die Abreise der Wärterin.

„Da schau dir meine Lizzie an,“ sagte eines Tages Oheim Arved zu seiner Schwester und deutete mit Stolz auf sein munteres Töchterchen, „sieht sie

nicht aus, als wollte sie auf unserm Schimmel nach China reiten!"

Schmerzlich sah die bekümmerte Frau Klara von ihrer Arbeit auf. „Das Gebet einer Mutter vermag viel," sagte sie, „täglich flehe ich zum Herrn im heißen . . ."

„Ja, das Beten ist freilich eine schöne Sache," spöttelte der Bruder, „vorderhand aber ist mir ein gesundes Mädchen erwünschter, als ein schwindsüchtiger Junge. Statt sich zu tummeln wie andere Buben, verkriecht sich der Tölpel hinter dem Ofen. Freilich —" fuhr der Onkel mit Achselzucken fort — „meiner Meinung nach wird aus dem Stubenhocken schwerlich etwas Vernünftiges werden."

Der unbrüderliche Stich traf Frau Klara ins Innerste. Sie brach in einen Tränenstrom aus, erwiderte aber nichts, denn lieber wollte sie alle Unfreundlichkeiten ihres Bruders verwinden, als durch eine verletzende Gegenrede selbst Unfrieden stiften. —

Oberst Rosen wußte nicht, was in ihrem Herzen vorging. Oft wollte Frau Klara ihrem Gatten klagen und ihr Herz erleichtern, aber stets kämpfte sie den Vorsatz wieder nieder. Wozu ihrem Manne das auferlegen? Er hatte so viele Sorgen für die Allgemeinheit, warum ihn auch noch mit Klagen zu belästigen?

„Sie kann ja an den Herrgott schreiben," meinte Tante Lucie, die mit ihrem Gatten Arved die unfreundliche Gesinnung gegen ihre Schwägerin Klara teilte. „Vielleicht nimmt er dann gleich den

ganzen Buben. Mit Sentimentalitäten und heißem Tränenwasser hat man noch nie einen tüchtigen, brauchbaren Menschen herangebildet."

Heiß brannte die Sonne vom Himmel, obgleich wieder ein Herbst bereits seinem Ende entgegenging. Es war einer jener Oktobertage, die das Herz doppelt erfreuen, da sie auf den nahen Winter ein verklärendes Licht werfen, und den schlimmen Gesellen nicht gar so feindselig erscheinen lassen. Heller Jubel ertönte im Rosengarten. Am großen Birnbaum hinter dem Sommerhäuschen stand eine Leiter; Christian, der Gärtner, pflückte die rotwangigen Früchte und warf sie den begehrlichen Kindern in den Schoß. Cousinchen Lizzie flog um die Wette mit ihren kleinen Vettern Dolly und Cyril van Diemen den Abhang hinunter und wollte vor Lachen bersten, wenn die kleinen Burschen bis zur Hecke kollerten, die den Garten vom Wiesengrunde trennte.

„Wo ist nur Wilfried? Er soll uns helfen, Birnen auflesen," berichtete die kleine Lizzie erregt und mit glühenden Wangen ihrer Mama, welche mit ihrer Schwägerin Lydia vor dem Gartenhäuschen saß und emsig strickte.

„Wo anders wird er sein, als dort in der Laube bei Schwester Marie. Zum fünfzigsten Male liest sie ihm die frommen Geschichtchen aus Nonnenweier vor, von denen Klara sich einen ganzen Heuschober voll angeschafft hat. Gottlob, da sind unsere Kinder aus anderm Schrot und Korn gemacht! Und weißt du, Lydia," fuhr Tante Lucie weiter, ohne den Ausdruck des Mißfallens zu be-

merken, welchen ihre spöttische Rede bei jener erregt hatte, „weißt du, was das Muttersöhnchen gestern sagte: „Ein Diener Gottes wolle er werden, denn heutzutage seien nicht mehr die Generale die größten Männer, sondern die Geistlichen.“ Wo in aller Welt mag der Junge das her haben?“

„Liebe Lucie,“ sagte Tante Lydia zögernd, wie wenn sie sich fürchtete, zu sprechen, „willst du es mir nicht übel nehmen, wenn ich ein Anliegen an dich ausspreche. Wäre es nicht freundlicher, wenn du und dein lieber Mann unserer guten Klara nur liebevolle Worte geben wollten? Deine Lizzie ist gewiß ein ganz reizendes Mädchen und klug, sehr klug für ihre Jahre; aber Ihr werdet Euch mit Eurem Stolze noch versündigen. Der Herr Jesus . . .“

„Die Wahrheit ist heutzutage ein ungern gesehener Gast,“ unterbrach Tante Lucie die Sprecherin in gereiztem Tone, „und ich finde es ganz unverantwortlich von Klara, daß sie sich beständig von uns abgesondert hält, als ob wir pechschwarze Heiden wären! Sie steckt die Kinder an mit ihrem sentimentalen Wesen und täte besser, am Sonntagabend im Basenkaffee zu lachen und mit uns fröhlich zu sein, anstatt in der öden Bibelstunde neue Demut und Weltscheu einzusaugen. Und du, Lydia, bist auch wieder bei den Muckern gewesen,“ schloß sie vorwurfsvoll ihre Rede.

„Missionar Hofer hielt eine Ansprache voll feuriger Begeisterung und innigen Gefühles. Der grausame König Theodoros von Abessinien . . . .“

Tante Lucie unterbrach ihre Schwägerin mit einer heftigen Bewegung.

„Wer spricht denn von dem schwarzen Narren? Erinnerst du dich, wie letzten Januar Eduard mit Wilfried und deinem Cyril eine Schlittenfahrt machte? Beim Gasthaus zum Löwen setzte das Pferd etwas rasch ein, der Schlitten gab einen Ruck, und beide Jungen lagen im Schnee. Der kleine Cyril lachte laut vor Vergnügen und saß im Nu wieder auf dem Schlitten, aber Wilfried lag wie ein lebloser Mehlsack und mußte nach Hause gebracht werden. Ich glaube wahrhaftig, er heult heute noch."

„Eduard liebt es, tollkühn davon zu rasen," entgegnete Tante Lydia, „und weil nun ein fünfjähriges Kind in den Schnee purzelt und weint, soll nichts Rechtes aus ihm werden?"

Tante Lucie machte mit der Hand eine Bewegung, als werfe sie etwas weit weg, endlich sagte sie: „Nicht gerade das ist's, worauf ich hinweisen wollte. Es sind nun zwölf Monate her, daß ich an einem schönen Nachmittage mit allen Kindern nach der Burgruine spazierte. Gleich jungen Füllen rannten sie den Berghang hinunter, und keines kam zu Falle. Nur Held Wilfried schleicht dem Fußpfade entlang, hält sich ängstlich an die Hecke, muß richtig über einen Stein stolpern und ein Loch im Kopf davon tragen. Ein unbeholfener Mensch, Tolpatsch, ein Bärlappstengel! Der Doktor, der ihm das Loch zunähte, hielt eine Gehirnerschütterung nicht für ausgeschlossen und . . ."

„Wilfriedchen ist ein schüchternes, liebes Kind,

das nur an das denkt, was den andern Freude macht. Er würde all sein Spielzeug verschenken um des Friedens willen. Ja, sein Herz birgt köstliche Schätze.“ Tante Lydia faltete ihre Hände wie zum Gebet.

„Da liegt der Has im Pfeffer,“ eiferte ihre Schwägerin. „Dergleichen Huldengel, die mit freigeberischer Hand und tortensüßlichen Worten die Tür zu einer unsichtbaren Welt öffnen, sind mit ihren stets nassen Augen und gräßlich gemalten Fittichen im nüchternen Alltagsleben recht langweilige Geschöpfe. Wer in diesen trockenen Tagen das Soll an die Stelle des Haben setzt, hat die schönsten Aussichten, das Aschenbrödel der Menschheit zu werden. Aber — was war denn das? Um Gotteswillen —“

Vom Wasser triefend, lag beim Springbrunnen die scheinbar leblose Gestalt des kleinen Wilfried. Schwester Marie war mit dem Verunglückten beschäftigt; sie kitzelte seinen Schlund mit einer Stricknadel, schob ein zusammengerolltes Tuch unter seine Brust und machte alle möglichen Wiederbelebungsversuche. Endlich kehrte dem Kleinen die Atmung wieder. Erst jetzt erhielten die erschrockenen Frauen, welche die treue Wärterin mit Fragen bestürmten, Antwort. Schwester Marie hatte gewohnterweise mit ihrer Handarbeit in der Gartenlaube gesessen und war aufgestanden, um nach Wilfried zu sehen, der beim großen Blumenbeete spielte. Da entfiel dem Knaben eine Blume vom Brunnenrande; rasch wollte er sich danach bücken und stürzte kopfüber ins Wasser. Glücklicherweise

kam die Wärterin im selben Augenblicke herbeigerannt und sah, wie zwei kleine Füße gleich Fragezeichen aus dem Wasser zum Himmel emporstrebten. Im Nu hatte sie den zappelnden Jungen beim Rocke erwischt und dem nassen Elemente entrissen.

„Da bringe ich Ihnen den Fisch, Frau Oberst," sagte lächelnd zu Hause die treue Person und legte das fiebernde Kind in die Arme seiner erschrockenen Mutter.

„Mein Kind, mein teures Kind!" schluchzte Frau Klara; heiße Tränen des Dankes und der Freude entströmten ihren Augen, immer und immer wieder drückte sie das ihr neugeschenkte Kind an ihre Brust. Auch die treue Wärterin erhielt einen Händedruck, der mehr sagte, als alle Dankesbeteuerungen.

„Wenn Wilfriedchen wieder ins Wasser fällt, wird ihn Schwester Marie wieder herausziehen, nicht wahr, Schätzchen, das tut sie?" war die bescheidene Antwort, als auch Oberst Rosen der guten Person mit warmen Worten für die Rettung seines Sohnes dankte.

Der Herbst entschwand und machte seinem Bruder Winter Platz. Einsam lag der Rosengarten, die Blätter fielen auf die Kieswege, bald standen die entlaubten Bäume voll Schneelagen und der Springbrunnen war mit Reisig bedeckt. Weihnachten nahte, die schöne Zeit, welche heuer im Rosenschen Hause mit doppeltem Glanze gefeiert werden sollte. Denn, hatte man nicht Grund zu doppelter Fröhlichkeit, neue Ursache zu Dankbarkeit und Freude?

Je mehr Weihnachten nahte, je geheimnisvoller tat die Welt. Hinter geschlossenen Türen wurden von den Schwestern zierliche Malereien auf Porzellan und Holz gemalt. Eine ganze Wagenladung von Kleidungsstücken für arme Leute, die man bescheren wollte, lag bereit. Ein jeder Schrank schien ein verstecktes Fach zu haben, in welchem man verborgene Schätze vermutete. Und wie verlockend waren die Verkaufslokale der Zuckerbäcker ausgestattet, als ob ein jeder Krämer den ersten Preis bei der Schaufensterprämiierung einholen wollte! Vergoldete Nüsse und Glaskugeln flüsterten bereits von dem Zauberbann, dessen Glanz Freude, Friede und Liebe in das düstere Weltgetriebe hineinstrahlt. Wie groß war erst der Jubel, als nach langem Tauwetter erneuter Schneefall Hügel und Wälder weiß überzuckerte und endlich schüchtern auf Dächer und Straßen eine saubere Decke zog. Ein jedes Kind traf seine Vorbereitungen. Mit wichtiger Miene berichteten die Schwestern, die längst zur Schule gingen, von den schönen Neujahrswünschen, die der Herr Lehrer, der gescheiteste Mann auf der Welt, diktierte; von der untadelhaften Kalligraphie, den wohlgefeilten Worten, die in gleichmäßigen Abständen im blauen Hefte von einander standen, von den schwungvoll gemalten Buchstaben mit ihren markigen Grundstrichen und feinen Haarlinien und von dem vergoldeten und gekerbten Seidenpapier. „Der Herr Lehrer sagte, ich solle den Neujahrswunsch recht feierlich sprechen, denn Papa sei der reichste und vornehmste Herr in Blauenstein."

„Der Mann, der solches Zeug vor den Kindern schwatzt, verdient die Eselsstrafe," brauste Oberst Rosen auf, als sein ältestes Töchterchen obige Worte plauderte. „Wozu denn das gekerbte Seidenpapier und die gebräuchlichen Gemeinplätze, wenn dein Lehrer solche Dummheiten spricht? Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir, merk dir's, Kind."

So viel Leben und Bewegung war niemals im Hause gewesen, wie in diesen Weihnachtstagen. Einzig und allein Oheim Frédéric, der die englische Weise, Weihnacht zu feiern, der deutschen vorzog, hatte zum nicht geringen Verdrusse seiner Kinder keinen Christbaum im Hause.

„Der feine Herr muß stets etwas Apartes haben," sagten die Blauensteiner, „der deutsche Baum ist ihm nicht vornehm genug."

Was wäre auch eine Weihnachtsfeier ohne den Christbaum! Bis vor wenigen Jahren hatte die römisch-katholische Geistlichkeit des benachbarten Grenzortes vor dem heidnischen Gebrauche des Weihnachtsbaumes gewarnt; da aber die Bauern mit dem Verkauf der Bäume gute Tage hatten und aus dem Erlös den Altar des heiligen Franziskus ausbessern konnten, so gab sie nach und pflanzte die Sitte auch in ihre Gegend.

Endlich war der große Tag gekommen. Rings flimmerte und glänzte die Reinheit der weiten Schneedecke in freundlicher Sonnenwärme. Darüber wölbte sich ein azurner Himmel; und die bunten Farbenspiele in der Natur draußen versöhnten mit der scharfen Kälte, die dem dichten

Schneefall gefolgt war und ihn schützend einhüllte. Durchsichtig und klar war die Luft, und nichts störte den heiligen Frieden.

*

Frau Klara war nach eingenommenem Mittagsmahle unsichtbar geworden und hatte Schwester Marie mit den Kindern hinaus ins Freie geschickt. Fröhlich besahen sie die Verkaufsbuden und wanderten auf wohlbekannten Pfaden der Burgruine zu. In goldenen Farbentönen, sanft ins Blaue übergehend, leuchtete der Himmel über den weißen Häuptern des Grenzgebirges. Nördlich schimmerten ferne Nebel. Leise senkte sich der heilige Abend über die einsame Gegend.

„Wie schön, wie feierlich!" rief Schwester Marie. Allmählich schwand die Sonne hinter dem nahen Waldhügel, aber am westlichen Horizonte flammte es empor in feurigster Abendröte und überzog Schneefelder von Hügel zu Tal mit einem rosigen Schimmer, purpurn zuerst, aber dann matt wie das letzte Lächeln eines Sterbenden. Da hub die große Glocke im Städtchen an zu läuten, erst leise, dann immer lauter und voller; von allen Kirchen der Nachbardörfer antwortete sich der heilige Gruß, immer jubelnder, immer verheißender, der Friedensgruß aus der Höhe, ein Schimmer des Morgenrotes, welches die Erde berührt. Wundersam ertönte das Geläute in der friedlichen Abendstille. Im gespenstigen Lichte blinkten die weißen Schneeflächen, aber droben am Himmel war ein zauber-

haftes Flimmern und Glitzern, und das majestätische Firmament prangte, ein unendliches Universum, ein ewiger Hymnus dem allgewaltigen Schöpfer.

Es führet mit Feuer Orion den Chor,
Die himmlische Leier tönt golden hervor,
Dann folgen mit Schalle die Sternelein alle,
Dem lieblichen Halle lauscht selig mein Ohr.

Selig lauschten die Kinder, selig die treue Wärterin und lispelten die Schlußverse des Gerok'schen Weihnachtsliedes, bis der letzte Hauch verschwunden war.

Zappelnd standen die Kinder vor der Salontüre und konnten ihre Ungeduld kaum mehr beschwichtigen. Da endlich ging die Türe auf, und ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung entströmte den Lippen aller. Herrlich strahlte das Erkerzimmer im Kerzenglanze. Ein grüner Tannenbaum, mit zierlichen Gegenständen und farbigen Kerzchen behangen, leuchtete den Kindern entgegen; darunter lagen die Gaben, welche das Christkind gebracht hatte, in Häufchen ausgebreitet. Licht und Duft herrschte überall. Jetzt setzte sich die Hausfrau ans Klavier, und das fröhliche Weihnachtslied wurde gesungen, dann ging man an das frohe Besehen der Geschenke. Nun fröhliches Plaudern. Welch ein Jubel unter den Kindern! Jedes war überglücklich, jedes mehr als zufrieden. Auf einer anderen Seite lagen auch die Geschenke für die Dienstboten ausgebreitet. Briefe aus allen Weltgegenden waren eingetroffen und brachten Grüße und Wünsche von fernen Lieben.

Eine ganze Schreibmaterialienhandlung schien ihren Inhalt über Wilfrieds Plätzchen ausgegossen zu haben, denn er sollte nach Ostern in die Schule gehen. Wenn aber die guten Eltern glaubten, ihr Stammhalter werde beim Anblick der prächtigen Festung, die sich auf dem Tisch aufbaute, laut aufjauchzen, so sollten sie diesmal mit ihrer Erwartung fehl gehen. Zwar schienen Ringmauern und Wachttürme aus Pappe seine Aufmerksamkeit zu erregen, zwar besah er mit kindlichem Vergnügen Bleisoldaten mit Flinten, Säbeln und Tornistern, aber Wilfriedchen kehrte seiner Festung samt ihren Kanonen und Erbsenkugeln bald den Rücken, hüpfte ellenhoch vor dem Christbaume; ja, er verteidigte ihn wie eine Armee seine Festung, und wehe dem, der nur ein Zweiglein oder eine Nadel der Lichterpyramide anrührte.

Niemals war die Weihnachtsfreude aus bewegteren Herzen gekommen als jetzt, da man sich von Liebe und Dankbarkeit umringt sah. Ja, freut euch des Glückes, so lange es noch beschieden ist! Noch ist der Himmel rein und heiter, noch glänzt Stern an Stern am Firmamente; aber, indem ihr in das reine Blau des Äthers hineinsehet und euch dessen freut, zieht Wolke um Wolke am Horizonte auf und droht euer stilles Familienglück zu stören und zu zerschmettern.

Am Abend des Christtages hatte Großmama Ulrich Bescherung. Da war alles noch vornehmer, feierlicher als zu Hause. Der Salon schien in einen Blumengarten umgewandelt. Wo nur ein passendes Plätzchen war, stand eine Vase voll der ge-

wähltesten Floraskindern. Mitten im Zimmer neben dem Flügel prangte der mächtige Christbaum. Um diesen her aber lagen soviele Geschenke ausgebreitet, daß der Tisch beinahe den Anblick einer Industrieausstellung gewährte. Konditoren, Goldarbeiter, Kunsthändler, Drechsler, Bildhauer, Ziseleure, Posamentiere, Buchbinder hatten von ihren Produkten liefern müssen. Vor der efeuumrankten Statue der Flora im Kabinette dehnte sich ein großer Teich aus, ein Teich mit wirklichem Wasser, auf welchem Enten und Schwäne munter umherschwammen, ja, selbst kleine Kähne, die man mit Magnetstiftchen lenken konnte. Auf dem grünen Ufermooſe war eine Krippe aufs prächtigste ausstaffiert, und die Felsgrotte, welche den Stall vorstellte, war auf geschmackvolle Weise mit Spatkristallen geziert. Vielarmige Leuchter prangten auf den Schränken, Hunderte von Lichtern strahlten von den Konkavspiegeln, der große Kronleuchter an der Decke verbreitete einen zauberhaften Glanz, und selbst der altehrwürdige Ofen aus Porzellan, der nun das Nationalmuseum in der Hauptstadt ziert, funkelte wie ein gewaltiger Glasdiamant inmitten zahlloser Sternelein.

Jubelnd flogen die Kinder ihrer guten Großmama in die Arme, selbst die Herren vergaßen Politik und Kriegsgeschrei und umstanden wie gebannt alle die Herrlichkeiten.

„Erratet mal, meine Lieben, was ich hier habe!“ rief Frau Geheimrat Ulrich geheimnisvoll und hielt frohlockend ein Papier in der Hand. „Welche Überraschung! Mein liebstes Weihnachtsgeschenk!

Gleich wird es selbst hier sein," schloß freudestrahlend die alte Dame.

„Was wird gleich hier sein?" hieß es im Durcheinander.

Da ertönte Schellengebimmel von der Straße herauf. Zwei dampfende Schimmel hielten vor der Haustüre, und dem hübschen kanadischen Schlitten entteilte ein in Pelzmäntel dicht gehüllter Herr von mittlerer Größe.

„Onkel Ernest! Onkel Ernest kommt!" jubelten die Kleinen; Hände wurden gedrückt und ausgestreckt. Großmama Ulrich war bereits seit gestern im Besitze einer telegraphischen Nachricht und hatte Melchior, dem Kutscher, befohlen, ihren Sohn an der Bahnstation abzuholen.

Nur einen kurzen Aufenthalt gestattete die allgemein sich verschlimmernde Geschäftslage Herrn Ernest Ulrich.

„Mr. Holyman, mein Kompagnon," bemerkte er, „traf ungewöhnlich früh aus Südaustralien in London ein, und dieser glückliche Umstand ermöglichte es mir, mich für einige Tage von den Anstrengungen der letzten Zeit zu erholen. Längst sehnte ich mich danach, wieder einmal einen Christbaum gegen den Plumpudding einzutauschen, coûte qu'il coûte."

Dankbar drückte Frau Geheimrat Ulrich die Hand ihres ältesten Sohnes.

„So sind wir denn alle am Weihnachtstage versammelt," sagte sie.

Schön war die würdige Großmutter anzusehen, umgeben von ihren Kindern und blühenden Enkeln.

Jetzt umkränzte Frau Klara die Stirne der alten Frau mit zwei welken Myrtenzweigen. Sie waren aus dem Kranze, den Großmama Ulrich in den Locken trug, als sie vor fünfzig Jahren mit ihrem Gatten selig am Traualtare gestanden. Ja, in diesen vergilbten Blättern hing eine Kette von Jahren vollen Glückes und voller Segen. Ach, Großmama Ulrich war eine so reine, fromme Seele, voller Sanftmut und Herzensgüte! Sie, die nur Liebe spenden wollte, Liebe geben konnte. Möge ihr ein recht schöner Lebensabend beschieden sein, mochte wohl am heutigen Weihnachtsfeste jedes der Anwesenden voll tiefer Rührung gedacht haben.

Am fröhlichsten war der kleine Wilfried. Einen Haufen Bilderbücher besaß er nun, „Honigblumen", „Licht und Schatten im Leben der Kinder", ach, und das Schönste: „Der Abt von St. Gallen", reich illustriert, zweite Auflage. Dieser Abt glich doch dem fremden Abt in dem Buche, das Onkel Ernest mitgebracht, auf ein Haar, es könnte derselbe sein. Und dann erklärte Schwester Marie, dieser dicke Mann im weißen Chorrocke sei der Abt von Canterbury, und nach einigen Jahren werde er, Wilfried, diese seltsame Sprache auch lesen können.

Ein liebliches Kind war Wilfriedchen, selig anzuschauen in seiner Herzenseinfalt, mit der es jedem Bettler eine Gabe in die Hand drücken wollte. Gönnet dem Knaben noch dieses Lob. Allzubald wird die holde Jugendzeit, die noch kein Wermutstropfen trübt, dem Glücklichen entschwunden sein. Langsam, unabwendbar nahen die Tage, wo wir

ihn nicht mehr loben dürfen, wo das unerbittliche Schicksal auch dieses Kind erreichen wird. Jammer und Elend harren seiner; und nur die Zeit, die große Trösterin aller Trauernden wird ihre lindernde Hand auf seine brennende Wunde legen, um sie allmählich zum Vernarben zu bringen. —

Am Nachmittage des zweiten Feiertages wollte Onkel Ernest den neuen Schlitten probieren, Wilfried sollte mitfahren.

„Ich will nicht mit," weinte der kleine Mann, „er wird mich wie Papa in den Schnee werfen. Ich fahre nur mit Großmama und Schwester Marie!" —

Wenn Melchior die Pferde lenkte, brauchte man sich allerdings nicht, wie der Apotheker in „Hermann und Dorothea" zum Sprunge aus dem Wagen bereit halten; die Schimmel waren lammfromme Tiere und Melchior der Besorgteste aller Wagenlenker, sodaß man sich auf dem Diwan zu Hause nicht wohler geborgen fühlte, als in Großmamas Landauer.

„Aber Kind, wenn du mit Onkel fährst, darfst du die schöne Mütze tragen, die er dir mitgebracht hat. Komm jetzt und laß dich ankleiden."

Aber Wilfried kam nicht und rührte sich nicht.

„Ich will keine garstige Kappe, ich will ein weißes Hemd anziehen wie der Mann im Bilderbuche."

„Also ein Abt willst du werden?" lachte die Wärterin. „Was der für Mucken hat! Hier ist ein Marzipan für den Herrn Abt. Da fährt

Couſinchen Lizzie mit ihrem Onkel, ja, ſchau nur hin, du Haſenfuß.“

Onkel Erneſts Beſuch in Blauenſtein war von kurzer Dauer. Nach ſeiner Abreiſe bewegte ſich wieder alles im alten. Der verhältnismäßig milde Winter ging vorüber, und ſchmeichleriſche Südwinde brachten Frühlingsgrüße aus ſonniger Ferne. Blumenduft und Lenzesatem kam gezogen; Oſtern zog ins Land und ging vorüber, und Wilfried ſollte zur Schule. Aber da hatte es wieder ſeine liebe Not.

„Ich will nicht zur Schule gehen, ich will bei Mama bleiben!“ heulte es im gewohnten Akkorde durchs ganze Haus.

„Aber Kind, wenn du Abt werden willſt, mußt du auch leſen lernen,“ wollte Schweſter Marie den kleinen Widerſpenſtigen überzeugen, der heute eine ungewohnte Energie entwickelte.

Aber alles half nichts, bis der herbeigeholte geſtrenge Herr Papa den lieben Kleinen eigenhändig ins Schullokal beförderte. Und allmählich bekam der Junge Freude am Lernen und fand, daß die Schule nicht das größte Übel dieſer Welt war, vorausgeſetzt, daß ihr ein ſo vernünftiger Lehrer vorſtand wie Herr Maurer.

„Es iſt heute ein ſchöner, windſtiller Tag,“ bemerkte eines Sonntags Oberſt Roſen zu ſeiner Frau, „ein Spaziergang in unſern Wald wird deinen Nerven gut tun.“

Bereitwillig ſagte Frau Klara zu und hieß Katrine die Kinder zum Ausgange rüſten. Bald hatte man die Gaſſen des Städtchens hinter ſich;

da war das zerfallene Fabrikgebäude, welches Onkel Arved einst so viel Geld gekostet hatte, da lag die Sägemühle am Waldbache, das Wasser rauschte über das alte Wehr, und das Mühlrad lief lustig herum; und jetzt betraten die Spaziergänger am anderen Ufer den Fußpfad, der, steil ansteigend hinauf zum waldigen Bühl führte.

„'s ist köstlich," seufzte Frau Klara, als sie den Blick nach den noch im Schneemantel gehüllten fernen Berggipfeln gleiten ließ. „Ich bin dem Herrn so dankbar. Und doppelt traurig, wenn man den herrlichen Nachmittag im dumpfen Hause zubringen muß, wie die arme Lydia."

„Monsieur Frédéric hat andere Beschäftigung in dieser schönen Frühlingszeit," erwiderte Oberst Rosen sarkastisch. „Es ist doch wichtiger, im Salon Zigaretten zu rauchen, als Waldluft zu schlürfen. Frédéric würde beim Anblicke einer Kuhherde in Krämpfe fallen. Der stirbt vor Langeweile, wenn er nicht Croquet spielen kann."

In mäßiger Entfernung von unseren Lustwandelnden war ein Trupp junger Burschen. Langsam schritten sie voran, schauten oft grinsend um und machten sich an einer Hecke zu schaffen. Eine alte Kuh und zwei Kälber kamen von der Wiese her und schauten verwundert drein. Die drei Burschen lachten und verschwanden bald im nahen Gehölz. Ahnungslos nahte die Familie jetzt des Weges.

„Das sind wieder unsere Aktivbürger, die infamen Feiglinge!" rief der erboste Oberst wie Donnergepolter, als er die Gattertüre zwei- und

dreimal mit Stricken verrammelt fand. Aus dem fernen Dickicht ertönte höhnisches Gelächter. Wie eine Katze schwang sich der behende Mann über den Zaun, durchstreifte tobend den Wald und kehrte erst wieder zu den Seinen zurück, nachdem er in einem Bauernhause Namen und Wohnort der drei Wichte ermittelt hatte. Dann wurde der Spaziergang fortgesetzt, wie wenn nichts geschehen wäre.

Unbeschreiblich war das Erstaunen, größer noch der Schrecken der drei Helden, als am nächsten Morgen der Landjäger Blauensteins die Zitation vor den gestrengen Herrn Bürgermeister, Oberst Rosen, brachte. Da standen sie nun vor dem Gefürchteten, wie mulsche Birnen, schneeweiß vor Schrecken und besorgten das Ärgste. Und Oberst Rosen, dem nichts so verhaßt war wie heimtückische Bosheit, tobte und wetterte drauf los gleich einem Schmied, der auf einen Ambos hämmert; und seine Strafpredigt prasselte wie ein Hagelwetter auf die jämmerlichen Menschen, die — weinten — oh, die Helden! Ein selbsteigener Fußtritt des Herrn Bürgermeister beförderte schließlich die heranreifende Jugend zum Hause hinaus.

In Blauenstein erregte der Vorfall viel Heiterkeit, und man erzählt sich dort noch heute, daß die Familie Rosen trotz einem Schock anonymer Drohbriefe, die von lichtscheuem Gesindel täglich einliefen, auf ihren Spaziergängen sämtliche Gattertüren und Hecken stets geöffnet fand.

Drittes Kapitel.

„Werte Frau Mutter," sagte am anderen Morgen Herr Frédéric van Diemen zu Frau Geheimrat Ulrich, „könnten Sie heute nachmittag die Pferde entbehren? Ich erwarte mit dem Vieruhr-Zuge einen Gast, der voraussichtlich längere Zeit bei uns bleiben wird."

„Gewiß, Melchior soll mit dem Coupé zur Station fahren," bemerkte die alte Frau freundlich und gab sofort Auftrag, der Kutscher möge sich bereit halten. „Darf man fragen, wer dieser Gast ist, Frédéric? Doch nicht Ihre Frau Mutter aus Holland?"

„Es ist mein vortrefflicher Freund, der Missionar St. John aus England," berichtete Herr van Diemen, und in seinem Blicke lag etwas Lauerndes, „nach dessen gottseligem Troste Lydia sich längst sehnte."

„Du lieber Gott," seufzte Frau Geheimrat Ulrich, „sind wir denn in Blauenstein so schlecht bestellt, daß wir uns Gottes Wort aus England oder Amerika beschicken lassen müssen! Predigt nicht Pastor Ritter das Evangelium in einfacher, herzgewinnender Weise!"

Frédéric van Diemen gab keine Erwiderung, aber ein fast feindseliger Blick traf die Sprecherin. Er empfahl sich äußerst höflich, aber kühl.

Mr. St. John oder eigentlich Singeon hieß der Gast, nach dessen geistlichen Troste sich die Familie

van Diemen sehnte. Der Name „Heiliger" paßte für ihn, er hatte ihn sich selbst beigelegt. Nicht in den Geringen im Geiste suchte er das Licht des Himmels zu entzünden, er ließ es sich vielmehr daran gelegen sein, die Schafe aus dem Pferch der Staatskirche wegzulocken. Schon war es dem Gottesmanne gelungen, die reichen Verwandten van Diemens in Holland dem Verderben zu entreißen; und namentlich die betagte Mama Frédérics in Amsterdam konnte erst wieder ruhig schlafen, als der Lichtstrahlenprophet versprochen hatte, auch die schwarzen Seelen der Blauensteiner zu erleuchten.

„Hauen Sie auf die Rosse los, fahren Sie rascher!" rief er dem Kutscher Melchior zu, „es ist keine Zeit zu verlieren, wenn es gilt, dem Herrn Seelen zu gewinnen."

Es war, als sei ein unheimlicher Gast in Tante Lydias Haus eingezogen. In wenigen Stunden war das ganze ruhige Leben des Hauses verändert. Alles rannte und flog, um den hohen Gast zu bedienen; es war ein Jagen und Treiben, ein Rennen und Laufen, daß man glauben mochte, Beelzebub sei bereits vor den Toren. Dem Gaste wurde das schönste Zimmer angewiesen, und bei den Mahlzeiten war das schwerste Silberzeug aufgefahren. Stundenlang saß Frédéric van Diemen mit Mr. St. John im Kabinette, die lieblichsten Reden wurden geführt und, wie es schien, in besonderer Beziehung auf die bemittelteren Familien Blauensteins, in derem Inneren der vorhandene Funke der Gnade nicht zum Durchbruche gelangen

wollte. Stundenlang saß auch der Hohepriester bei Tante Lydia, die er auf das Kommen des Herrn vorbereitete.

„Wer ist das langgezogene Beefsteak bei den van Diemens?“ fragte einige Tage später Oberst Rosen seine Frau. „Ein widriger Kerl mit seinen Fuchsaugen und seiner schwülstig aufgeworfenen Oberlippe.“

„Es ist der Missionar St. John aus England, der in Amsterdam die alte Frau van Diemen bekehrte. Er soll ein lieber, gottesfürchtiger Mensch sein, wie mir Lydia, die ganz von ihm begeistert ist, gestern versicherte.“

„Die Kutte macht noch keinen Mönch, Klara,“ eiferte Oberst Rosen. „Gerade hinter euch leichtgläubige Frauen geraten diese Schwätzer mit Vorliebe. Daß du mir den Kerl nicht ins Haus lässest, Klara!“ polterte der Herr Gemahl.

„Er sprach schon gestern vor und wollte mich um einige Minuten bitten, Eduard, als du auf dem Rathause warest. Großmama aber wollte ihn nicht empfangen und bestand darauf, was er der Dame des Hauses zu sagen habe, solle in Gegenwart des Hausherrn geschehen.“

„Die Frau Geheimrat Ulrich ist die vernünftigste Frau im ganzen Neste! Ich werde den Gottseligen etwas kühler willkommen heißen, als mein trefflicher Schwager Frédéric.“

„Ich habe mich ganz dem Herrn Jesu ergeben,“ flüsterte in diesem Augenblicke Mr. St. John, der bei van Diemens zu Tische saß, „bei uns wird Sherry zum Lachs und Bordeaux erst zum Ge-

bratenen servirt," wandte er sich zur Hausfrau, die ihn um ein Glas gebeten hatte.

Am Freitagabend wurde es in dem großen Salon lebendig und immer lebendiger. Gäste meldeten sich, kleine und große, die Tante Lydia auf den Wunsch des Gesalbten eingeladen hatte. „Sie müssen," hieß es im Zirkulare, „Sie müssen dem Geisteswehen lauschen, das unsere Seelen anfachte. Er sandte uns seine Lichtstrahlen, den Geweihten des Herrn, daß er den Weg bereite und den schwefelichten Schein vernichte."

Frau Geheimrat Ulrich war nicht gekommen. Sie sei sechzig Jahre alt geworden ohne den fremden Propheten, ließ sie zu ihrer Entschuldigung melden, und habe eine verschärfte geistliche Behandlung nicht mehr nötig. Der Ortspfarrer sei ein schlichter Ausleger des Gotteswortes, der den Kern mit der Schale verbindet, was brauche es denn da noch besonderes?

Mit offenen Armen empfing Tante Lydia ihre Schwester Klara, welche auf Oberst Rosens ausdrücklichen Wunsch mit Tante Lucie die Einladung angenommen hatte.

„Du wirst den Humbug bald satt genug bekommen, Klara," hatte er noch beigefügt.

Da saßen die Begnadigten: Tante Lydia, ihre Kinder, Frédéric, und mehrere Damen aus der Nachbarschaft, etwas weiter zurück auf Rohrstühlen Männer und Frauen von jeglichem Alter. Da saß der Schneider, der mit der Anwartschaft auf das himmlische Zion sich die Kundschaft des van Diemenschen Hauses gesichert hatte; hier sang der

Schuster, der die Stiefel des Propheten flicken durfte; ganz hinten beteten zwei Sticker, denen eine Hypothek gekündet war und harreten der Wiederkunft Christi.

Jetzt erhob sich der Missionar St. John von seinem Fauteuil, er hustete dreimal, und seine Augen glänzten von einem wilden Feuer, während er also sprach:

„Wiedergeboren sind, die meine Worte hören und bewahren! Von Sünden sind sie befreit, Sündigen ist ihnen ein Ding der Unmöglichkeit. Sie haben den heiligen Geist. Er wirket allein und souverän in ihren Seelen, und die Wirkungen des Geistes können nicht Sünde sein. Ach!" rief der Priester und wandte sich zu den Frauen, „seid erfüllet mit Gnade! Auch ich gedachte des Psalmisten, der tief beklagte, daß der wilde Eber aus dem Walde die schöne Pflanzung Jehovahs grausam zerwühlte. O, nähere dich mir, Genossin des Heiles, die du im Geiste und in der Wahrheit die Hochzeit des Lammes feiern willst; wirf hinter dich alle Zurückhaltung und folge demütig meiner Stimme! Fühlet, Geliebte, wie warm und lieblich die Gnadenflamme euer Herz durchglüht! Ja, ihr fühlet es, wie holdselig es ist, wenn sich der Genosse und die Genossin des Heiles zum Jauchzen des Halleluja vereinigen. Sehet, wie die Flammen des Opfertisches sich nähren; sehet, sie flackern lieblich, ein gemeinsames, freudiges Opfer."

Solches und anderes redete der Fremde. Verwirrt, unklar schauten die Frauen, dann fing auf

ein gegebenes Zeichen die Gemeinde an zu singen. Nach dem neunzehnten Verse trat ein Augenblick allgemeiner Stille ein, und ein längeres Gebet schloß die Andacht. Von den seltsamsten Gefühlen durchdrungen, entfernten sich auf ein Zeichen des Hausherrn die Geladenen, während die Begnadigteren zu weiterer Andacht verharrten.

Als Oberst Rosen am folgenden Tage von einer Sitzung im Rathause nach Hause kehrte, merkte er gleich an der Erregung, mit welcher ihn Frau Klara begrüßte, daß wieder einmal etwas Besonderes vorgefallen sein mußte. Frau Klara verbarg ihr Antlitz in den Händen und weinte still vor sich hin; Großmama Ulrich saß mit gerunzelter Stirne am Tische und schien in das Lesen eines Briefes vertieft zu sein. Schweigend reichte sie denselben ihrem Schwiegersohn.

„Liebe Mama," so lautete das erbauliche Schreiben, „wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert, sagt unser Heiland. Und da, wie wir mit Betrübnis erkennen, der heilige Geist in deinem Herzen nicht Einlaß findet, so muß alle unsere Gemeinschaft für ewig aufhören. Wir haben von dem Geweihten des Herrn die heilige Taufe empfangen. Er verlangt, daß ich den Brief schließe. Deine Tochter Lydia."

„Da haben wir die Bescherung!" brauste der erzürnte Oberst auf. „Der Fratze Frédéric ist zu nichts gut, als den Damen schön zu tun und das Geld seiner Frau zu verprassen. Aber soll mir der Fuchsschwänzer in die Quere kommen, ich will ihn heimschicken, den heuchlerischen Schuft, der

sich bei den Weibern einnistet und den Frieden von Häusern und Städten stört!"

Nur schwer hatte sich Tante Lydia verleiten lassen, ihre geliebte Mutter und die Geschwister zu verleugnen. Aber was galten ihre Gefühle dem herzlosen Gatten! Wo blieb die Verteidigungsweise der zarten Frau bei den Überredungskünsten des Gottgesandten, der mit dem Hauche seines Mundes den Winden eine andere Richtung zu geben versprach? So ist es immer auf dieser Welt: Laß eine Frau ihren Mann anbeten und sieh, wie er sie dafür belohnt! Seit Frédéric van Diemen Lydia Ulrich in sein Haus heimgeführt, wagte sie nie, ihren Willen auszusprechen, geschweige denn, auf eigene Verantwortlichkeit zu handeln. Sie mußte stets mit ihrem Manne einverstanden sein, so wie sie es gewesen wäre, wenn er ihr den Befehl erteilt hätte, das Haus anzuzünden und sich aufs Dach zu setzen. Frédéric van Diemen war ein eingebildeter, rechthaberischer Mensch, Tante Lydia eine schüchterne, sanftmütige Gattin.

„Denke dir nur, Mama," erzählte der kleine Wilfried beim Mittagessen, „Cyril und Dolly wollten in der Schulpause mit uns spielen, da kam Onkel Frédéric und gab ihnen eine Ohrfeige. Herr Maurer wurde böse; aber der Oheim nannte ihnen einen Irrlehrer und sagte, wir seien verlorene Kinder."

Unwille und Aufregung herrschten in Blauenstein. Es wurde weidlich geschimpft, und man erzählte sich wunderliche Dinge von dem Treiben der Wiedertäufer.

„Ein Narr macht viele," beschwichtigte Oberst Rosen den Ortsgeistlichen, als ihm derselbe den Austritt aus der Landeskirche von über fünfzig Personen meldete. „Die Invasion der Tollheit wird bald zu Ende sein."

„Mr. St. John nannte unsere Kirche eine Gebetshölle," lachte der Pastor, „und mich titulierte er Lügenprophet, Teufelsknecht und Satansjünger. Einen anständigen Mann kann man nicht alle Tage beschimpfen, sagte ich und wandte ihm den Rücken."

„Wer immer vom Teufel und Hölle spricht, hat viel damit zu tun," antwortete Oberst Rosen. „Übrigens hat der Schulvorstand bereits Klage gegen van Diemen eingereicht und wegen dessen eigenmächtigen Entziehen der Kinder von der Schule Strafantrag gestellt. Ich bin lüstern, mit diesem englischen Tausendkünstler ein Wörtchen zu reden."

Der Herr Bürgermeister ließ sich bei Frédéric van Diemen melden. Er wurde sofort vorgelassen und in den Salon geführt. Frédéric van Diemen empfing seinen Schwager mit ausgesuchter Höflichkeit und lud ihn ein, auf dem Diwan Platz zu nehmen.

„Ich komme nicht als Verwandter, von dem Sie nichts mehr wissen wollen," begann der Herr Bürgermeister in ernstem Tone. „Ich bin im Amt. Wie kommen Sie dazu, Herr, Ihre Kinder in gesetzwidriger Weise der Schulpflicht zu entziehen?"

„Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern . . ."

„Lassen Sie Ihre albernen Redensarten," sagte

der Oberst halb verächtlich, halb spöttisch, „Sie können einem jammern. Wo ist der Windbeutel, der unser Blauenstein auf den Kopf stellen will?“

Mit einem Satze wie der eines beutegierigen Tigers sprang Frédéric van Diemen zum Kabinett; eine Gestalt hinter dem japanischen Ofenschirme begann sich zu bewegen, und mit gefalteten Händen trat — Mr. St. John ins Zimmer.

„Das ist der Gottesmann,“ rief Herr van Diemen mit schlecht verhehltem Triumphe.

„Also das ist der Herr,“ entgegnete Oberst Rosen, ohne die geringste Verblüffung zu zeigen, und musterte mit ruhigem Ernste den Fremden, der vor ihm stand. „Ich habe in meiner langjährigen Amtstätigkeit schon viel mit Heuchlern und Spitzbuben zu tun gehabt, aber . . .“

Vier Fäuste waren gegen ihn gerichtet.

„Aha!“ lachte der Oberst, „eine heilige Liga! Der eine hat kein Gehirn, und dem anderen empfehle ich vorläufig eine Zahnbürste, denn seine prophetische Nähe ist ja ganz unausstehlich. Gottseligkeit und Reinlichkeit gehören zusammen.“

„Eduard, Sie sind ein Weltkind, ich bin ein Gotteskind,“ knirschte Frédéric van Diemen

Die Lippen des Missionars bewegten sich zum leisen Gebet.

„Ja, mit deinen Anlagen kannst du noch ein Gotteskind werden wie Brigham Young, der es in seiner Heiligkeit zu siebzehn Frauen, sechsundfünfzig Kindern und acht Millionen Mark brachte,“ lachte Oberst Rosen und empfahl sich.

Unfern der schönen Villa van Diemen stand

das Wohnhaus der Dienerschaft. Hier fand, während Oberst Rosen seinem Schwager seinen Besuch machte, eine Unterredung ganz anderer Art statt. Christian, der Gärtner, kam mit offenem Munde und Augen zum Kutscher gelaufen, als ob er ein Gespenst gesehen hätte, und berichtete das Neueste. Gestern abend sei plötzlich im Hofraume des Herrschaftshauses ein Zischen und Gebrause ergangen wie eines Platzregens, worauf ein langer Zug vermummter Gestalten die Treppe hinunter huschte, was einen ganz erschrecklichen Eindruck gemacht habe.

Melchior sah den Gärtner verständnislos an.

„Laßt Euch mit dem nicht ein, Christian, er ist fast wie der andere."

„Was war's mit dem?"

„Auch so ein ausländischer . . ." lächelte der Kutscher voll Ingrimmes. „Wollte mir da seine Erbauungsstunde auch mitansehen und leg ich — der Köpfer soll mich holen — ein Zwanzigmarkstück statt zehn Pfennige in die Büchse. Ich merk den Irrtum erst zu Hause; nun stracks zum anderen und ersuch ihn höflich um Auswechslung des Geldes. Und wißt Ihr, was mir der zum Bescheide gab?"

„Was sagte er?"

„„Kann nicht sein, der Herr hat schon darüber verfügt." Aber seit jenem Abend horch ich diesen Propheten nicht mehr ab," polterte Melchior.

Christian, der Gärtner, hatte recht gesehen. Das Reich des fremden Propheten neigte zum Ende. Die Verstocktheit der Blauensteiner, auf

welche Frédéric van Diemen angespielt hatte, erweckte in den Auserwählten den Wunsch, der Rotte Korah den Rücken zu kehren und die Wiederkunft des Herrn an passenderer Stelle zu erwarten. Wo dies geschehen konnte, war eigentlich unklar; man hatte über amerikanische Verhältnisse Erkundigungen eingezogen, aber die Auskunft lautete ungünstig; man sprach von Südafrika, aber das Land litt an politischer Zerrissenheit und seifenblasenartigen Aufständen. So gewährte es zuletzt den Suchenden eine wohltuende Beruhigung, daß gerade zu dieser Zeit die ausgedehnten Ländereien in Westaustralien der Zivilisation erschlossen wurden; und man traf Anstalten, zu Salem, wo die Schulgesetze nicht so strenge gehandhabt wurden, die Gnadenzeit zuzubringen. Alles wurde in Bereitschaft gestellt, und das Zeichen der Wiedergeburt sollte die Kinder Gottes zu der Pilgerfahrt stärken.

Unten im Erdgeschoß stand die Schwengelpumpe, welche bei Feuersgefahr der alten Spritze zur Wasserfüllung diente. So schritten denn, als dunkle Nacht alles umhüllte, die Begnadigten je zwei und zwei hinunter zum Teiche Siloah. Und sie tauchten ins Wasser, Halleluja erscholl von der Gemeinde, und selbst Hektor, der Hofhund, bellte vor Freuden, wenn die Schwengelpumpe niederging. —

In geharnischten Worten hatte der Bürgermeister seinem Schwager van Diemen die Meinung gesagt, und die übergroße Mehrheit der Mitbürger konnte ihm nur beistimmen. Bei aller Heftigkeit und raschem Handeln war Oberst Rosen ein Mann

nüchterner Anschauungen und schlichten Denkens, und nichts mißfiel ihm mehr als süßliches, schleichendes Wesen. Obschon er selbst selten in die Kirche ging, hatte er doch die Schließung der Schenken und Geschäftslokale an Sonntagsvormittagen durchgesetzt und sich den Dank aller einsichtigen Einwohner gesichert. Mit welchem Eifer und mit welcher Umsicht er diese Angelegenheit betrieb, wußten am besten diejenigen, die damals neben und mit ihm arbeiteten. Wo es galt, nützliche Neuerungen einzuführen, da war er der erste, der seine Hand dazu gab. Aber er warnte vor Überstürzung. Oberst Rosen hatte den gefährlichen Zug unserer Zeiten erkannt, der vielfach nur um der Neuerung willen neuern will. Schon die Wahl eines Friedensrichters hatte kürzlich die Blauensteiner gewaltig in Harnisch gejagt.

„Nun noch diese Proselytere, die unseren Leuten den Kopf wirbeln macht!" Mit diesen verdrießlichen Worten verließ Oberst Rosen eines Tages früher als er es sonst gewohnt war, das Rathaus.

„Gottlob, daß Sie kommen, Herr Oberst!" rief oben auf der Treppe Katrine außer Atem, „der Missionar ist im Hause, trotz aller Abwehr drängte er sich in das Zimmer. Ich konnte die erschrockene Frau nicht allein bei dem Menschen lassen, sonst würde ich sofort nach dem Rathause geeilt sein."

„Ha, der Gleisner, er vermutete mich nicht hier!" ruft der aufgebrachte Ehegatte, ergreift eine Reitpeitsche, die zufällig im Korridore lag, und stürzt wutschäumend ins Wohnzimmer, wo der

fremde Prophet mit glatten Worten auf die entsetzte Frau Klara hineinspricht.

„Die Gnade sei mit . . .“ wollte der Heuchler beim Anblicke des Wütenden sagen — eins, zwei, drei hatte er's auf dem Rücken und flog die Treppe hinunter.

Laut schrie der kleine, weichherzige Wilfried, draußen auf der Straße hörte man weidlich lachen, und Katrine schloß die Haustüre hinter dem fremden Gaste, der sich auf solche Weise empfohlen hatte.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo die Aufwallung unserer Gefühle alle Regeln der Konvenienz durchbricht, und diese Augenblicke schienen im Leben des Oberst Rosen öfters wiederzukehren.

„Er ist ein niedrig denkender Mensch, dem alle Gutgesinnten aus dem Wege gehen, ein schmutziger Heuchler, der mit seinen salbungsvollen Redensarten unsauberen Absichten ein frommes Deckmäntelchen umhängt.“ So lautete das Urteil im Volke über den Mr. St. John, und man war allgemein froh, als die Wächter des neuen Salem ihre Koffer packten. Die Bekehrungsversuche wurden eingestellt, die Pumpe im Hofraume trocknete aus, und Hektor bellte nicht mehr. Wohlgefällig schmunzelnd überschaute der Prophet seine Herde, als er die letzte Andacht hielt. „Fifty seven, siebenundfünfzig,“ murmelte er, „und Kinder zählen nur halb.“

Und endlich kam der Tag der Abreise. Die weniger bemittelten Gemeindeglieder wurden nach Hamburg vorausgeschickt, wo sie sich als Zwischen-

deckpassagiere einschifften; Mr. St. John, die Familie van Diemen und einige Geschäftsfreunde wollten den Weg über Genua nehmen, welcher die langweilige Seereise etwas kürzte. Du meine Güte, lieber würde Frédéric van Diemen einen gewissen heißen Ort unter der Erde besucht haben, als bei Großmama Ulrich nochmals vorzusprechen; aber die gute Frau war weichherzig genug, dem Bittsteller sein schriftliches Gesuch um den Reisewagen nicht abzuschlagen, und befahl Melchior, die große Kutsche bereit zu halten.

Dort fährt der Wagen langsam über den Kirchenplatz. So langsam! Jetzt beugt sich eine bleiche Gestalt hinaus, aber der Vorhang wird gezogen, und der Wagen fährt weiter. Und droben im Hause sinkt eine kummervolle Greisin bewußtlos zusammen. Mutter und Tochter werden sich nie wiedersehen. Frédéric van Diemen steckt sich im Wagen eine Havanna an, Mr. St. John liest im alten Testamente: „Die Gesalbten haben keine Gemeinschaft mehr mit den Kindern dieser Welt.“ Draußen auf dem Bocke fuchtelt Melchior so grimmig mit der Peitsche, daß der Missionar unwillkürlich zusammenfährt; er hat keine Freude mehr an Peitschen. Tränenvoll drückt Tante Lydia auf der Station dem Kutscher die Hände, streichelt immer und immer wieder die braven Schimmel. Melchior wischt sich die Augen und wirft Frédéric van Diemen das reichliche Trinkgeld, das ihm dieser zugesteckt, verächtlich vor die Füße.

Viertes Kapitel.

„Mama," sagte bald nach dem trauervollen Ereignis der kleine Wilfried, „warum sind Onkel und Tante fortgegangen? Großmama war so traurig."

Frau Klaras tränenschwere Miene, die sie seit einiger Zeit selten verließ, heiterte sich unwillkürlich etwas auf, als sie scherzhaft antwortete, „sie wollen sich das Land besehen, wo die Kiwis und Leierschwänze sind."

Der gestrenge Herr Papa würde gesagt haben: „Deinem faulenzerischen Oheim Frédéric gefiel es nicht mehr in Blauenstein, weil man hier arbeiten muß; und so zog er ans andere Ende der Welt, wo man nicht mehr mit Fingern auf ihn deutet."

Wilfried war immer das freundliche Kind geblieben, gutmütig und aufrichtig, aber nachdenklich und ernst für sein Alter. Oberst Rosen wollte zwar hie und da bedenklich das Haupt schütteln, wenn sein Sohn zu Hause vor einem Haufen Bücher hockte, während andere Knaben sich im Freien tummelten. Wilfried hatte bereits geläufig lesen gelernt; Erzählungen aus der Weltgeschichte, namentlich aber Geschichten, in denen von Äbten und lebendig begrabenen Nonnen die Rede war, machten stets einen ungeheuren Eindruck auf den Jungen. Warum wurden die Armen eingemauert? Warum hatte der fremde Mann seinen guten Papa gottlos genannt? „Ich muß das alles wissen," rief der Knabe, als er sein Lesebuch zuklappte.

Die herzzerreißende Trennung von Schwester Lydia hatte Frau Klaras Gesundheit aufs neue ins Wanken gebracht. Sie klagte nicht, aber die tiefgeschlagene Wunde wollte nur langsam vernarben. Großmama Ulrich, selbst der Aufrichtung bedürftig, mußte nun doppelte Kraft aufbieten, ihre leidende Tochter zu trösten.

„Denke an deine treffliche Schwiegermutter, Eduards Mutter selig," sagte sie, „gab es je eine solche Dulderin! Dreißig Jahre lang lag sie auf ihrer Matratzengruft, und dennoch kam nie ein Wort der Klage über ihre Lippen. Meine Lydia, mein teures Kind! Wir wollen es gemeinsam tragen, Klara," schloß die ehrwürdige Greisin und unter Tränen zog sie die zarte Frauengestalt an sich und küßte sie.

„Schicken Sie Ihre Frau Gemahlin einige Wochen ins Hochgebirge, eine Luftveränderung wird ihr gut tun, Herr Oberst," meinte der Doktor. „Was sagen Sie zu Klosters oder Berchtesgaden?"

Klosters! Das traf sich gut: Großmama Ulrich machte in gesunden und kranken Tagen alljährlich einen Aufenthalt in Ragaz und kehrte jedesmal von den heilkräftigen Thermen neubelebt nach Blauenstein zurück.

Freudig klatschte Wilfried in seine Hände. „Ich will alle meine Bücher mitnehmen, und einen Hammer für die Steine."

„Der Steinpeterli will wieder eine Kirche aus Bergkristall und Diamanten aufbauen," neckten die Schwestern Bruder Wilfried.

Wilfried klopfte das Herz beim Gedanken, in die Berge zu kommen, die er bisher nur in geheimnisvoller Ferne gesehen. Bald würde er ihre trotzigen, aus steinernen Kesseln himmelanstrebenden Felswände selbst erklimmen, bald das geheimnisvolle Tal durchwandern, auf dessen unvergleichliche Schönheit Gott einst herabschaute und jene Freudentränen weinte, die zum Alpsee wurde. Und wenn erst von hoher Alp das Glöcklein der Kapelle mahnte oder gar lebendige Nonnen in einem dunkeln Klostergarten hin und her wanderten — nein, die Erwartung all dieser Herrlichkeiten ließ unseren Wilfried nicht schlafen. Himmelhohe Bergwände, unterirdische Kerker, plätschernde Gebirgsbäche voll durchsichtiger Glaskristalle, und brausende Meereswogen, auf denen Seeschlangen und Propheten angeschwommen kamen, durchschwirrten im bunten Durcheinander das jugendliche Gehirn.

Hochaufschauend lehnte Wilfried zum Wagenfenster des Bahnzuges hinaus, welcher von Rorschach einen direkten Anschluß nach Chur hatte. Ja, von was er geträumt hatte, wurde zur schönen Wirklichkeit. Da baute sie sich auf, die hehre Alpenwelt, First an First, Grat an Grat, Kulm über Kulm. Wilfried konnte sich nicht satt sehen an der Pracht. Rechts und links der heimelig eingebetteten Talspalte rauschten Wildwasser von den Hängen und schienen in jugendlichem Übermute die glitzernde Flußader, der sie zueilten, überspringen zu wollen.

„Was mag das für ein Gebäude dort oben sein?“ fragte Wilfried seinen Papa, als von Bergeshöhe die Mauern eines mittelalterlichen

Gebäudes schimmerten. „Ist das ein Jesuitenkollegium?"

„Nein," lachte Oberst Rosen, „es ist die kantonale Irrenanstalt, wie Bädecker sagt, früher nannte man es das Kloster des heiligen Pirmin."

„Wer war jener alte Herr denn, der in Buchs unser Coupé verließ?" erkundigte sich der unermüdliche Knabe weiter.

„Es war der General von Sonnenberg," erklärte der Schaffner, als die Familie in Sargnart aus dem Zuge stieg, um die Reise nach Klosters im Postwagen fortzusetzen.

Mit ernster Miene horchte Wilfried auf, als sein Papa vom Sonderbundskriege erzählte, der vor wenigen Jahren die Schweiz in zwei feindselige Lager gespalten, und wie jener Offizier, der Anführer der Truppen aus den Jesuitenkantonen, von der eidgenössischen Armee besiegt wurde.

„Gibt es denn in Blauenstein auch Jesuiten?" fragte Wilfried, sein Gesicht war sehr ernst geworden.

„Der Herr bewahre uns gnädiglich vor solcher Heimsuchung!" flüsterte Frau Klara, und Wilfried faltete seine Hände.

„Du hättest ihn früher darum bitten sollen, Klara." Schon hatte der Herr Gemahl dieses bittere Wort auf den Lippen; aber da wies im Hintergrunde des Tales der Silvrettagletscher seine breite Fronte, und eine auffallende Zunahme der Fahrgeschwindigkeit ließ unsere Reisenden aufsehen, daß die Postkutsche die oberste Talstufe erklommen hatte. Der Kondukteur, ein sonnenge-

bräunter Mann, öffnete den Schlag und sagte höflich: „Klosters Platz, Sie haben hier auszusteigen.“

Oberst Rosen und seine Familie wurde von den Wirtsleuten aufs freundlichste bewillkommt.

Wie schön ist's doch, wenn man nur bringt und nicht auch holen will! Die ganze Welt lächelt so huldvoll, die Sonne leuchtet nur auf fröhliche Gesichter. Ach, in diesen glückseligen Alpentälern herrscht oft mehr verborgener Jammer, schmutziges Elend und Verkommenheit, als die Städter ahnen, und Verstimmung und Sorge werden selbst von der glänzendsten Gletscherpracht nicht verscheucht.

Ei, wie flink klettert Wilfried auf den Felsblöcken umher, die sich am Berghange so zahlreich finden, gleich als ob es sich um eine Karussellfahrt auf dem Blauensteiner Jahrmarkt handelte. Jubelnd begrüßt er das blütenbesäte Polster eines Mannsschildes, späht nach grünem Serpentin und flimmernden Glimmerstücken. Da grüßen aus den Ritzen des vielzerklüfteten Gesteins der Alpenprimeln oder Aurikeln goldene Blütenhäupter. Sorgsam klettert Wilfried dem sprudelnden Bächlein entlang, jetzt bückt er sich tief zum Busche der brennend roten Bergrhododendren. Schon hat er die erste Blume, die zweite, die dritte Preisblume gepflückt, da zischt die mehr als zwei Fuß lange Rediſche Viper aus dem Grase, bereit, ihre Giftzähne in die Hand des Knaben einzugraben. Aber schon saust mit Windeseile der Bergstock des umsichtigen Oberst Rosen, der die Ge-

fahr noch rechtzeitig erschaute, auf den Schädel der Schlange, und leblos lag das Untier am Boden.

„Vor dem Bisse hüten wir uns dadurch," meinte ein herbeigetretener Sennhirte, „daß wir an gefährlichen Orten nie ins Gras oder unter die Steine langen, ohne vorher mit dem Stocke gehörig sondiert zu haben."

Der Anruf des wackeren Mannes machte den Erwägungen des Obersten ein Ende. Unwillkürlich hatte er an die allzu gutmütigen und vertrauensvollen Charakterzüge seines Sohnes denken müssen, die dieser mit zunehmenden Jahren immer deutlicher entwickelte, er wußte, welch heimtückische Giftschlangen derart Veranlagten im Leben stets auflauern!

In denselben Tagen war Frau Geheimrat Ulrich in Ragaz zu längerem Kurgebrauche eingetroffen. Die Reise von Blauenstein erforderte mit der Eisenbahn etwa zehn Stunden, aber die alte Dame liebte es, von Lindau an mit ihrem eigenen Wagen das Rheintal hinauf zu fahren; und Melchior wußte ein gar ergötzliches Stücklein zu erzählen, wie einst auf der Sennwalder Eisenbahn ein Mann, der aus dem Gepäckwagen gefallen war, ohne Schaden zu nehmen, seine Kleider abstäubte, die gelösten Schuhriemen festband und wieder den Zug bestieg, alles, während derselbe im Weiterfahren gewesen sei. Ja, Melchior wollte sogar mit seiner Kutsche eine Stunde früher als der Bahnzug in Ragaz anlangen; doch schien dies etwas zweifelhaft, wenn man die mäßige Schnelligkeit be-

trachtete, mit welcher die alten Schimmel auf der schnurgeraden Landstraße hintrabten.

In dem großen Speisesaal des klosterähnlichen Hotels zu Ragaz, den Frau Geheimrat Ulrich betrat, ging es lebhaft zu; und mit Interesse musterte sie die Gäste in der Erwartung, alte Bekannte zu finden. Alle Tafeln waren besetzt, und mehr oder weniger leise geführte Unterhaltungen in allen Sprachen durchschwirrten den Raum. Hier hatte ein bekannter schweizerischer Lehrer des Staatsrechts und der Geschichte Platz genommen, dort saß ein baumlanger englischer Reverend mit kerzengraden Töchtern, an einem kleinen Tische gestikulierten gebräunte Südfranzosen; und mancher verstohlene Blick schweifte die Mitte der Haupttafel, an welcher ein weltberühmter Generalfeldmarschall das bunte Treiben schweigend betrachtete.

„Ist's möglich, Frau Geheimrat Ulrich?" rief plötzlich eine vornehm gekleidete Dame mit fremdem Akzente, how charming, wie reizend, unsere liebe Frau Geheimrat wieder zu haben!" Die Sprecherin war Mrs. Wilson aus der englischen Fabrikstadt Birmingham, eine Badebekanntschaft vom vorigen Jahre. Mrs. Wilson hatte damals eine tiefe Zuneigung zu Frau Geheimrat Ulrich gefaßt, die zur Freundschaft wurde. „Ach, wie freut es mich, Sie wieder zu sehen, dear Mrs. Ulrich, aber gestatten Sie mir, Ihnen meine Begleiterin vorzustellen, Miß Richardson aus Birmingham."

Eine junge Dame von hoher Gestalt, mit hellblondem Haare und tiefblauen Augen, drückte der alten Frau herzlich die Hand. Mit dem überaus

zarten Teint ihres Gesichtes, der Lockenfülle, mit ihrer vornehmen Haltung war Miß Richardson eine Erscheinung, die überall Aufsehen machte; aber ein so außerordentlicher Reiz lag in ihren großen Augen, daß man das Fräulein schon lieb haben mußte, ehe man sie näher kannte.

Mit einem ansehnlichen Reichtume ausgestattet, hatte sich Mr. Richardson, ihr Vater, verlocken lassen, den größten Teil seines Vermögens in einem finanziellen Unternehmen in Australien anzulegen. Die Prospekte hatten von unermeßlichen Ländereien gesprochen, die fabelhaften Gewinn abzuwerfen verhießen. Da fuhr das Unglück nieder und vernichtete die Hoffnungen Hunderter. Das angeblich ergiebige Land bestand in Wirklichkeit aus vielen Quadratmeilen Meeresboden, welcher nur zur Zeit der Ebbe vom Wasser befreit war. Der Schwindel kam ans Tageslicht, die Direktoren der neuen Gesellschaft wurden zu Gefängnisstrafe verurteilt, aber das Geld der allzu vertrauensvollen Menge war verloren.

„Sehen Sie, Frau Geheimrat," schloß die Freundin ihren Bericht, „nun will das gute Mädchen durchaus ihr eigenes Brot verdienen, sie will sich zur Erzieherin ausbilden und sucht die Bekanntschaft irgend einer gebildeten Familie in Deutschland, wo sie, als Stütze der Dame des Hauses, zugleich die deutsche Sprache erlernen könnte."

Nachdenklich hatte Frau Geheimrat Ulrich dieser Rede zugehört. Ein leiser, in ihr längst schlummernder Wunsch schien in Erfüllung zu gehen.

Seit der Verheiratung ihrer Kinder hatte sie sich einsamer als je gefühlt; Lydias Abreise riß eine doppelt schmerzliche Lücke. Ein weiterer Blick in das liebe Gesicht des fremden Fräuleins überzeugte sie, wer ihre Gesellschafterin sein sollte.

„Wie sich das herrlich trifft, liebe Mrs. Wilson!“ begann sie nach einer Pause, „ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen.“

Statt einer Antwort auf das freundliche Anerbieten der guten, alten Frau schüttelte Miß Richardson voll Dankbarkeit ihre Hand. Vielerlei wurde noch miteinander besprochen, und man kam überein, daß das englische Fräulein sofort ihren Aufenthalt auf ein Jahr im Hause der Frau Geheimrat Ulrich beginnen sollte.

Fünftes Kapitel.

Die Ankunft des schönen Fräuleins aus England machte in Blauenstein kein geringeres Aufsehen, als es damals der Einzug jenes Mr. St. John getan hatte. Die Leute schüttelten den Kopf, selbst der treue Christian traute nicht mehr. „Wird wieder was Heiteres sein!“ brummte er. Allmählich trat indes eine andere Wendung ein. Das anmutige Fräulein, ihr gewinnendes Wesen, fanden doch anderen Beifall, als der klapperdürre eng-

lische Hengst bei van Diemens; dabei besuchte sie wie eine Eingeborene die Pfarrkirche, so daß die Blauensteiner ruhig in ihre Häuser zurückkehren konnten.

„Etwas ist doch sonderbar," meinte Christian, „Katrine bei Rosens sagt, dieses Fräulein Miß gehöre zu den Quäkern."

„Das sind ja Bombenwerfer, Anarchisten!" rief der vorbeigehende Postbote.

„Dummes Zeug, das sind sehr vernünftige Leute, sagt Frau Geheimrat," verbesserte Melchior, der Kutscher, „sie fluchen nicht, tun niemanden was zuleide und trinken nicht." Dabei warf er einen vielsagenden Blick auf den Postboten, dessen starkroter Anflug auf der Nase bedenkliche Dinge zu berichten schien.

Bald hatte die junge Engländerin ihre insularischen Eigenheiten abgestreift, das Heimweh überwunden und sich in die Verhältnisse ihres neuen Wohnortes eingelebt, dessen kleinstädtisches Treiben sie innerlich belächeln mochte; sie schlief im Blauensteiner Bett so gut, wie einst in der Heimat, und fühlte sich bei ihrer Gönnerin wohlig und frei. Auch die Kinder gewannen bald „Fräulein Miß" lieb, und keines fürchtete sich mehr vor der Fremden. Mit Frau Klara hatte sie bald innige Freundschaft geschlossen, und wunderbar verstand es die junge, feinfühlende Ausländerin, mit ihren klugen und doch wieder im Tiefsten zustimmenden Bemerkungen, die Unterhaltung aus der wehmütigen Tonart in die hellere zu wenden.

Weniger Befriedigung fand Großmamas

Freundin in Onkel Arveds Hause. Mochte es diesen verdrossen haben, daß Großmama Ulrich auf eigene Verantwortung die Engländerin ins Haus genommen, oder fühlte sich Tante Lucie durch die liebevolle Aufnahme, die jene bei ihrer Schwiegermutter gefunden, zurückgesetzt, kurz, Onkel Arved vermied es nicht, seine Gereiztheit der Fremden gegenüber zu verbergen.

„Was sind denn das für wunderliche Kugeln?“ fragte Fräulein Miß — wie man die Fremde in Blauenstein allgemein hieß — und brach in ein herzliches Lachen aus.

Im Städtchen wurde Spritzenprobe gehalten, und an der neuen Pumpe wackelten die Laternen wie Leuchtkäfer in der Finsternis. Die Frage war in aller Unbefangenheit gestellt, so harmlos wie die Sprecherin selbst.

„Wenn Ihnen unser Blauenstein zu gering erscheint, kann Ihnen England wahrscheinlich Besseres bieten,“ entgegnete Onkel Arved voll Zorn, und Tante Lucie schleuderte einen verächtlichen Blick auf die Gestalt, die so unendlich schöner war als sie selbst.

Der Stich traf, weinend verließ Miß das Zimmer. „In diesem Lande verstehen sie nicht einmal den harmlosesten Scherz; kein Wunder, daß sich die kleinen Kinder untereinander nicht vertragen, wenn die Erwachsenen so reizbar sind,“ murmelte sie unhörbar vor sich hin.

Ja, die Kinder konnten niemals sich vertragen, wenn sie im Rosengarten spielen sollten. Zuerst ging alles gut, dann wollte Lizzie Ulrich befehlen

und Wilfrieds Schwestern nicht gehorchen. Lizzie erkletterte die Weimutskiefer, während der stille Wilfried in einem Buche las.

„Du solltest mehr unter die Leute gehen," meinte das neunjährige Mädchen altklug, „dann würdest du auch mehr Manieren bekommen."

Und wieder vergingen Wochen und Monate, ohne daß sich etwas Besonderes zutrug. Von den Ausgewanderten erfuhr man nie etwas, denn auch ihr Anhang im Städtchen schien nichts von ihnen zu wissen, bis sich eines Tages das Gerücht von einem Briefe verbreitete, der mit dem Poststempel Salem im Rathause eingelaufen war. Christian brachte die seltsame Mär. „Herr van Diemen hat das rückständige Frauenvermögen deklamiert und will wieder neue Leute nach dem Australien ziehen. Es ist eine Kalamität."

„Man sagt reklamiert, Christian," verbesserte Frau Geheimrat Ulrich den redseligen Alten. „Wenn die Gimpel nach Australien reisen, so ist das für uns Zurückgebliebene keine Kalamität. Wie steht es mit dem Preßkopf für heute abend?"

„Preßkopf!" Christian hielt sich die Hand vor die Stirne. Wie doch das Alter vergeßlich ist. „Ich will nur schnell zum Zuckerbäcker und . . ."

Verwundert blickte Frau Geheimrat auf den Alten, der heute so wunderliche Antworten gab. „Aber um Himmelswillen, Mann, wer bestellt denn eine Sulzpastete beim Konditor?"

„Die Frau Geheimrat ist heute recht verwunderlich," brummte Christian, als er sich auf seinen Fleischergang rüstete. —

Die Röslein eines besseren Befindens röteten wieder Frau Klaras Wangen. Der Aufenthalt im Gebirge hatte ihr gut getan. Sie war dieselbe gute, sanfte Mutter, die nur ihren Kindern lebte. Wilfried bereitete sich zum Eintritt ins Gymnasium vor. Er erhielt vom Ortspfarrer Unterricht in Latein und Griechisch, und bald widerhallte das Haus von seinem mensa, mensae, mit dem er die Schwestern, die ihn überhören mußten, plagte.

Oberst Rosen war derselbe ernste, energische Mann geblieben. Ohne eigentlich im engsten Sinne des Wortes populär zu sein, gewann er durch sein strengrechtliches Wesen, das seine Amtstätigkeit seit Dezennien kennzeichnete, stets fort die Zuneigung seiner Kollegen in hohem Grade. Nur die lichtscheuen Elemente haßten ihn. Es steckte etwas von preußischer Schneidigkeit in seinem Wirken, ein gewisser körniger Ton mußte in seinen Reden auffallen.

Ein kühler August neigte seinem Ende zu. Nach langem Landregen war endlich bessere Witterung eingetreten. Die Wolken zerstreuten sich am Himmel, und segensreich leuchtete die Sonne auf die durchtränkte Erde. Willkommen erklang die Sense auf den Feldern, die Erndte begann. Rührige Hände regten sich allüberall, das tauduftige Gras wurde abgemäht und auf den Wiesen verzettelt.

An der Landstraße steht ein Mensch von unheimlichen Aussehen. Seine Augen sind unverwandt nach dem nahen Bauernhause am Fuße des Hügelrückens gerichtet. Was mag der Unbekannte

wollen? Jetzt öffnet sich die Türe des Hofes; Mann, Frau und Knechte ziehen aus, mit Heugabeln und Sensen auf den Schultern. Im Hofe ist es still geworden, die Stalltür ist wieder verschlossen. Widriges Grinsen überzieht das rohe Gesicht des Lauernden, und mit einem höhnischen Lachen verschwindet er in der Richtung des Bauernhofes.

Der Herr Bürgermeister saß an demselben Nachmittage in seinem Arbeitszimmer, als auf dem Kirchenplatze Lärm entstand. Der Landjäger begehrte Einlaß. Sein Gesicht war blutüberströmt, sein Arm hing in einer Binde. Erregt meldete er seinem Vorgesetzten die Einbringung eines gefährlichen Verbrechers und berichtete den Sachverhalt: Ein Bettler war heute mittag zu Bauer Stülper gekommen, der mit seinen Leuten zu Tische saß, und bat um ein Almosen. Er könne mithalten, hieß es. Als der Mensch gegessen hatte, verlangte er Tabak. Den konnte er auch haben. Dann sollte man ihm Geld geben. „Jetzt geh," sagte der Bauer, „Geld verschenk ich keines, aber verdienen könnt Ihr's, wenn Ihr mitschaffen wollt, wir sind gerade beim Emden." Mit einem unterdrückten Fluch verließ der Bettler das Haus. Als aber Bauer Stülper nach seinem Hofe zurückkehrte, fand er die schönsten Kühe aus zahllosen Schnittwunden blutend, und das Winterheu im Stalle voll Kot und Sand untermengt. Und als der elende Missetäter von den entrüsteten Bauern eingefangen wurde, schlug er den Landjäger mit der Faust ins Gesicht und zerbrach ihm beinahe den rechten Arm.

Auf sprang Oberst Rosen. Er war einer von jenen Männern, die, wie Jeremias Gotthelf sagt, die Schande der Welt nicht teilen, keine Muckelmeister sind, sondern ihre Sache am rechten Orte vorbringen und dem Unrecht Unrecht sagen, wo sie es finden. Er gehörte nicht zu der Kategorie der Männchen mit dem breiten Rücken voll Rücksichten; er belächelte vielmehr das spießbürgerliche Lächeln der Spießbürgerlichkeit und verlachte die Rache der Schlechten.

Eine bewußte Reitpeitsche hing im Korridor. „Für Heuchler und Tierquäler wachsen noch Stauden im Walde!" tobte der Oberst. Schon war er im Arreſtlokale, das von Bauer Stülper und einer wütenden Volksmenge umlagert war. Hui! Wie die Peitsche sauste! Wohl einstudierte Hiebe, von geübter Hand ausgeführt, sausten auf den Strolch, rechts, links, oben, unten und in der Mitte. Wutschnaubend, kochend vor Zorn, drohte, fluchte und jammerte, mit Schmerzensgeheul untermischt, der Elende. „Halten Sie ein! Au, au! Ich werde mich beim König, au, au! beim Kaiser! au, beim au, oh, oh, beim Papste beschweren!!"

Zerbrochen lag die Peitsche am Boden, der Appellant an König, Kaiser und Papst ebenfalls. Recht so! „Das Pferd verdient den besten Hafer," hatte neulich Oberst Rosen einem betrunkenen Fuhrknechte gesagt, welcher von seinem mißhandelten Pferde einen Schlag vor den Kopf erhalten hatte.

Das Übertreten der Amtsbefugnis trug dem Herrn Bürgermeister eine gerichtliche Geldbuße

ein. Es war eine sehr leichte Geldbuße, welche das beleidigte Gesetz versöhnte. Am Abend desselben Tages standen sämtliche Landwirte Blauensteins vor dem Erkerhause am Kirchenplatz und brachten dem Herrn Bürgermeister ein Ständchen.

Allmählich wurden die Blätter gelber, und der rauhe Herbstwind strich winterlich kalt durch die Stoppeln. Georginen und Astern blühten auf den Rabatten, und der wilde Wein an der Laube zeigte rötlich gelbe Blätter. Da traf ein jäher, schrecklicher Schlag die Familie. An einem trüben Novembertage saß Oberst Rosen in seiner Bibliothek. Er schien gelesen zu haben, aber das Buch war seiner Hand entfallen. Dann hielt er seine Hand an den Kopf, wie wenn ihn dort etwas schmerzte. Besorgt legte Frau Klara ihre Arbeit beiseite und fühlte ihrem Gatten den Puls. „Ich glaube, du fieberst, Eduard, ich will den Doktor rufen."

„Es wird wohl vorübergehen, Klara," sagte der Oberst mit matter Stimme, „ich leide öfters an Blutandrang zum Kopfe und — —," ein Taumeln, und entseelt stürzte der stattliche Mann seiner erschrockenen Frau in die Arme. Ein Blutgefäß im Gehirn war zersprungen, wie der herbeigeeilte Arzt feststellte.

Welch Jammer herrschte in diesem bis vor kurzem so glücklichen Hause! Frau Klara lag von dem plötzlichen Schrecken besinnungslos, sodaß man sie zu Bette bringen mußte. Welch ein furchtbares Wiedersehen für die Kinder, die nur noch den Toten fanden, der auf ihre zärtlichen Fragen keine Antwort gab. Wie ein Lauffeuer verbreitete

sich die Trauerpost, und gruppenweise besprachen die Leute das Ereignis.

Als aber der Tag anbrach, wo die sterbliche Hülle des teuren Heimgegangenen der Erde übergeben werden sollte, herrschte Grabesstille in ganz Blauenstein und eine große Menge umstand das Trauerhaus. Als die große Glocke dumpf ertönte und sich der Trauerzug in Bewegung setzte, da blieb kein Haupt bedeckt, und viele Tränen flossen. Bis zum letzten Plätzchen war die große Kirche besetzt mit Neugierigen und kaum Raum gelassen für die Trauerversammlung.

Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir. Ernst und feierlich tönten die Klänge des Bachschen Chorales durch das Gotteshaus. In trefflichen Zügen beschrieb der würdige Geistliche den Lebensgang des Verblichenen, dessen persönlicher Freundschaft er sich stets rühmen durfte und schloß in seiner herzbewegenden Weise: „Er war ein guter Mann, der ein Herz hatte für seine Mitmenschen, der seiner Heimat in selbstlosester Weise Zeit und Geld opferte und manchem bedrängten Manne mit Wort und Tat beistand. Er tat seinen Mund auf für Stumme und Hilflose, und bewahrheitete mit seinem Tun und Wirken jenes Goethewort: „Wir dienen am besten der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen.“ Wir klagen um einen seligen Toten, einen edlen Menschen, der nicht ein Namenchrist war, aber ein Christ des Herzens aus der Tat, denn er konnte nicht anders als Gutes tun. So viel Liebe und Treue wird nicht umsonst gelebt; sein Bild, sein

Geist der Treue, der Nächstenliebe, der Pflichterfüllung, sein ganzes Wesen, das voll Vornehmheit und Bescheidenheit war, wird unter uns bleiben. Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, sie ruhen von ihrer Arbeit, ihre Werke folgen ihnen nach. Wenn wir durch Tränen die Sonne nicht erkennen, so bleibt sie dennoch am Himmel, und ewig neu leuchtet der Spruch des Apostels Paulus: Die Liebe bleibet immerdar."

Ach, der tote Gatte wurde in dieser Stunde hinaus getragen, und zu der offen gebliebenen Tür schlichen zwei graue Gestalten, Leid und Gram, über die Schwelle und setzten sich nieder und sagten: „Hier wollen wir recht lange bleiben." Nur schwer erholte sich Frau Klara von dem herben Schlage. Schwer lastete auf der Witwe der Gedanke an die Erziehung ihrer Kinder. Wilfried mit seinem träumerischen Wesen machte ihr heimliche Sorge. An dem Vater hatte der Knabe einen festen Rückhalt gehabt, nun war die Hand genommen, die ihm den Lebensweg weisen konnte.

Wilfried war nun in einem Alter, wo er für die Zukunft zu entscheiden hatte. Studieren wollte er, ja aber was? Medizin? — Er fiel in Ohnmacht, wenn vom Nasenbluten die Rede war. Jurisprudenz? Dazu war der Junge viel zu ungelenkig und weichherzig. Am ehesten noch Theologie.

„Im Gymnasium wird er immer noch Zeit zum Entschlusse haben," tröstete der Geistliche die bekümmerte Mutter. „Spürt er keine Lust, sich dem Dienste Gottes zu weihen, so soll man ihn nicht

dazu zwingen, kommt aber die rechte Herzensfreude, so wird er von selbst der trefflichste Prediger."

Es gab viel zu ordnen, das Waisenamt war eingeschritten, und Oheim Arved wurde auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Schwester zu ihrem Vormund ernannt. Die tiefgebeugte Witwe hatte es sich so schön ausgedacht, wie ihr trauriges Schicksal das Verhältnis zu ihrem Bruder wieder zu einem innigeren gestalten würde; ja, in den Armen des Bruders wollte sie sich recht ausweinen.

Frau Klara hatte sich getäuscht. Kaum war die erste Trauerzeit vorüber, als sie den Wandel der Dinge schmerzlich wahrnehmen mußte. Nicht etwa, daß ihr jüngerer Bruder und Tante Lucie es an Aufmerksamkeiten aller Art fehlen ließen, gewiß nicht. Aber man schlug dabei einen schulmeisternden, beschützenden Ton an, der um so grausamer war, als er die trauernde Frau aufs tiefste verletzen mußte. Mit einer stillen Ergebung trug sie ihr Wehe, obschon ihr jede Lieblosigkeit das Herz zusammenschnürte; und Oheim Arved meinte nicht anders, als daß seine Schwester noch froh sein müsse, ihn zum Vormund zu haben.

So ist es immer! Wo der Gatte, der Vater im Hause fehlt, da brechen die Balken. Zwar läßt man es an Höflichkeit den Witwen gegenüber nicht fehlen, besonders wenn sie dem Fiskus eine schöne Summe Geldes versteuern. Allein, man verfährt doch willkürlicher gegen sie, man schreitet recht ungeniert in ihre Gärten, in ihre Häuser. Der Maler, der Tapezierer, den die Witwe zur Frühlingsarbeit bestellte, läßt viel länger auf sich warten

und beantwortet ihre Beschwerden mit gleichgültigem Lächeln.

Eine Art Cäsarenwahn ergriff Herrn Arved Ulrich, und es schien ihm fast nicht anders, als sei sein Schwager nur gestorben, um für ihn die ersehnte, ihm in der Familie und im Städtchen gebührende höchste Stelle zu räumen.

Außergewöhnlich früh kam heuer der Winter ins Land gezogen. Felder und Fluren bedeckte er mit einem Leichentuche, an Fichten und Tannen schwebten silberne Fransen, und die Fensterscheiben der ungeheizten Zimmer waren mit phantastischen Eisblumen überzogen.

„Nun sag mal, Herr Professor," rief Tante Lucie eines schneeigen Abends beim Kaffeetisch, „wie heißen denn dort die Blumen alle?" Zwischen den Doppelfenstern standen eine Reihe Blumentöpfe und Treibhauspflanzen.

„Jene nennt man Primula auricula, das ist Chrysanthemum, hier die Jakobslilie, hier Cineraria populifolia," erklärte Wilfried, der angehende Gelehrte.

„Du meine Güte," seufzte die Tante unmutig, „die Dinger ärgern mich mehr, als sie nützen und kosten mich ein Heidengeld! Alle vierzehn Tage schaffe ich ganze Gärten ins Haus, und nicht ein einziger Strauch kommt mir ordentlich zum Blühen. Der ganze Plunder lohnt keinen Deut."

„Warum gedeihen denn Mamas Blumen so gut, Tante?" rief Wilfried. „Die Primeln treiben den ganzen Winter hindurch Blüten. Pflanzen sind wie Kinder, deren zartes Wesen man verstehen

muß: sie erfordern liebevolle Pflege und Behandlung.“

„Nun hört einmal den Naseweis!“ rief Tante Lucie spitz, „du bist ja außerordentlich höflich. Deine Mama sollte euch Kindern die Grundregeln des Anstandes einimpfen, statt ihre Zeit mit Kuhfutter zu vergeuden.“

Mit großem Eifer lernte Wilfried und überwand allmählich die Schwierigkeiten, die ihm, dem von Natur nicht sehr Begabten, die Erlernung der alten Sprachen bereitete. Er ließ sich die Arbeit nicht sauer werden und hatte über seinem Ovid schon längst vergessen, daß seine Mama Zeit mit dem Kuhfutter vergeudete und eine Tante sich bis zum Tode beleidigt fühlte.

Nicht weit vom Kirchenplatze stand ein kleines, einstöckiges Gebäude, welches Spuren von früherer Pracht trug, nun aber dem Zerfall nahe war. Die Ölfarbe der Außenseite war ganz verblichen, und der Sandsteinsockel zeigte solch klaffende Risse, daß er zu zerbröckeln drohte. Trübselige Schutthaufen lagen vor dem Hause, üppiges Unkraut wucherte im Hofe, welcher zu dem anstoßenden Rosengarten den grellsten Gegensatz bildete.

Herr Randen, ein weitläufiger Verwandter von Frau Lucie Ulrich, bewohnte mit seiner Frau das kleine Haus. Ein mürrischer, älterer Mann, über dessen früheres Leben man nicht viel mehr wußte, als daß er als blutjunger Bursche nach Amerika auswanderte und dort mit einem Handel von Ebenholz und mit allerlei Spekulationen ein riesiges

Vermögen erworben hatte. Alt und Jung kannten bald den alten Herrn nach seiner Rückkehr, dem man so seltsame Dinge nachsagte, und in Blauenstein hieß man ihn nur noch den „Amerikaner".

„Schlechtes Kraut, viel zu teuer!" brummte Herr Randen am Freitagvormittag auf dem Gemüsemarkt. Weiter schritt er, faßte die herrlichen, weißen Kohlhäupter in seine Finger, daß sie ächzten; betupfte die zarten Tafelbirnen mit seiner fleischigen Hand und beroch sie hin und her. So ging es von Bude zu Bude, von Korb zu Korb, den ganzen Markt hinunter. Halb unterdrückte Flüche der Gemüseweiber folgten ihm. „Der Mensch wollte mir zwei Pfennige vom Preise abmarkten," schimpfte eine frierende Höckerin, „ist das auch eine Art, wenn man sein Geld sauer verdienen muß, daß man Umstände macht, die Ware zu bezahlen!"

Ein gar häufiger und willkommener Gast bei ihrer Verwandten, Frau Lucie Ulrich, war die Amerikanerin, denn Frau Randen war eine Freihändlerin in Klatschbasereien und Tante Lucies Haus ein Freihafen für Stadtneuigkeiten.

„Wie steht es mit Ihrer Zofe?" fragte Tante Lucie beim Teetisch ihren Gast.

„Pah, was kann man denn erwarten! Das Mensch eignet sich zu nichts, als zum Schuhputzen und Teppichklopfen. So gottlos wird sie doch nicht sein, Lohn zu beanspruchen. Das Kleid, das ich der Trulle neulich flicken ließ, reut mich heute noch. Wir sind rechtliche Leute, die leider nur

zu viel an andere denken. Mein Mann teilt ganz meine Gesinnung."

Hier wurde der alte Herr Randen gemeldet. Eine Erscheinung, von der man nicht sagen konnte, daß sie gerade einen angenehmen Eindruck machte. Er war eine große, untersetzte Gestalt, nichts als Muskeln und Sehnen, die ein außerordentlich starkes Knochengebäude zusammenhielt, eine Gestalt, wie sie eher für einen Fleischer paßte. Und wenn Herr Randen den breiten Mund zum Lachen verzog, erhielt sein Mastiffgesicht ein fast abstoßendes Aussehen.

„Aha," rief er schon in der Türe, „vom Kampf ums Dasein ist die Rede. Da komme ich wohl gerade recht, um meine Ansicht auszusprechen." Herr Randen erklärte den beiden Frauen, daß sich gegenwärtig mit etwas Kapital Berge von Gold verdienen ließen. „Herr Ulrich ist," schloß er seinen überzeugenden Bericht, „wenn ich nicht irre, der Verwalter von Frau Rosens Vermögen und könnte sie leicht bestimmen, mir fünfzigtausend Mark anzuvertrauen. Eine Bettelsumme für eine Millionärin! Innerhalb Jahresfrist soll sie das Geld samt Zins und Zinseszins wieder haben."

Wider Erwarten schlug Frau Klara ihrem Bruder Arved das gewünschte Darlehen für den Amerikaner ab. Standhaft widerstand die sonst so demütige, nachgiebige Frau seinem ungestümen Verlangen. Der Bruder bat, flehte, drohte, ja, er tobte sogar — die gute Frau Klara hatte so was nie erlebt. Als einzigen Grund führte sie

ein Versprechen an, das sie einst ihrem Gatten geben mußte, niemals mit der Familie Randen in Beziehungen zu treten. „Hüte dich vor dem Menschen, Klara!“ hatte Oberst Rosen gewarnt, „er steckt sich hinter glatte Redensarten und teilt sich zum voraus in das Vermögen von Witwen und Waisen. Die haben's ja, die sollen nur hergeben. Randen ist ein Wechselreiter der schlimmsten Sorte; er würde eine Tratte auf seine rote Nase ausstellen, wie wenn sie ein Juwel wäre. Solche Leute sind gefährlicher, als Einbrecher, denn gegen sie schützt kein Riegel.“

Der Winter verschwindet, eh wir's gedacht, freu dich, freu dich, der Frühling erwacht. Märzlüfte wehten durch das blätterlose Gebüsch, und im Rosengarten läuteten Schneeglöcklein den Lenz ein. Auf dem noch unbekiesten Wege ging Wilfried mit seinem Buche auf und nieder und wiederholte laut seine Strophen aus Horaz. Weiße Wäsche flatterte an den Fenstern der Nachbarschaft, die Köchinnen der verschiedenen Bewohner waren beschäftigt, alle möglichen Sorten von Geschirr zu waschen; nicht selten entglitt ein Teller ihren Händen und klirrte auf die Erde, so daß der Lateiner von seinem Buche aufsah. Gar sittsam schien jenes Mädchen, das im nahen Hofraume Teppiche klopfte. Jetzt wischte sich das junge Ding mit ihrer weißen Schürze die Augen.

„Was fehlt dir nur, Kleine?“ fragte Wilfried voll Teilnahme, als er zum Gartenzaune trat.

Etwas verwundert schaute das hübsche Kind auf. Auf das ermunternde Zureden erzählte es

endlich — nicht ohne vorher einen scheuen Blick ans Haus hinauf geworfen zu haben — daß sie aus ihrer Heimat schlimme Nachrichten erhalten habe. Gerne möchte sie ihren armen Eltern helfen, heute habe sie sich ein Herz gefaßt und ihre Herrschaft um etwas Lohn gebeten. Aber da sei sie schön angekommen, Frau Randen habe gebrüllt, sie solle sich scheren, das Bauernpack gehe sie nichts an.

Gutmütig fühlte der Junge in seine Tasche. Es war das einzige Geldstück, das er ihr bot.

„Wie heißt du denn, Kleine?"

Ein gar niedliches Kind war es, mit rotblondem Haarwuchs und einem Gesichtchen weiß und rot wie eine hellreife Preißelbeere. Unverwandt schaute der angehende Gymnasianer zum wohlgebildeten Mädchen.

„Maria Heim ist mein Name," antwortete es mit gedämpfter Stimme, „meine Eltern wohnen weit weg von hier in Neukirch."

So ungestüm bat Wilfried seine Mama heute abend, daß Frau Klara endlich nachgab und dem armen Kinde zu helfen versprach. Ihrem einzigen Sohne konnte sie keine Bitte, und dazu eine so gutgemeinte, abschlagen. So wurde denn ein Briefchen mit einer kleinen Geldsumme nach Neukirch geschickt und zugleich den guten Eltern versprochen, daß man für ihr Kind sorgen wolle. Unterdessen wollte Frau Klara das Mädchen selbst kennen lernen. Längst hatte ihr das arme Ding leid getan. „Ein braves Kind ist es ohne Zweifel und von ehrbarer Herkunft," dachte sie.

Das Unerhörte war geschehen. In der ganzen

Verwandtschaft wirbelte es. Nicht nur hatte die vornehme Frau Klara an die Bauersleute geschrieben und Geld geschickt, sondern auch das rothaarige Geschöpf selbst in ihr Haus aufgenommen! Zum großen Entzücken Wilfrieds, der ausnahmsweise Ovids Metamorphosen und Virgil beiseite legte.

„Frau Randen!“ Tante Lucie fuhr so jäh aus ihrer Sofaecke, daß sie ihre Tochter Lizzie, die neben ihr saß, mit der Schere stach. Die erboste Freundin berichtete ihr das Entsetzliche. „Arved wird über das sentimentale Getue seiner Schwester ganz entrüstet sein, und was den mondsüchtigen Wilfried betrifft . . .“

„Der so einfältig ist wie ein Maulesel,“ ergänzte Cousinchen Lizzie mit einem verächtlichen Lächeln. Von nun an empfing Tante Lucie ihre Schwägerin Klara auf ihre Weise, das heißt, sie benahm sich so auffallend zutraulich und mit solch gönnerhaftem Tone, daß es stets eine unfreiwillige Röte auf die Wangen der Witwe trieb. Gallichte Geringschätzung, Sticheleien, welche ihre Geduld auf die härteste Probe stellten, mußte die arme Frau hinfort täglich erdulden.

Großmama ahnte nicht, was ihre Tochter zu leiden hatte. Mehr und mehr fühlte sie sich zu Miß Richardson hingezogen. Der Frohmut und die natürliche Liebenswürdigkeit des englischen Fräuleins taten der alten Frau wohl und erquickten ihr Gemüt, wie Sonnenschein die erstarrte Erde. Es wäre aber auch eine Sünde gewesen, die gute Großmama mit Klagen in ihrem Frieden zu stören.

„Ich muß es für mich tragen," betete Frau Klara, „Herr, schenke du mir Kraft."

War Großmama zugegen, so sprachen Bruder, Schwester und Schwägerin mit großer Selbstbeherrschung vertraulich zu einander und zwangen sich zu einer gewissen Zärtlichkeit.

Miß Richardsons Abreise nahte, und alle waren traurig, den lieben Gast, der wie ein Glied der Familie gehalten wurde, zu verlieren, — bis auf Tante Lucie und Lizzie Ulrich, welche in ihr stets die bei Großmama Bevorzugte gesehen hatten.

Es fiel Frau Klara nicht schwer, für Randens früheres Dienstmädchen eine passende Stelle in der nahen Stadt zu finden und einen ordentlichen Lohn für sie auszuwirken. Weinend vor Freude, daß es nun seine Eltern unterstützen konnte, verließ Maria Heim ihre Wohltäterin und reiste dem neuen Bestimmungsorte zu. Wilfried hatte es sich nicht nehmen lassen, die Kleine zur Station zu geleiten; ja, beim Abschiede steckte er ihr sogar ein Papier, das wie ein Bildchen aussah, in aller Heimlichkeit zu. —

„Das nenne ich eine freudige Überraschung!" rief Frau Klara, als zu ihrem Erstaunen Schwester Marie, die einst den kleinen Wilfried aus dem Springbrunnen gezogen, unvermutet ins Zimmer trat. Nur kurz war der Besuch der lieben Person; sie befand sich auf der Durchreise nach der Stadt, wo die Treffliche in einer Privatheilanstalt seit Jahren segensreich wirkte. Wunderbare Dinge geschehen auf Erden; oder war es nur Zufall, daß Wilfried an diesem Tage, ja, fast zur nämlichen

Stunde diese drei weiblichen Wesen scheiden sah, die er dereinst — und auf welche Weise! — wiedersehen sollte?! Heute gingen ihre Wege auseinander; ein jedes zog seinem unbekannten Schicksale entgegen — —

Wilfried wollte nach Ostern das Gymnasium in der Hauptstadt besuchen. Seiner Abreise gingen noch Stürme voraus, die Frau Klara manch verstohlene Träne entlockten. Der gestrenge Vormund und Oheim wollte seinem Amte nichts vergeben und verlangte, daß sein Neffe wöchentliche Meldung seiner Ausgaben und Bericht über das Gelernte mache.

„Aber Arved, sei doch vernünftig!“ platzte die gute Frau Klara heraus, „der Herr Professor Michael sorgt ja für ihn. Wilfried ist doch kein Kind mehr!“

„Sei doch vernünftig!“ Das Wort lag dem empfindsamen Herrn schwer im Magen. Am anderen Morgen erhielt Frau Klara folgende Zuschrift: „Wenn Frau Rosen ihren Bruder für einen Dummkopf hält, mag sie in Zukunft selber für sich sorgen.“

Herzlich war der Abschied des jungen Schülers von dem würdigen Pfarrherrn. „Ich will ein Streiter für die Kirche werden,“ sagte Wilfried mit der Ruhe eines festen Entschlusses.

„Du kannst zum Helden werden, ohne Streiter zu sein,“ entgegnete der Geistliche. „Dazu bedarfst du keines Chorrockes. Aber es geht durch viel Bangigkeit und Dunkelheit hindurch. Ich kenne deinen Charakter, er ist gutmütig und aufrichtig,

aber allen ersten Eindrücken allzu zugänglich. Ein guter Mensch, sagt Goethe, wird leicht getäuscht und bleibt unbefangen wie ein Kind. In mir sagt eine Ahnung, daß dir Prüfungen bevorstehen, die deine Gottesfurcht auf eine harte Probe stellen werden. Vergiß das eine nie: Allzuoft tritt Trübsal an uns heran als die naturgemäße Folge unseres Tuns, aber das Traurigste dabei bleibt, daß diese Folgen des Unrechtes Unschuldige wie Schuldige treffen. Die Sünden der Eltern fallen auf die Kinder, gottlose Kinder brechen das Elternherz. Wenn wir schädliches Unkraut säen, so werden Giftkräuter aufschießen und wucherhaft das ganze Feld bedecken. Aber sei getrost und unverzagt, habe stets Gott vor Augen, und er wird alles zum besten lenken."

„Ein armer Mensch," sagte zur selben Zeit Oheim Arved achselzuckend zu seiner Frau, „er weiß nicht, ob er Pfarrer, Notar, Mediziner oder Kaufmann werden will. Er wird die Schmetterlingsrolle bis in sein Alter spielen und noch zu armen Tagen kommen."

Weinend packte Frau Klara Wilfrieds Koffer. Goßners Schatzkästchen, die „Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis, zwei neue Testamente, eine illustrierte Bilderbibel und das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde, mit vielen Tränen der frommen Mutter betaut, lagen wohlverwahrt in der Kiste.

Der Morgen, welcher anbrach, war klar. Lächelnd stahl sich die Sonne durch den Frühnebel und über den Fichten lag ein zitternder Duft. Die

Winde wehten und weckten überall ein Regen und Knospen.

Noch ein Segensspruch, ein leises Gebet, und fort rollte der Wagen. Die älteste, kluge Schwester, die so gut mit den Leuten umzugehen wußte, begleitete den Bruder in die Hauptstadt. So lange der Schimmer eines Tüchleins zu sehen war, lehnte sich Wilfried zum Fenster hinaus, grüßend und winkend, bis alles verschwunden war.

Der erste Lebensabschnitt lag hinter ihm.

Sechstes Kapitel.

Es war ein düsteres, unfreundliches Gebäude, welches Professor Michael in der Hauptstadt bewohnte. Kunstvolle Steinfiguren, die massive Haustüre mit ihrem Eisenbeschlag und Messingklopfer, die reich verzierten Zimmerdecken im Inneren verrieten das einstige Patrizierhaus. Doch hatte die vornehme Gesellschaft längst die luftigen Vororte gegen die dumpfe Altstadt eingetauscht und die aristokratischen Stammsitze den wohlhabenden Mittelklassen, der Geschäftswelt und selbst der Armut überlassen.

Wilfried stand am Fenster seines engen Zimmers und schaute träumerisch in den dunkeln Hof, aber seine Gedanken weilten zu Hause im fernen Blauenstein.

„Na Jungens, wo steckt ihr denn?“ ertönte eine helle, kurz abgefaßte Stimme, und Wilfrieds neuer Mentor trat ins Zimmer. Ein schlanker Mann mit guten, scharf geschnittenen Zügen, etwas gelblicher Gesichtsfarbe und prächtig hellklaren Augen. Zwei Engländer, die deutsch lernen sollten, wurden Wilfried vorgestellt und — „ah, da kommt Ihr Zimmerkamerad,“ rief der Professor, „Maurizio Vittore aus Chiavenna, Wilfried Rosen aus Blauenstein.“

Ein Händedruck und der Anfang der später so bedeutsamen Bekanntschaft war gemacht.

Professor Michael war Junggeselle; eine ältere, ebenfalls unverheiratete Schwester führte den Haushalt. Von Geburt Italiener wie Maurizio Vittore, hatte er mit den Jahren sein Bürgerrecht mit demjenigen des Landes eingetauscht, in welchem er seinen Wirkungskreis gefunden. Maurizio oder Moritz, wie man ihn nannte, mochte einige Jahre älter sein wie Wilfried; ein großer, handfester Jüngling, dessen rötliches Haupthaar durchaus nicht an seine südländische Abkunft erinnerte. Arzt zu werden, war sein Ideal, das ihm schon in der Kindheit vorgeschwebt hatte.

Die Aufnahmeprüfung ging vorüber, Wilfried wurde für examiniert erklärt und in die dritte Klasse des Obergymnasiums zugeteilt. Am nächsten Tage begann das neue Schuljahr, welches in üblicher Weise mit einer kleinen, religiösen Feier eröffnet wurde. In ziemlicher Unordnung wanderten Lehrer und Schüler zur Kapelle der evangelischen Gemeinschaft, wo der betagte Schuldirektor, ein

strenggläubiger Mann, die Ansprache hielt. „Liebe Schüler," redete er in seiner schlichten Weise, „ein großer Schrank steht vor einem jeden von uns, ein Schrank mit dreihundertundfünfundsechzig leeren Schubfächern. Ihr schleppt Berge von Büchern zusammen, um die Brocken eueres Wissens im Schranke zu verwahren. Aber vergesset die Bibel nicht, das Schönste aller Bücher! Die Bibel entwickelt alle Seelenkräfte des Menschen. Sie bildet den Verstand, weil durch die Erkenntnis des Willens Gottes das Urteil der Menschen über alle Fragen geschärft, berichtigt, oft neu geschaffen wird. Man zeige mir ein Buch, das eine so unbegreifliche Mannigfaltigkeit von Geschichten, Lebensbildern, Gemälden, Sentenzen, Betrachtungen, ein solches Panorama von Himmel und Erde in solch gedrängter Kürze in sich schließt! Welche Auswahl herzgewinnender Geschichtchen für das zarte Alter! Welch furchtbare Probleme für den tiefsten Denker! Groß und weit wie die Welt, wie ein berühmter Dichter ausruft, wurzelnd in den Abgründen der Ewigkeit und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, alles ist in diesem Buche. Vergesset die Bibel nicht! Laut und sichtbar wirken unsere Philosophen mit Rede und Schrift, aber der Balsam des Lebens inmitten aller Trübsal und Not quillt erst im Lichte der unumwölkten Sonne, gleich jenem Lebensbaum in der Wüste, welcher bei aufgehender Sonne dem schmachtenden Wanderer herrlichen Milchsaft

spendet. Ich möchte mit dem frommen Prediger rufen „das Aufschauen zu dem Helden aller Helden, von dem die Bibel spricht, ist Philosophie, und diese Philosophie ist mein Glaube. Laßt uns jeden Schritt, den wir unternehmen, in der rechten Richtung einschlagen, zu Christus hin, dem Weisesten, denn Philosophie, in Liebe getaucht, ist die wahre Philosophie!"

Wenn Frau Klara erwartet hatte, daß der Aufenthalt in der Hauptstadt ihrem Lieblinge gefallen werde, so hatte sie sich wahrlich nicht getäuscht. Wilfrieds Berichte lauteten sehr glücklich; mit einem fast schwärmerischen Entzücken schien er die Eindrücke zu verschlingen, welche die neue Umgebung bot. Gerne begleitete er Professor Michael an freien Abenden zur Aula der Universität, wo ein berühmter Professor der Geschichte Vorträge über die Ausgrabungen des Lord Elgin zu Babylon und Ninive hielt. Nicht mindere Freude machte ihm Sonntags das Orgelspiel im Münster, und er konnte sich des Schluchzens nicht erwehren, wenn die vox humana durch das ehrwürdige Gebäude erzitterte. Wie verstand es Professor Michael, seine Schüler in die Schönheiten des klassischen Altertums einzuführen; wie prächtig erklärte er, wenn Horaz und Virgil gelesen wurden! Alles dies verfehlte niemals, auf den empfänglichen Wilfried einen ungeheuren Eindruck zu machen. Er weinte wie ein Kind bei Niobes tränendem Felsen, die Orgel in der Kirche erschütterte ihn bis ins Innerste, und seine Blicke rekognoszierten nur noch den siebenten Himmel.

„Das ist alles recht schön und gut," meinte Professor Michael, als er den Jungen wieder vor Begeisterung glühen sah. „Gott gab in der Tat dem Menschen ein aufwärts gerichtetes Haupt und befahl ihm, zum Himmel aufzuschauen, ad sidera tollere vultus. Aber die Erde darf man hierüber nicht vergessen. Wenn wir einen Kahn mit einem Ruder forttreiben wollen, treiben wir ihn nur um uns selbst her und kommen nicht weiter. Und Ihrer, Bester, harren noch die allereinfachsten Vorgänge sowohl des physischen als seelischen Lebens, die Ihre Anschauungen von heute auf morgen ändern dürften. Versuchen Sie einstweilen, die vielfachen Unebenheiten, den barocken Stil Ihres deutschen Aufsatzes zu vermeiden. Wer den Schatz der Wahrheit finden will, darf nicht spazieren gehen; er muß graben und sich den Schweiß nicht verdrießen lassen. Halten Sie sich an Ihren Freund Moritz! Klarer Kopf und fester Wille sind in ihm vereint, man findet's nicht oft so schön beisammen."

Der Empfang eines Schreibens aus Blauenstein war stets ein Ereignis, welches von Wilfried mit großer Freude begrüßt wurde. Diesmal konnte er seiner Antwort an Frau Klara die Zensur beilegen: Latein — gut, Naturwissenschaften — gut, Geschichte — sehr gut, Griechisch — gut, Französisch — ziemlich gut, Mathematik — kaum genügend, Fleiß und Betragen — gut, besondere Bemerkungen: oft sehr zerstreut und träumerisch, mit einem starken Anflug zur Sentimentalität.

„Fern von Madrid! Was treibst du hier?" fragte eines Abends Moritz seinen Kollegen, der

gedankenvoll vor dem Arbeitstische saß. „Aha, die Acta Sanctorum, ein Tagebuch meiner Seele," rief der lustige Freund, klappte das heilige Buch zu und warf Wilfrieds Gefühle nachlässig auf den Tisch. „Ich habe Wichtigeres zu melden."

Das „Wichtigere" war in der Tat geschehen, und das ganze Gymnasium bebte vor Entrüstung. Der Herr Professor Becker war heute morgen dem Primaner Plüß auf der Straße begegnet und hatte, Kurzsichtigkeit halber oder der Himmel weiß warum, den Gruß desselben — nicht erwidert. „Das dürfen wir nicht auf uns sitzen lassen," schloß der übermütige Moritz seinen Bericht, „der Herr Professor muß Abitte tun, fürchterliche Abbitte, car tel est notre bon plaisir!"

Nach Tische des folgenden Tages begab es sich, daß Herr Professor Becker, Lehrer der Geometrie, das Schulgebäude betrat. Auf der Treppe stand der Tertianer Wilfried, der auf etwas zu warten schien.

„Sie, warum grüßen Sie mich nicht?" ruft der erstaunte Herr Becker.

„Ich grüße nur, wenn man mich auch grüßt," entgegnet der Gymnasianer mit fester Stimme und blickt dem Gegner ruhig ins Angesicht. Todesmutig hat er mit einem kecken Worte die Menschheit geräcbt und die Martyrerkrone erworben.

Die gesprochenen Worte Wilfrieds machten kein geringeres Hallo im Schulgebäude, als einst die Trompetenstöße vor den Mauern Jerichos. Sofort wurde der Lehrerkonvent einberufen und

dem Herrn Direktor offizielle Mitteilung gemacht. Unglaublich, wie der Geist der Insubordination und der Anarchie heutzutage selbst die Jugend vergiftet.

„Unterdrücken wir die Verschwörung nicht," rief Professor Becker mit schrecklicher Stimme, „so haben wir morgen die Revolution, die blutige!"

Der Herr Direktor mußte innerlich lächeln über die Erregung der jüngeren Pädagogen. Aber nur ungern sah er die Verstimmung, welche den herzlichen Geist trüben konnte, der bisher in seiner Anstalt herrschte. Er bat beide, Lehrer und Schüler, recht zu bedenken, was ihre gegenseitige Pflicht sei, und doch lieber in Liebe zu arbeiten, als in Haß und Zorn.

„Je nach den vorwaltenden Umständen," sprach der freundliche Schulmann zu den versammelten Zöglingen, „gereicht uns dieselbe Eigenartigkeit unseres Charakters entweder zum Vorteil oder wird zum Fallstrick. Vergesset nicht, daß die Welt nicht die Beweggründe, die uns eine Tat ausüben ließen, in Erwägung zieht, sondern die Tat selbst be- oder verurteilt. Alles in dieser Welt ist möglich, nur das eine vermagst du nicht: du kannst das Geschehene nicht ungeschehen machen. Die Zeit rollt vorwärts, keine Bremse hält ihren Flug auf, kein Gegendampf wird ihre Maschine rückwärts bewegen. Wir können entflohene Stunden nicht wieder aufwinden wie verwickelte Garnstränge und sie aufs neue glätten, um einer abermaligen Verwicklung vorzubeugen. So seid denn klug wie

die Schlange, mahnt die Schrift, und ohne Falsch wie die Taube!"

„Sie müssen sich nicht mehr vorschieben lassen, Vester," mahnte der Herr Professor Michael den heimkehrenden Rächer der Menschheit.

Fürchterliches Gelächter empfing den Eingeschüchterten; Freund Moritz lag im Lehnstuhle und wollte vor Lachen sterben. „Wilfried, der harmloseste aller Sanftmütigen wird zum Lanzenbrecher — ihr werdet Freunde, Cinna!" rief Moritz, um seinen Kameraden zu trösten. „Entrée mit Hüten von Wilfried und Plüß," das gibt eine prächtige Nummer für unsere Abendunterhaltung, die wir zum Besten des Schulhausfond vorhaben."

Nicht gar lange nach diesem Vorfalle war's, als Moritz eines Nachmittages am Fenster stand und auf die Straße hinunter sah. Auf seinem offenen Gesichte lag ein Ausdruck von Sorge, den man sonst an ihm nicht gewohnt war.

„Was hast du nur? Ist etwas vorgefallen?" fragte ängstlich Wilfried, der von der Schule kam.

Schweigend reichte ihm Moritz einen Brief mit dem Poststempel Chiavenna. „Das Haus," schrieb der alte Vittore, „in dessen Bau ich mein ganzes Vermögen gesetzt hatte, kommt auf die Auktion. Mein Ruin ist ein vollständiger. Während Jahren und Monaten kämpfte ich wie ein Verzweifelter gegen die drohenden Wogen, aber sie kamen immer näher und trieben mich zu der nun eingetretenen Schlußkatastrophe. Alles, alles ist verloren. Du wirst dem Studium entsagen müssen, denn wo sollen

wir die Mittel dazu hernehmen? Lieber Sohn, füge dich in das Unvermeidliche, auch das Handwerk hat seinen goldenen Boden. Dein alter, schwergeprüfter Vater."

„Mein armer Vater wird den Sturz unseres Hauses nicht lange überleben," stöhnte Moritz, in Schmerz versunken, „aber ich Unglücklicher! Was anders bleibt mir übrig, als am gebrochenen Herzen zu sterben, zu verkommen, wenn ich nicht Arzt werden kann!? Keine Seele in meiner Heimat kann für mich fühlen. Wenn man bei diesen gesegneten Landleuten nicht mit einer Schaufel hantiert, so halten sie einem für gar nichts. Sie haben nicht die blasseste Ahnung, was Studieren heißt, dieses beständige Funktionieren des gesamten feinen Gehirnorganismus!" Eine unheimliche Ruhe kam über den niedergeschmetterten Jüngling, er schien einen verhängnisvollen Entschluß gefaßt zu haben.

Schweigend stand Wilfried, den das Gehörte ganz aus dem Geleise gebracht hatte. Was nun?

„Werde Tischlermeister," sagte er endlich mit einem Versuche zu scherzen, „und handle mit Beichtstühlen. In Italien kannst du Carriere machen."

„Werden Sie altkatholischer Pfaff," rief Professor Michael, „dann kriegen Sie ein Stipendium. Oder politischer Agitator, da haben Sie gleich Butter auf Brot."

Moritz stützte seinen schweren Kopf in die Hand. Verwirrt fühlte er sich herausgerissen aus dem natürlichen Boden wie eine Blume aus dem Erdreich. Gleich einem hehren Ideale hatte ihm der

ärztliche Beruf vorgeschwebt. Nun war das alles vorbei, der schönste Traum seines Lebens schmählich zerronnen. Eine gänzliche Stumpfheit bemächtigte sich seines moralischen und physischen Daseins.

Zu derselben Stunde ging unbemerkt ein Briefchen nach Blauenstein. Wilfried schilderte seiner Mama die bedrängte Lage seines Freundes in der ausführlichsten Weise. Auch Professor Michael fügte die Worte hinzu: „Es wäre jammerschade, solchen rastlosen Eifer, solch sichtliche Talente dem Studium zu entziehen."

Es hätte nicht der flehentlichen Worte des Sohnes bedurft, um Frau Klara hilfsbereit zu finden. Wenn es galt, ein Werk edler Nächstenliebe zu tun, war sie immer dabei. Aber da war ja der Vormund.

„So ist's immer," polterte Oheim Arved, der Wilfrieds Schreiben las, „man stellt eine Scheuer voll Kinder in die Welt hinaus und bettelt dann um Mitleid! Die Welt wird jeden Tag netter. Dem transalpinischen Spekulanten gehören Hiebe statt Banknoten. Absurd, einen solchen Steinpalast in das italienische Nest hinzustellen!"

„Der Vater von Wilfrieds Freund war kein Verschwender, Arved," warf Großmama Ulrich ein, die das Bittgesuch ihrer Tochter mit den wärmsten Worten unterstützte. „Ein jeder kann in seinen ehrlichsten Unternehmungen Unglück haben," schloß die alte Frau in bedeutungsvollem Tone.

Oheim Arved verstand den Wink. Nach einigem Wortgeplänkel, wie das so seine Art war, erklärte

er sich einverstanden, dem Freunde Wilfrieds namens der Frau Klara die Mittel zum Studieren zu senden; und auch die gute Großmama Ulrich legte ihr Scherflein bei.

„Dem Manne kann geholfen werden," rief Tags darauf Professor Michael schon von weitem. In seiner Hand flatterte wie eine Friedenstaube ein geöffnetes Schreiben. „Wenn ich nicht an eine alte Mutter denken müßte, ich hätte es selbst getan, weiß Gott, Sie verdienen es."

Moritz wollte seinen Sinnen nicht trauen. Der feinfühlende Junge erklärte dem Herrn Professor Michael unter vier Augen seine Bedenken, von dem edeln Anerbieten Gebrauch zu machen. „Und wenn ich in Gottes Namen mein Liebstes opfern muß, ich will niemandem zur Last fallen."

„Pah, Junge, keine Flausen! Was gerne gegeben wird, soll man auch gern annehmen. Übrigens sind Rosens so reich, daß von „zur Last fallen" keine Rede sein kann. Soll denn die gute Botschaft ins Bureau für unbestellbare Briefe wandern?"

Mit überströmenden Gefühlen kam der glückliche Moritz zu seinem Freunde, aber dieser wollte nichts von Dank wissen.

„Du leistest mir einen tausendfach größeren Dienst, daß du mir erhalten bleibst," lächelte Wilfried. „Mein hochherziges Tun, wie du es zu nennen beliebst, fließt also nur aus meiner krassesten Selbstsucht."

Moritz schaute ihm in die treuen Augen, er kannte seinen Freund. Ein gegenseitiger Händedruck, und die Sache war abgemacht. Eine gute

Nachricht kommt selten allein. Frau Klaras Brief brachte zugleich die Meldung von der Vermählung jener uns noch in guter Erinnerung stehenden Miß Richardson mit einem Herrn Penn, dem hochangesehenen Fabrikbesitzer und Haupt der Quäkergemeinde in Birmingham.

„Das ist," erklärte Wilfried bei Tische, „jener in der ganzen europäischen Presse vielgenannte Mann, der neulich einen Auftrag der englischen Regierung, für die kriegführenden Truppen Waren zu liefern, aus Gewissensgründen ablehnte, obgleich er dadurch ein vortreffliches Geschäft verscherzte. Kriege und selbst sogenannte gerechte Kriege sind den Quäkern ein Greuel."

„Ein kapitaler Mensch!" rief Professor Michael. „Der ist ganz anders als unsere Patriotissimi von der Festrednersorte, welche dem geliebten Vaterlande eine unerhörte Entschädigungssumme abpressen, wenn sie im Staatsdienste den Schnuppen kriegen."

„Unsere Katze in Blauenstein läßt die Singvögel hübsch in Ruhe, so lange ihr die Bratenkost in der Küche besser behagt."

„Gut gesagt, mein Junge," lachte der würdige Pädagoge. „Sie werden noch die Rolle der unbekannten algebraischen Größe bei dem physiologischen Weltprobleme spielen."

Moritz und Wilfried waren unzertrennlich. Moritz galt für den begabtesten Schüler; er war ein aufgeweckter Junge, der nicht nur mit Ohren hörte, sondern mit Ohren und Gehirn, und das Gehörte auf seine Weise verarbeitete. Wenn ein

Lehrer seine eigene Fähigkeit als Erzieher zu demonstrieren wünscht, ruft er im Examen seinen begabtesten Zögling auf und unterzieht ihn den schwierigsten Querfragen. Er tut dies nicht etwa, weil er an den Talenten seines Schülers zweifelt, sondern vielmehr, weil er weiß, daß die trefflichen Antworten desselben auch die anderen Zöglinge zu größerem Eifer anspornen. Und Wilfried nahm es sich nicht zu Herzen, daß Professor Michael seinen Freund Moritz im Examen bevorzugte und ihm eine glänzende Zukunft prophezeite. Weniger talentvoll, war Wilfried um so eifriger bemüht, das Fehlende durch einen eisernen Fleiß zu ersetzen; und der Herr Professor und Moritz hatten es mit vereinten Anstrengungen dazu gebracht, ihn von seiner Zerstreuung und dem Hang zur Schwärmerei einigermaßen zu befreien.

„Sagen Sie auf — Heft!“ ruft heute Professor Michael in der Lateinstunde.

Der Gymnasianer Steck erhebt sich.

„Ach, nicht Sie meine ich, Heft — Steck wollte ich sagen.“

„Wo ist der Steck?“ heißt es am anderen Morgen.“

„Hier bin ich, Herr Professor,“ ruft der Gymnasianer Steck.

„Ach, nicht Sie meine ich, Heft wollte ich sagen.“

So ging es weiter, Heft—Steck, Steck—Heft, das ganze Jahr hindurch. Eine andere Eigentümlichkeit als die Vergeßlichkeit war Professor Michaels Hang zum Sparen, der ihm mehrere üble Streiche spielte. Er sparte, sparte, und zwar ge-

wöhnlich am unrichtigsten Orte, wo die Sparsamkeit unliebsame Folgen hatte.

Draußen vor der Korridortüre wartet ein Bursche, dessen Miene ganz andere Kenntnisse als diejenige des Einmaleins zu verraten scheint.

„Rasch, Jungens!“ gellt die Stimme des Herrn Professor Michael in alle Zimmer, „laßt eure Schuhe flicken, der verlangt nur zehn Pfennige fürs Ausbessern.“

Alles Flick- und Sohlbare der Pension wandert in den Korb des Burschen an der Türe — um auf den Nimmermehrstag zu verschwinden. Sämtliche Zöglinge und Bewohner des Hauses waren um ihr Schuhwerk gekommen.

In dumpfer Stube des Erdgeschosses waltete ein Schneider seines Amtes. Dem Herrn Professor fehlte zu der bevorstehenden Goethefeier das festliche Gewand. Exchange is no robbery, sagt der Engländer, Austausch ist nicht Diebstahl. „Ich brauchte nicht den Vollbetrag zu bezahlen,“ triumphierte Professor Michael, „ich schenkte dem Menschen meinen alten Hut, und dafür strich mir der Kerl die Hälfte der Rechnung für die neue Kleidung.“ Die Folgen dieses guten Handels waren, daß dem Herrn Professor die festlichen Beinkleider beim Anprobieren platzten. Was schadet, lehrt, heißt es, aber bei den Gelehrten dieser Erde nicht immer.

Auch den Mut dieses Lebens hatte der gute Herr Professor nicht getrunken. Das Obergymnasium befindet sich auf der Schulreise durch den Schwarzwald. Ermüdet von dem langen Marsche

gelangt die fröhliche Truppe zu einem Bauernhofe, wo man sich ausruhen will. Wie eine Sylphe schwebt die lange Gestalt des Herrn Professor Michael voraus, und seine Storchenbeine berühren kaum den Erdboden. Wehe, da stürzt hinter der Scheuer ein riesiger Bullenbeißer hervor, — aber schneller als Blitz und Strahl verschwindet der Herr Professor hinter dem hintersten der Kolonne und feuert mit wuchtiger Stimme zur Standhaftigkeit auf: „Nur Mut, Jungens, Mut ziert den Mann! Schlagt die Bestie tot! Der Sieg ist unser!“

Siebentes Kapitel.

Der Herr Professor Michael war nicht der einzige, der sich zur Goethefeier rüstete. Die Zöglinge des städtischen Gymnasiums hatten in würdiger Erinnerung des großen Mannes Glanzhandschuhe und blaue Bänder angeschafft. Denn was gibt es Schöneres für die Hoffnung des Vaterlandes als solch ein bemalter Stock mit elfenbeinernem Griffe! Als mit schneeweißer, zitronengelber, smaragdgrüner, karminroter, berlinerblauer Mütze metall-diamant, wachs-glas-perlmutterglänzend, selbst im Dunkel phosphoreszierend wie verklärte Seraphe in der Stadt umher zu stolzieren!

„Nun seht mal, wie hübsch dem Wilfried seine Mütze sitzt!“ neckte Freund Moritz. „Auch du bist in Arkadien geboren, tapferster aller Lanzenbrecher.“

Ein lichtdurchwobener Frühlingstag war der Einweihung des Goethedenkmales beschieden. Sonnenschein lag auf Häusern und Gärten, Licht und Frühling sollte es auch im Herzen der Menschen werden. In der Mitte des großen, von stattlichen Häusern flankierten Platzes erhob sich die Statue des gefeierten Mannes, den viele den größten Menschenkenner nennen. Wie der Sprößling einer alten Familie in der Bildergalerie seines Schlosses die Geschichte seines erlauchten Geschlechtes erblickt, so illustrieren die in Stadt und Land, ach, überreichlich aufgestellten Denkmäler die kulturhistorische Entwicklung von Nationen dem Verständnisvollen.

Die Kanonen und Donnerbüchsen der Stadt taten ihre Freudenschüsse, Musikkorps spielten, und von dem Münster rief das Geläute aller Glocken dem schier endlosen Festzuge den Willkomm zu. Voran schritten die hohen Behörden der Stadt und die Landesväter, dann kamen die Koryphäen der Wissenschaften und Künste, die studierende Jugend der beiden Hochschulen, und zuletzt in buntem Durcheinander die Gymnasianer. Ein prächtiges Konzert und feierliche Ansprachen in der Münsterkirche brachten diesen offiziellen Festakt zum Abschlusse.

Abends hielten die Zöglinge des Obergymnasiums einen richtigen Kommers mit dem vollkommensten Zeremoniell, das man den Studenten abgeguckt hatte. Jeder Anwesende erhielt einen Spitznamen, ein Präsident des Festes wurde gewählt, der mit dem Bierglase gut umzugehen verstand, und bald drängte ein Toast den anderen.

Das alles war zwar nicht im Sinn und Geist des streng konfessionellen Institutes, aber der Herr Direktor würde gewiß ein Einsehen haben. So dachte man und zog nach beendigtem Trinkgelage sachte und so gut man konnte, nach Hause; so sachte, daß auf unseren angehenden Studenten kein Schatten eines Verdachtes lasten konnte, als einige Tage später im Tagesblatte zu lesen war: „In der vorletzten Nacht haben einige Individuen in unserer Stadt wieder ihr Unwesen getrieben. Fenster wurden eingeworfen, Firmentafeln ausgehängt, Ladenschilder demoliert, Gartengeländer umgedrückt, Glockenzüge abgerissen und anderes mehr. Man vermutet hinter diesen nächtlichen Vandalen Bürschchen mit Hochstehkragen, und es scheint, daß mit langen Hosen und steifer Wäsche nicht immer der Flegel aufgehört hat, Flegel zu sein."

Lachend zeigte Moritz das Zeitungsblatt seinem Freunde, der mit der Lösung einer trigonometrischen Formel beschäftigt war. Da öffnete sich die Türe und hereintrat Professor Michael.

„Wilfried!" Der Ruf war so ernst, daß Wilfried verwundert aufsah. Sein Herz pochte ängstlich. War ein Unglück geschehen? „Schließen Sie die Türe, ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden," sagte der Professor, „es ist eine heillose Geschichte! Man will Sie am Abend der Goethefeier in einem Wirtshause gesehen haben, dessen Ruf der schlechteste ist. Dem Herrn Direktor ist bereits Anzeige zugegangen."

Bestürzt, wie vom Schlage getroffen, sank Wilfried in seinen Stuhl zurück. „Dummes Zeug, in-

fame Lüge, niederträchtige Verleumdung!" würde ein anderer im Bewußtsein seiner Unschuld gerufen haben. Nicht so Wilfried. Wie niedergedonnert saß er und konnte kaum atmen. Ein Abgrund schien sich vor ihm zu öffnen, ein schrecklich finsterer Abgrund. Karzer, Relegation, Empörung, Aufruhr, Mord! Totschlag, Bigamie!! Wilfried mußte sich am Bette festhalten, welches die Gestalt des Blutgerüstes annahm.

Dem Professor war seine Verwirrung nicht entgangen. Noch hatte er den jungen Mann für unschuldig gehalten, nun aber schwand der letzte Hoffnungsstrahl. Ja, dachte er, stille Wasser sind tief, leider oft sehr tief.

Wilfried wurde ins Sprechzimmer des Herrn Direktor entboten. Regungslos hörte er den Befehl. Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geschleppt wird, folgte er seinem Mentor und wunderte sich nur, daß draußen nicht bereits eine Abteilung städtischer Gendarmerie seiner harrte. Nur der einfältige Haarschneider an der Straßenecke kannte ihn und nickte mit dem Kopfe.

Als Wilfried ins Allerheiligste trat, überflog sein Blick die Anwesenden. Im Lehnstuhle saß der Herr Direktor mit geröteten Wangen und zusammengezogenen Brauen. Die Schülerhefte lagen beiseite, und er hielt die Hände auf dem Tisch.

Dem armen Wilfried ging es wie einer Nonne, die vor der Äbtissin und dem Beichtvater steht, der feierlich die schreckliche Alternative ausspricht — entweder entschiedenen Widerruf ihrer Irrtümer oder ewige Gefangenschaft in einem Kerker

unter dem Hause, ewige Ausschließung vom Tageslicht. „Nicht ewige," stöhnte Wilfried, aber der Herr Direktor nahm das Wort: „Wilfried, Sie kennen die Beschuldigung, die gegen Sie vorgebracht wird. Glaubwürdige Zeugen wollen Sie in jenem Lokale gesehen haben. Ein großer, schlimmer Verdacht spricht gegen Sie. Der Fall geht die Ehre unserer Anstalt an; Sie sehen, wie die Sache liegt, ist leider Ihres Bleibens in unserem Gymnasium nicht."

„Aha, das heilige Tribunal ist versammelt," murmelte Moritz Vittore vor der Türe. Leise drückte er die Klinke. „Hochverehrter Herr Direktor, ich habe vernommen, daß man . . ."

„Wilfried," schaltete Professor Becker ein, „wollen Sie uns mit Moritz einen Augenblick allein lassen?"

In wohlgesetzter Rede bewies der bei Lehrern und Schülern gleich beliebte Moritz die Unmöglichkeit dessen, was man gegen Wilfried vorgebracht hatte; dieser war an jenem Abend nie ein Haarbreit von seiner Seite gewichen, Moritz beantwortete Frage auf Frage des Verhörrichters in so durchschlagender Weise, daß die Herren in ihrer Ansicht schwankend wurden. Insgeheim wurden verschiedene Recherchen gestellt, und als vollends der Anwohner jenes Lokales die Erklärung gab, er könne sich in der Person leicht getäuscht haben, wurde die Anklage gegen Wilfried als unbegründet zurückgewiesen. Wilfried war unschuldig.

„Dies irae, dies illa", lachte der lustige Moritz dem in Amt und bürgerlichen Ehren rehabilitierten

Jünglinge zu. „Aber es ging hart her, und wenn die Beweise deiner Unschuld nicht niet- und nagelfest gewesen wären, so loderteſt du heute schon auf dem Scheiterhaufen! Professor Becker wollte nicht weich geben. Aber sage mir nur, Lieber, wie konnteſt du nur so mutlos, so erschrocken sein?“

„Es gibt gewisse Ungerechtigkeiten,“ sagte später Professor Michael zu Moritz, der ihm das Resultat der Untersuchung mitteilte, „welche unsere individuelle Naturanlage in ihrer wahren Gestalt an den Tag bringen. Solche empfindsame Naturen, die sich von jedem Regenpfeifer in Angst jagen lassen und wiederum, gewöhnlich am unrichtigen Orte, vermeinen, stark sein zu müssen, taugen nicht für diese nüchterne Welt. Unser Freund hat wirklich erstaunliches Pech. Es gibt eine Serie Menschen, welche die ornithologische Bezeichnung Pechvogel mit vollem Rechte verdienen, und ich fürchte, der gute Wilfried scheint geradezu prädestiniert, in die der Kategorie der Pechvögel Eingeweihten zu verfallen!“

Die Unterhaltung bei Tische war einsilbiger als gewöhnlich. Stumm wie eine Bildsäule saß Wilfried. „Es bleibt doch immer etwas hängen, selbst wenn ich das Gewissen des Evangeliſten Johannis mein nennte,“ jammerte er innerlich.

„Bester, raffen Sie sich auf! Sie machen ein Gesicht wie ein Leichenbitter. Überlassen Sie das dem gelben Sünder, der Sie fälschlich angeklagt hat. Von wirklichem Unrechte spricht Sie das Gewissen frei.“

Einige Wochen nach dieser Begebenheit war Wilfrieds Geburtstag. Neben den Briefen von Frau Klara und den Schwestern lag auf dem Tische des Jubilaren ein merkwürdiges Schriftlein mit zierlichen Reimen, worin viel die Rede war von elektrischen Schlagbatterien zur Abwehr fremder Unbill. Martials Spruch Bonus vir semper tiro — ein guter Mensch bleibt immer ein Neuling — stand auf dem Titelblatte. Den Namen des Reimschmiedes zu erraten, war nicht schwer.

Wieder schwanden Wochen und Monate. Moritz hatte das Gymnasium absolviert und das Abiturientenexamen rühmlichst bestanden. Er wollte die Universitäten zu Wien und Leipzig besuchen, um sich nach beendigten Studien als Arzt in der Hauptstadt niederzulassen. Fest und unbeirrt ging der charaktervolle Jüngling seinen Weg, sein Ziel lag unverwandt vor seinen Augen. Schwer lag Wilfried der Abschied von seinem Freunde auf dem Herzen.

„Hüte dich, Lieber, deine Kräfte planlos zu zersplittern," mahnte der Scheidende. „Der feste, zielbewußte Wille, der unsere Gedanken in Taten umsetzt, mangelt dir allerdings. Wie ein Schmetterling haschest du in allen Sphären, die etwas schillern, tatsächlich nach manchem, ohne das Gewollte zu finden. Ein kostbares Juwel findet man nicht in Seifenblasen." Noch ein Händedruck, ein Winken, und der Zug setzte sich in Bewegung und entschwand den tränenden Augen. Wann würden sich die Freunde wiedersehen? —

Wilfried hatte es glücklich bis zur Prima ge-

bracht. Was nun? Er war heute so wenig imstande, einen Entschluß zu fassen wie früher.

„Wie es scheint, ist die Lust zur Theologie auch schon verraucht?“ meinte Professor Michael.

„Mir fehlt das Rednertalent, Sie wissen es wohl, Herr Professor, im Examen stockt mir die Stimme vor Erregung.“

Ein an und für sich unbedeutendes Ereignis sollte ausschlaggebend wirken.

Im Gymnasium war Examen, und große Aufregung herrschte unter den Zöglingen. Als Stoff zum deutschen Aufsatz diente der Schillersche Ausspruch:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Wohlgefällig reichte Wilfried seine Chrie ein. Er hatte sich längst darauf gefreut, seinen Gedanken tüchtigen Lauf lassen zu können. Moritz war nicht mehr da, der dem Wortschwall des jungen Blauensteiners, wenn auch mit innerem Lächeln, ein geduldiges Ohr geliehen hatte.

Mit einem sonderbaren Gesichtsausdruck kam anderen Tages Professor Michael in die Deutschstunde. Nachdem er den Zöglingen ihre Hefte ausgeteilt hatte, begann er, und in seiner Stimme lag eine gewisse Kälte: „Wilfried, ich kann Ihnen Ihr Schriftstück nicht zurückerstatten. Gut, schlecht, ungenügend, welche Note soll ich Ihnen zuteilen? Seit zehn Jahren lehre ich am Gymnasium, aber ich gestehe, noch nie eine solche Kollektion von Sinn und Unsinn, salbungsvollen Sentenzen und Ausrufszeichen, Verworrenheiten und unklaren Be-

griffen zu Gesichte bekommen zu haben, wie in Ihrem schriftlichen Produkte. Wie kann man mit demselben Federzuge Religion das höchste Gut nennen und den Selbstmord als einzigen Retter im Elende preisen! Sie stimmen eine wahre Jeremiade an über die Versunkenheit der Menschen, „die nun einmal so sind", und wollen aber doch das Gottesreich auf Erden durch die Menschen gegründet sehen! Hierzu noch Ihr ausgesprochener Hang zum Mystizismus! Sind Sie denn mit achtzehn Jahren lebensmatt oder zum Akkumulatoren der Hypochondrie geworden? In Ihrem eigenen Interesse habe ich Ihr Machwerk vernichtet, in späteren Jahren werden Sie mir dafür Dank wissen."

Professor Michael saß heute abend in langer Unterredung mit dem Primaner Wilfried.

„Wir hofften immer, Sie für das Studium behalten zu können; aber nun wird es doch das beste sein, wenn Sie sich einem praktischen Berufe widmen. Sie haben eine eigentümliche Art, sich zu gleicher Zeit in alle Gebiete hineinzudenken, ohne irgendwie ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Politische Zänkereien, theologische Streitfragen scheinen Sie aufs fieberhafteste zu erregen. Überlassen Sie das den Leuten, die nichts Besseres zu tun haben. Für Menschen von Ihrer Disposition ist die praktische Universität, die wir Leben nennen, die passendste Lehrstelle, welche den Diamant eines reinen Sinnens von den Schlacken befreit. Wir streben alle nach Aufklärung, aber die wahre Aufklärung liegt in der eigenen individuellen Ab-

klärung. Nicht nur Menschen mit akademischer Bildung sind Gebildete. Lassen Sie es sich nicht verdrießen, wenn ich Ihnen vom Studium abrate. Oft ist auch die Gelehrsamkeit, sagt der Schweizer Hilty, nur eine Präsumtion für Bildung, die aber nicht immer und notwendig zutrifft, sogar im eigenen Fache nicht einmal. Es gab gelehrte Theologen, die keine Ahnung von dem Wesen des Christentums hatten, berühmte Juristen, denen ganz der Rechtssinn fehlte."

Es traf sich gut, daß gerade in diesen Tagen, als Wilfrieds Brief bei Frau Klara einlief, Onkel Ernest aus London zum Besuche in Blauenstein weilte. So war es denn beschlossene Sache, daß Wilfried noch vor Ablauf des Schuljahres die Hauptstadt verlassen sollte, um demnächst im Geschäft der Herren Holymann, Ernest & Co. in London einzutreten. Wilfrieds Schreiben, das aus fünfundzwanzig Seiten bestand, verursachte Frau Klara, die längst in ihrem Sohne einen berühmten Geistlichen gesehen hatte, keinen gelinden Schmerz. Ein Trost wenigstens, daß er in London geistige Anregung finden würde, die er in dem kleinen Blauenstein gänzlich vermissen müßte.

Frau Klara träumte die ganze Nacht von Eisenbahnkatastrophen und gescheiterten Schiffen, Wilfried in der Hauptstadt aber von der St. Pauls-kathedrale zu London, vom Tower und von der Bethalle des Predigers Spurgeon. Er rüstete sich zur Abreise, seine Klassenkollegen standen vor der Maturitätsprüfung. Am Vorabend versammelte der geliebte Direktor die ganze Prima, Abiturienten

und Lehrer; und da der hochbetagte Schulmann bald darauf friedlich und gottergeben in die ewige Heimat hinüberschlummern durfte, so können wir uns es nicht versagen, die letzten Worte des teuern Mannes unsern Lesern mitzuteilen:

„Liebe Kollegen und Schüler. Das tiefsinnige Wort eines Weisen lautet: Wir beherrschen die Natur, indem wir ihr gehorchen. — Wenn wir ihre Gesetze befolgen, machen wir sie uns untertan. So wird der Unkluge unter dem Eichbaume vom Blitz erschlagen, aber der Elektrotechniker macht sich den elektrischen Funken dienstbar. Und so können wir auch selbst Gott beherrschen, wenn wir seine Gebote halten. Ja, nur dann sichern wir uns seinen Beistand, nur dann werden wir jene ideale Höhe erreichen, die er uns zu erklimmen heißt.

Liebe Schüler. Ihr stehet an der Pforte eines neuen Lebensabschnittes. Wenn ihr wollet, daß euer Leben dem Laufe der Sonne gleiche, welche in Pracht aufgehet, mächtiger strahlt, höher und höher emporsteigt bis zum vollendetsten Zenithe; wenn ihr wollet, daß euer Abschied rosig bleibe wie das Scheiden des glorreichen Gestirns; wenn ihr, wie jene Himmelssonne, in ein Meer von Licht eintauchen wollet, um am Firmamente der ewigen Welt zu strahlen, dann verbündet euch mit eurem Gotte.

Haltet euch rein! Glückselig wird die Jugend sein, ein Morgentau auf dem Acker, kein verderblicher Frost, der wie ein Fluch auf euerer künftigen Tätigkeit liegt! Jesus war ohne Sünde und durfte

sich Gottes Sohn nennen. Haltet euch fern von jugendlichen Torheiten! Schauet die Rose am Sommermorgen. Tausend Tautropfen funkeln wie Diamanten im Morgenglanze. Wenn ihr aber die Blume mit rauher Hand schüttelt, werden die Tautropfen auf immer schwinden. Wohl möget ihr Ströme Wassers auf die Blume gießen, aber nie könnet ihr auf ihren geöffneten Kelch jene Perlen hinzaubern, welche im Frühlichte so glorreich funkelten. So wird auch eine einzige Sünde das Zauberbild jugendlicher Unschuld zerstören, und ihr werdet nie wieder dasjenige erlangen, was ihr durch das verübte Unrecht verloren habt.

Man spricht in unseren Tagen so viel von guten und bösen Zeitaltern. Ich will nicht sagen, haltet euch von der Welt abgesondert, von der bösen Welt, wie man sie nennt. Ich glaube vielmehr, daß, wenn wir die Gegenwart mit vergangenen Tagen vergleichen, unsere heutige Jugend gegenüber den damaligen Musensöhnen wie Lichtstrahlen erscheinen muß. Das aber rufe ich euch zu: Haltet euch stark und rein *in* dieser Welt!

Die Jugend ist die Saatzeit des Lebens. Der Samen besitzt eine gewisse Fähigkeit des Keimens, so daß, wenn er dem Acker überlassen bleibt, er zu sprießen anfängt. Unter günstigen Umständen wird aus dem einzigen Saatkörnchen nicht nur ein neues Korn, sondern eine dreißig-, sechzig- und hundertfältige Ernte erzielt. Was ein Mensch säet, das wird er ernten. Denn der Same ist nicht gleich einer Handvoll Gartenkieses, welches selbst in der fruchtbarsten Erde Kies bleibt. Das große

Naturgesetz der Gewohnheit ist nichts anderes als eine lebendige Illustration des alten Bibelwortes, eine gewaltige Predigt über den Text: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Man spricht so gerne von Jugend ohne Tugend, gleichsam als ob das Unrecht eine notwendige Stufe zur Entwicklung des Jünglings bilden müßte. Aber wie, wenn der Mann die einst so „harmlosen" Gewohnheiten nicht mehr abschütteln kann! Wie, wenn sie ihn bemeistern, und der so unbedachtsam gestreute Same zur stachlichten Schlingpflanze aufschießt, die ihn gleich einem Nessushemde bei lebendigem Leibe aufzehrt! Denn die Wurzel der Krankheit gräbt tiefer und tiefer, je weniger der Kranke ihr wahres Wesen erkennen will. Dann schwinden die Jahre, die uns geschenkt sind, nutzlos dahin; die jugendlichen peccadilla bahnen den verderblichen Lastern den Weg, und das unbrauchbar gewordene Gefäß wird hinausgetragen an den Ort der Unehre.

Sehet rückwärts! Wie gerne wollten wir manches ungeschehen wissen, was getan ist! Aber wir können nichts mehr ändern. Nun urteilen wir plötzlich ganz anders über vergangene Dinge als damals, wo wir die Vergangenheit noch Gegenwart nennen durften. Und wenn wir die Beziehungen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart überschauen, so müssen wir heute oft als furchtbare Torheit, als unverzeihlichen Leichtsinn bezeichnen, was wir einst kluges Benehmen, unschuldige Freude nannten. Ach, daß wir noch einmal zurückschreiten dürften! Welch ein Fortschritt in unserer Laufbahn wäre das! Könnten wir nur

das in den Ozean der Zeiten hinabgesunkene Jahr mit den reichen Erfahrungen, die es uns brachte, neu beginnen! Wie ganz anders würde sein Protokoll lauten! Welch einer Jahresbilanz dürften wir uns rühmen! Aber die Jahre und Tage sind dahin und können nicht wie verkannte Freunde aus der Verbannung zurückgerufen werden. Sie sind dahin, und kein Zement menschlicher Erfindungen wird jemals ein gebrochenes Gelübde zu kitten vermögen.

Und doch, wie viele unserer Mitmenschen sind heute Trunkenbolde und Spieler, die einst auf das Warnungszeichen nur ein verächtliches Lächeln hatten! Sie schauten gestern die schillernde Giftschlange im Becher, heute aber klebt der Totenkopf auf der Etikette, die vormals so verlockend von Lust und Hochgenuß redete. Shakespeare zeigt uns in seinem Macbeth, wie Sünde den heiligen Schlaf mordet. Kann der gewässerreiche Meergott selbst mit seinen Fluten allen einen einzigen Flecken von unserem Gewissen abwaschen? Eher färbten sich alle Meere rot von einem einzigen Unrecht!

Und je tiefer du in Unrecht gerätst, desto weniger Genuß wird dir das Unrecht bieten. Eine wunderbare Übereinstimmung herrscht zwischen dem göttlichen Sittengesetze und den Gesetzesparagraphen der physikalischen Welt. Hart straft die Natur die geringste Verletzung ihrer Gesetze. Sowohl, wenn wir sie mißverstehen, als ihnen in geflissentlichem Ungehorsame trotzen, werden wir ihren gellenden Protest herausfordern und ihre Gewalten

und Dämone entfesseln. Der Betrunkene schlürft mit seiner zitternden Hand sein eigenes Blut, das Leben seiner Frau und Kinder. Der Genuß, den er aus seinem ersten Becher schlürfte, ist dahin, die Sklaverei bleibt. So ist es mit einem jeden Unrechte. Mit einem jedweden unerlaubten Vergnügen wird ein Teil unseres Empfindens abgestumpft, und eine verschärfte Dosis muß angewendet werden, um dasselbe Lustgefühl wieder zu erwecken. Unsere Denkfähigkeit, unser Sittlichkeitsgefühl wird zusehends geschädigt und am Ende vernichtet. Die körperliche Kraft ist dahin. Die leiseste Erschütterung bringt dem morschen Bau Verderben. So steht der Sünder da, ein entlaubtes, gespenstig dürres Astgerippe, zur öden Ruine ist der auf seine Kraft einst so vornehm Stolze geworden, der doch von Gott bestimmt war, tiefe und weite Gedanken, edle Gefühle zu beherbergen, hohe Taten zu verrichten.

Soll diese ekelhafte Versunkenheit unser Ideal sein? Gewiß nicht! Dem Christen lächelt das Gestern noch heute, ihm weckt die Vergangenheit keinen fürchterlichen Ankläger. Lasset uns Christum nachfolgen! Je mehr wir zu ihm aufschauen, desto heller und lichtvoller glänzt unsere Lebenssonne. Gewiß, jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringeren: Du hast den guten Wein bisher behalten."

Am nächsten Morgen reiste Wilfried nach der Heimat. Professor Michael legte ihm zum Abschied das unlängst erschienene Büchlein „Goldene

Taten“ in die Hand; auf der ersten Seite stand Goethes bekannter Spruch

Mit seltsamen Gebärden,
Gibt man sich viele Pein;
Ein Mensch will etwas werden,
Ein jeder schon etwas sein. —

Wie in guter, alter Zeit saß Frau Klara mit ihren Kindern in der Laube des Rosengartens. Der Gedanke an den Abschied weckte die alte, innige Liebe, derer man sich im gewöhnlichen Leben nicht immer in gleicher Stärke bewußt ist. Nur zu schnell schwanden die Wochen vor Wilfrieds Abreise. Zu den Verwandten kam der junge Mann nur selten, er verbrachte die meiste Zeit im Elternhause.

„Apropos, Wilfried, daß ich's nicht vergesse,“ bemerkte Frau Klara beim Frühstückstische, „du könntest diese Papiere nach England mitnehmen. Sie gehören unserer Miß Richardson, nunmehrigen Mrs. Penn in Birmingham. Sie schrieb mir neulich, daß die Unterschrift unserer Gemeindekanzlei in England nur Gültigkeit habe, wenn dieselbe von dem englischen Amte legalisiert worden sei. Arved sagt mir, daß sich ein britisches Konsulat in der nahen Oberamtsstadt befindet. Du werdest alt genug sein, um das Nötige besorgen zu können.“

„Gut,“ lachte Wilfried, „ich will dem Herrn Onkel beweisen, daß ich kein Tolpatsch bin. Schwesterchen und ich fahren morgen früh hin, in zwei Minuten ist die Sache erledigt und mittags sind wir wieder hier.“

Am anderen Vormittag sah sich das Geschwisterpaar schon in der Oberamtsstadt. Die Schwester lustwandelte im nahen Parke, während sich der Bruder zum konsularischen Palais begab. Auf sein Läuten erschien ein hagerer, bartloser Herr in der Türe.

„Was wünschen Sie?"

„Entschuldigen Sie, ist der Herr Konsul zu sprechen?"

„Ich habe nichts zu entschuldigen," erwiderte der Bartlose mit trockener Stimme. „Der Herr Konsul ist abwesend."

„Dann will ich später kommen," lautete die bescheidene Antwort.

„Sie brauchen nicht später zu kommen, Sie sind ja schon hier! Was wünschen Sie vom Herrn Konsul?"

„Ich bin im Begriffe, nach England zu reisen und —"

„Meinetwegen reisen Sie nach China, das ist nicht meine Sache."

„Ich habe in China nichts zu tun," entgegnete Wilfried halb belustigt, halb verblüfft, „ich wollte nur fragen . . ."

„Was wollten Sie nur fragen?" zürnte der hagere Herr, „ich bin der Vizekonsul und Stellvertreter des Herrn Konsuls."

„Es sind einige Papiere, die . . ."

„Was für Papiere sind, die? Fassen Sie sich kurz," rief der Herr Vizekonsul des engelländischen Reiches, „ich habe nicht viel Zeit zu verlieren und bin sehr eilig."

„Dann will ich ein andermal kommen, wenn Ihre kostbare Zeit weniger in Anspruch genommen ist," entgegnete Wilfried und entfernte sich eiligst. Aus der dunkeln Ecke des Korridors wurde das unterdrückte Kichern eines Dienstmädchens vernehmbar.

„Ein solcher Tintenfisch ist noch nie aus Englands Kreide hergeschwommen," rief Wilfried von weitem der ungeduldig harrenden Schwester zu. „Onkel Arved mag die Papiere gelegentlich zum Herrn Vizekonsul nehmen; kommt der erst hinter den Bartlosen, dann sei ihm Gott gnädig!"

So schwer Wilfried der Abschied von der Heimat fiel, so freute er sich doch mit einer gewissen Kindlichkeit, gleich Tausenden seiner jungen Landsleute, in die fremde Welt hinaus zu ziehen, die so geheimnisvoll lockt. Merkwürdig, ja schauerlich ist es, dem verschlungenen Faden der menschlichen Schicksale nachzuforschen. Was wir eine gewöhnliche Reise, ein unbedeutendes Ereignis nennen, kann unversehens unbeschreibliches, nie geahntes Glück oder namenloses Wehe bringen.

Der Morgen, welcher hereinbrach, war trübe und grau. Er harmonierte so recht mit der Stimmung, die im Hause herrschte. Frau Klara weinte still vor sich hin; der Gedanke, den Sohn vielleicht auf Jahre zu verlieren, zog ihr das Herz krampfhaft zusammen. Ade Blauenstein! Schweigend fuhr man mit der Eisenbahn nach der Hauptstadt, bis wohin Frau Klara mit den Schwestern Wilfried das Geleite gab.

„Während ihr euere Einkäufe besorgt, könnte

ich wohl Professor Michael besuchen," meinte Wilfried, „ich möchte gerne dem lieben Lehrer nochmals die Hand drücken."

Aber rascher als vermutet kehrte Wilfried ins Hotel zu den Seinen zurück. Mit verstörter Miene trat er ins Zimmer, er schien in starre Niedergeschlagenheit versunken. Endlich gelang es ihm, Worte zu finden und das Traurige zu berichten.

Klopfenden Herzens hatte Wilfried die wohlbekannte Straße betreten, an der so viele Erinnerungen hafteten. Da, halt, was ist das! — Vor dem Hause steht ein Sarg und zwei Männer sind beschäftigt, den Hausflur mit schwarzen Tüchern zu verhüllen. Wilfried steigen die Haare zu Berge. — Doch, es wohnen ja mehrere Familien in dem großen Gebäude.

„Wer wird hier begraben?" fragte er einen Vorübergehenden.

„Es ist Herr Professor Michael, Lehrer am Gymnasium. Er starb nach kurzem, schwerem Leiden an einem Magenübel." — —

Zum letztenmal fanden sich Mutter und Kinder vereinigt. Stille herrschte im Zimmer, nur tiefes Schluchzen der treuen Mutter war vernehmbar. Noch nie war ein Abschied so herbe gewesen; wie drohendes Unheil schien es über ihnen zu liegen. Es ist vielleicht unrecht, in an und für sich zufälligen Vorkommnissen gleich eine schlimme Vorbedeutung zu erblicken; aber in den Stunden der Trennung ist das Herz empfänglicher und das Gemüt erregt. Die in ihrem Schmerz allzu niedergedrückte Frau Klara durfte es nicht wagen, den Weg zum Bahn-

hofe zu machen: noch eine zärtliche Umarmung, ein inniges Abschiedsgebet, und Mutter und Sohn sehen sich nicht wieder.

Wilfried lehnte sich im Wagen zurück, traurig und doch bis zu einem gewissen Grade erleichtert, die Trennung hinter sich zu haben. Allerlei Gedanken durchschwirrten sein Gehirn, der erschütternde Trauerfall, der wehmütige Abschied, die Dunkelheit seiner Umgebung.

Drei tief verschleierte Frauen mit schwarzen Kleidern und Trauerflor saßen im Coupé. Und weiter brauste der Kurierzug hinein in die schwarze Nacht. — —

Achtes Kapitel.

Rascher brauste der Zug, der unseren Reisenden seinem Bestimmungsorte näher brachte. Ein Tag auf der Eisenbahn ist ein halb verlorener. Der Bahnzug eilte an Dörfern und Weilern vorbei, über die endlosen Strecken des flachen Nordfrankreichs, welche Wilfried nach den freundlichen, heimatlichen Geländen herzlich eintönig vorkamen. Endlich wurde bei St. Valery ein Leuchtturm sichtbar. Wilfried fühlte sich enttäuscht, als er die weitausgedehnte, weißgraue Fläche dahinter sah; er hatte sich den erdumrauschenden Weltstrom ganz anders gedacht. Aber da war ja schon die Hafenstadt Calais, das Ziel der Fahrt.

Hocherfreut und erleichtert fühlte sich Wilfried, als er inmitten des bunten Gewimmels auf dem Hafendamme Onkel Ernest erblickte. Da war ja der liebe, kleine Mann mit dem zugespitzten Bärtchen und den vielbewunderten Augen, die so klar leuchteten, als ob sie sagen wollten, wir gehören einem ehrenwerten, grundbraven Manne an. Onkel Ernest hatte sich seine Physiognomie stets bewahrt, Jahre machten bei ihm keinen Unterschied.

Wir begeben uns mit Oheim und Neffen an Bord des Doppeldampfers Calais-Douvres, welcher als ein Wunder technischer Kunst angestaunt wurde. Die See war unruhig, und der Dampfer schwankte selbst im Hafen. Doch blieben unsere Reisenden, die sich mitschiffs auf Rohrstühlen ausgestreckt hatten, von der Seekrankheit verschont.

In der Privatkabine schlummerte ein sorgfältig gekleideter, alter Herr. Das spärliche, krause Haupthaar, die Hagerkeit seines bartlosen Gesichtes, sein langer Rock gaben ihm das Aussehen eines Prälaten, vielleicht eines höheren geistlichen Würdenträgers. Zwei Herren im Talare hielten in respektvoller Entfernung Wache.

„Es ist Se. Eminenz, der Kardinalerzbischof von London," erklärte ein Matrose dem fragenden Wilfried, der mit seinem Englisch zum erstenmal Staat machte.

„Aber Onkel, England ist doch evangelisch, wozu denn der Kardinal? Cranmer, die Königin Elisabeth, Wesley . . ."

„London beherbergt viele Katholiken, besonders

im Westende. Dort kannst du schon das Schloß von Dover mit unbewaffnetem Auge sehen."

Bald lief das Schiff in den Hafen von Dover ein; aber die Reisenden hatten nur kurzen Aufenthalt, da die Untersuchung des Gepäckes nur wenige Minuten in Anspruch nahm. Mit einer grenzenlosen Geringschätzung behandelten die Engländer den Zollbeamten, wie wenn sie ihn fragen wollen: „How dare you, fellow, wie wagst du es, an meiner Rechtlichkeit zu zweifeln?" Blitzschnell entführte der Kurierzug die Reisenden der Küste; da war Canterbury mit seiner weithin sichtbaren Kathedrale; jetzt durchsauste die Wagenreihe Sittingbourne, wo eben die Trümmer des gestrigen, schrecklichen Zusammenstoßes weggeräumt wurden. Sechs Tote, was sollte auch diese Zahl gegenüber der Massenkatastrophe bedeuten, die vorigen Montag auf der Themse über siebenhundert Opfer gefordert hatte!

Wilfrieds Aufmerksamkeit war auf die vorüberfliegende Landschaft gerichtet. Dort liegt der Kriegshafen von Chatham, wo sich die Truppen für Indien einschiffen; bald glitzert links auf dem Hügelzuge das Glasdach des Sydenhamer Wunderbaues und schwindet wie ein flüchtiger Stern. Die zerstreuten Landhäuser werden zahlreicher und wachsen schließlich zu einem kompakten Ganzen zusammen. Über einen Wald von Schornsteinen führt die Bahnlinie; im nebelgrauen Dunste steht die St. Paulskathedrale, näher die Westminsterabtei mit ihren gotischen Türmen.

„Gern würde ich Quartier mit dir teilen, mein

lieber Junge," sagte Onkel Ernest, als sie beide vom Viktoriabahnhofe nach Kensington fuhren, „aber die Familie, deren Haus ich seit Jahren bewohne, hat leider keine Zimmer mehr zur Verfügung. Du wirst bei Holloways gut aufgehoben sein und vielleicht in ihrer Pension mehr Unterhaltung finden als in unserm kleinen Kreise."

„Und wie gut aufgehoben, Onkel hat recht," mußte Wilfried denken, als er das einfach vornehm ausgestattete Haus betrat und von den Besitzern aufs freundlichste bewillkommt wurde. Herr und Frau Holloway waren einst, wie man sagt, Herrschaftsleute gewesen, aber eine furchtbare, finanzielle Krisis, die über ganz England gekommen war, hatte auch einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens verschlungen. Um nun das schöne Haus in dem aristokratischen Stadtteile nicht zu verlieren, errichtete das Ehepaar dort eine Pension. Der freundliche Geist und die wohltuende Ruhe, die diesem Hause eine besondere Weihe gaben, waren wohl die alleinigen Ursachen, weshalb die Pension Holloway bald eine der bevorzugtesten im ganzen Stadtteile wurde.

„Wie war die Überfahrt, Mr. Wilfried?" fragte der Hausherr den neuen Gast, um ihn etwas in die Unterhaltung zu ziehen.

Die im fremdländischen Akzente gegebene Antwort belustigte die Tischgesellschaft, und man lachte Wilfried ins Gesicht. Als er heute vormittag in Calais französisch redete, hatte ihm der Kellner mit der ernstesten Miene abgehorcht und wollte hinter dem Büfett vor Lachen bersten.

Herr Holloway präsidierte am oberen Tischende und schwang das Tranchiermesser, die Dame des Hauses teilte die Gemüse aus. Wilfried erzählte vom Kardinale auf dem Kanaldampfer, und sprach, so gut es ging, den Wunsch aus, alle schönen Kirchen Londons zu besehen, die er schon von der Schule her kannte.

„Nun," lachte der Hausherr, „da hat Sie Ihr Genius an den richtigen Ort geführt. Wir können mit einem bunten Allerlei aufwarten, Bethäuser, Synagogen, Hochkirchen und chinesische Pagoden, Methodistensäle, Nonnenheime und griechische Kathedralen. Was beliebt?"

„Etwas Blanc-manger, if you please," entgegnete Wilfried, der den Anruf falsch verstanden hatte.

Der lange Herr gegenüber, ein Major in der englischen Armee, spöttelte etwas, was Wilfried nicht verstand; ein ältliches Fräulein, die ein goldenes Kreuz um den Hals trug, murmelte „shoking" die übrige Gesellschaft blieb wie bisher gleichgültig sitzen.

Als der Nachtisch abgeräumt war, zündeten die Herren ihre Pfeifen an und begaben sich ins Rauchzimmer. Ein Kaufmann von den Antipoden erzählte von der elektrischen Pflanze im australischen Busche, während ein Staatsbeamter gar possierliche Anekdoten aus Britisch-Birma zum besten gab. Im Salon nebenan wurde musiziert und gruppenweise standen oder saßen die Gäste in flüsternder Unterhaltung. Es war eine sehr musikalische Pension, aber die Musik sollte die andere Unterhaltung nicht verdrängen. An den kleinen

grünen Tischchen wurde Solowhist gespielt. Herr Holloway konnte sich einer ausreichenden Stimme rühmen. Mit Vorliebe sang er aus Händels Oratorien. „Schaufel ist Trumpf." „Warum toben die Völker!" tönte es in buntem Durcheinander. Überhaupt sang man mit Vorliebe geistliche Musik, und am Sonntag durften weltliche Lieder nur in langsamen Tempo vorgetragen werden. Wenn aber die zwei Töchterchen der Familie Mendelssohns Duett „Ich wollt, meine Liebe ergösse sich" sangen, dann herrschte tiefe Stille; der Australier wußte nichts mehr von der elektrischen Pflanze, der Birmane vergaß, seinen Whiskey mit Wasser nachzufüllen; und die Todesgedanken, die sich beim Toben der Völker aller Anwesenden bemächtigt hatten, flohen die Gesellschaft wieder.

Am nächsten Morgen kam Onkel Ernest, seinen Neffen abzuholen. Man fuhr mit der Untergrundbahn nach der City, wo die großen Kaufleute ihre Geschäftshäuser haben. Es war Wilfried, der doch schon viele Tunnels in seinem Heimatlande durchfahren hatte, als gerate man tiefer und tiefer in die Erdkugel hinein. Onkel Ernest gab sich keine Mühe, seinen Neffen über Londoner Verhältnisse aufzuklären. Unähnlich seinem Bruder Arved, dessen ganzes Leben sich aus Nörgeleien und Vorschriften zusammensetzte, war Herr Ernest Ulrich keiner von denen, die junge Leute mit einem Schwall von Verhaltungsmaßregeln überschütten. Selbst aufschauen, hieß es bei ihm. Die Schiffsladungen von Empfehlungen, mit welchen junge Deutsche sich zuweilen bei ihm einführen wollten, beachtete

er kaum und erklärte höchstens, die Aufführung sei die beste Einführung.

Das Geschäftshaus, welches Wilfried erwartungsvoll an der Seite seines Onkels betrat, war ein geräumiges Gebäude mit solch hohen Fenstern, wie Wilfried sie noch nie gesehen. Die Firma Holyman, Ernest & Co. war eigentlich nur das Zweiggeschäft eines großen Verkaufshauses desselben Namens in einer australischen Stadt, für welches es den Einkauf der Waren zu besorgen hatte.

Der Prinzipal trat ins Privatzimmer und drückte auf eine Klingel. Wie vom Drucke berührt, ging die Türe auf, und ein gefällig aussehender junger Mann erschien.

„Edwin, hier ist unser neuer Volontär, Wilfried, mein Neffe; Sie werden ihn schon zu beschäftigen wissen."

„Very well, Sir," erwiderte Wilfrids neuer Mentor und schüttelte seine Hand in der herzhaftesten Weise. Jetzt wurde die Türe abermals geöffnet, und ein älterer Herr trat ein: Eine lange Figur, etwas nach vorne gebogen, die einen grauen Oberrock und eine weiße Krawatte trug und Mr. Holyman in Person war. Das lange Gesicht, die seltsam leuchtenden Augen und anderes erinnerten Wilfried unangenehm an jenen Missionar St. John, den einst sein Papa zum Hause hinausbefördert hatte. Jedoch war Mr. Holyman eine noch viel vornehmere Erscheinung.

„Mr. Holyman, mein Neffe," redete Onkel Ernest seinen Kompagnon an.

Wilfried wollte gerade seinen zweiten Prinzipal mit einer wohlgeordneten Anrede begrüßen, als Mr. Holyman seinen Arm ziemlich fühlbar betupfte und ihn fragte: „Sind Sie ein Christ?" Alles das war unserem Freunde neu, unverständlich. Mit einer Einladung auf seinen Landsitz entließ der seltsame Mann den jungen Fremden.

Die Anforderungen, welche im Geschäfte an Wilfrieds Fähigkeiten gestellt wurden, waren keine großen; und unter der Anleitung des wohlwollenden Edwin gedieh seine Arbeit zusehends. Dabei blieb Wilfried noch so viel Muße übrig, daß er die Merkwürdigkeiten, an denen die englische Hauptstadt so reich ist, nach Herzenslust in Augenschein nehmen konnte. Sein Wunsch ging nun in Erfüllung; und an Samstagnachmittagen, wo Komptoir und Musterzimmer geschlossen blieben, pilgerte er nach den Schreinen der britischen Walhalla und wandelte mit andächtigem Staunen in den düstern Hallen der Westminsterabtei; und auch der furchtbare Tower, das Arsenal der Schrecken englischer Geschichte, öffnete ihm seine Tore.

Ja, es ist eine vorzügliche Einrichtung, die für den ruhigen Charakter des kommenden Sonntags von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist: der vielen Millionen zugute kommende freie Samstagnachmittag. Mit Staunen sah Wilfried, daß es trotz der gänzlichen Sonntagsruhe gerade in den Handelskreisen viel besser stand, als in der Blaunensteiner Gegend, wo die Geschäftsleute am Sonntag teilweise ihre Lokale öffneten, damit der Silberstrom unbehindert in ihre Ladenkasse fließen sollte.

An einem schönen Herbstnachmittage, die dieses Jahr besonders zahlreich gewährte, bestiegen Mr. Holyman und Wilfried ein Coupé erster Klasse, um aufs Land zu fahren, während Onkel Ernest das klassische Konzert zu Sydenham besuchte.

„Ach," seufzte Mr. Holyman, „ist das auch eine Vorbereitung auf den Sabbat! So sind sie alle in Schweden, das ich im vergangenen Sommer besuchte, so seid ihr alle in Deutschland. Von wahrer Gottesfurcht keine Spur. Lesen Sie?"

„Nein, Herr Australier, Lesen und Schreiben lernt man nicht bei uns; die gottlosen Leute des Kontinentes wohnen auf Pfahlbauten und nähren sich von ungekochtem Fleische," fühlte sich Wilfried versucht zu sagen, aber er entgegnete nur: „Yes, Sir, mein Freund im Gymnasium schenkte mir Wilhelm Buschs humoristischen Hausschatz; zuweilen nehme ich die „Helden der christlichen Kirche von August Werner" zur Hand oder vertiefe mich in Kenngotts Lehrbuch der Mineralogie."

„Was!" schrie Mr. Holyman mit ohrbetäubender Stimme, „Sie lesen solches Zeug, Sie, dessen Seele noch nicht gerettet ist, Sie, der keine Minute verlieren sollte, sich für die Ewigkeit vorzubereiten! Ich werde Sie mit passenderer Lektüre versehen."

Bestürzt sah Wilfried vor sich nieder. Jetzt hielt der Zug an einer kleinen, ländlichen Station. Man betrat einen grünen Feldweg, der sich durch Wiesengründe schlängelte, und erreichte bald ein zierliches, mit Geißblatt und Efeu überwachsenes Häuschen. Gemalte Hecken umgaben den Park von außen, und

Reihen schlanker Eschen und Buchen verliehen ihm köstlichen Schatten. Ein sauberer Kiesweg führte an Blumenbeeten vorbei zum Herrschaftshause. Spiegelmeisen und braunschwarze Amseln sangen, die Oleander blühten in grünen Holztöpfen, und in einem teichartigen Springbrunnen tummelten sich flinke Goldfische. Aber während ein leuchtender Blumenflor die Villa wie in einen buntfarbigen Teppich einbettete, umschlossen nach drei Seiten waldähnliche Gruppen von dicht belaubten Bäumen den Garten. Dort nisteten Rebhühner und Fasanen ohne Scheu, denn die Jagd auf harmlose Tiere vertrug sich nicht mit dem milden Sinne des Eigentümers. Mit Entzücken schweifte der Blick gegen Süden über das frische Grün der abwechselnden Landschaft zu den herbstlich umdufteten Hügeln, welche das Ärmelmeer eindämmen.

Ein goldbetreßter Diener öffnete die Glastüre. Wilfried, der doch gewiß im elterlichen Hause und bei Großmama Ulrich kostbare Hausgeräte zu sehen gewohnt war, staunte ob dieser Pracht, die sich vor seinen Augen auftat. Die ganze Möblierung der Villa Holyman war erst kürzlich aus Paris verschrieben worden. Die Empfangszimmer bildeten eine einzige Galerie von herrlichen Wandleuchtern und Walratlichtern, so durchsichtig und klar wie Glas. Auf kostbaren Gestellen waren Porzellane der berühmtesten Schulen, Kandelaber und geschliffene Figuren aus venetianischem Glas. Kunstvoll gearbeitete Gipürvorhänge umrankten die hohen Fensterwölbungen und breitarmige Kristallampeln schwebten von den Decken, während

die Wände mit sogenannten Hausfegen förmlich überschüttet schienen.

Ziemlich kurz war der Empfang des Gastes seitens der Hausfrau. Wilfried, den ihr halb verdrossenes Wesen unangenehm berührte, besann sich — er hatte doch nichts Unziemliches geäußert oder ein Verbrechen begangen?

„Hast du das Herz unseres Freundes geprüft? Gehört er ganz dem Erlöser an?“ fragte Frau Holyman ihren Gatten, während sich Wilfried zum Mittagstische rüstete.

„Nichts Unreines soll je über diese Schwelle schreiten,“ hauchte Mr. Holyman. „Ich bin das erkorene Werkzeug Gottes, ihn zum Herrn zu bringen, auf daß er das Leben wähle.“

Hätte Wilfrieds Vater, der allzu früh verstorbene Oberst Rosen, heute gestanden, wo jetzt sein unerfahrener Sohn, er würde in seiner Weise gesprochen haben: „Ihr Gottselige habt die ganze Bibel im Kopfe, und ihr seid wirklich unnahbar in euerer Frömmigkeit und Rechtschaffenheit. Die schwülstige Andächtelei, in die ihr euch wonniglich verpuppet, gilt euch als Glaube und Bekehrung. Um so offener sind eure Augen für die Gebrechen der Mitmenschen. Sagt man euch Superheiligen die Wahrheit ins Gesicht, so wälzt ihr euch in dem vergnüglichsten Martyrium für eure „gute Sache“; horcht man euren Redensarten mit Aufmerksamkeit zu, so glänzen die Zinken euerer Heiligenkrone noch einmal so helle“ — aber eine solche Bemerkung lag unserm Wilfried sehr ferne.

Endlich läutete die Mittagsglocke. Einen Augen-

blick schaute alles still auf den Tisch, hierauf sprach der Hausherr mit tief herabgesenktem Haupte ein langes Gebet.

„Haben Sie von den neuesten Funden aus der Renntierzeit gehört?“ begann der verlegene Wilfried endlich, um die Unterhaltung etwas in Fluß zu bringen.

Ein mißbilligender Blick der Hausfrau traf den Sprecher, die Söhne und Töchter schauten erschreckt auf den Boden, und die Dienerschaft stürzte zur Türe hinaus.

„Lasset uns ein Rundgespräch führen!“ sagte Mr. Holyman in einem Tone, welcher jeder unheiligen Entwickelung der Unterhaltung den Lebensfaden abschnitt.

„Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet,“ flüsterte die Hausfrau.

Jetzt erhob sich eine jugendliche Stimme: „Also hat Gott die Welt geliebet.“

Nach einer Pause sagte der älteste Sohn: „Gott ist die Liebe.“

Der arme Wilfried frohlockte innerlich, als endlich das Rundgespräch aufhörte, und nach dem Dankgebete das Zeichen zum Aufbruche gegeben wurde. Ein besonders schöner war der heutige Nachmittag, und der Aufenthalt im Garten gewährte dem Gaste ein entzückendes Vergnügen.

„Das ist nur ein Vorgeschmack des Paradieses,“ sagte Mr. Holyman, indem er von dem Strauche einige rotwangige Tomaten brach.

Wilfried griff in seine Rocktasche nach einer

Zigarre, um die lästigen Mücken mit Rauchen zu vertreiben.

„Wer raucht, kann kein Christ sein," sprach Mrs. Holyman mit finsterer Miene.

Der erschrockene Wilfried warf das sündhafte Kraut weit von sich.

Die an der Gartenmauer gepflückten Liebesäpfel schmückten den Teetisch. Wie freute sich Wilfried, als die Kollation ein Ende genommen, auf den lichtdurchwobenen Abend im Freien! Aber — o weh! Mr. Holyman warf alle Luftschlösser, die der gute Junge baute, mit einemmal über den Haufen, indem er die Dienerschaft die Kronleuchter im Gartensalon anzünden hieß und die Bücher in Bereitschaft zu bringen befahl. Die Fenstergardinen wurden heruntergelassen, und den Wänden entlang saß ehrfurchtsvoll die gesamte Dienerschaft.

Tiefe Stille herrschte im Gemache, Wilfried zitterte sichtbar und schien bewegt. Jetzt erhob sich der Hausherr und las mit eindringlicher, gedehnter Betonung die Erläuterung des Vorgelesenen. Endlich erhielt ein jedes der Versammelten die Weisung, einen Abschnitt aus dem Psalter vorzulesen. Ein ziemlich langes Gebet, wie es Wilfried bedünken wollte, schloß die Samstagabendandacht: „Segne," flehte der Hausvater voll Inbrunst, „segne, Herr, alle Versammelten und Fernweilenden; segne seine liebe Mutter in Blauenstein, sie ist eine liebe Heilige; segne unsern jungen Freund, daß du ihn rettest mit deiner Gnade vom Ab-

grund, bis daß er wandle in den Gärten der Gerechten und bleibe und gedeihe, wie die Tomaten, die unseren Teetisch schmückten und unsere Leiber mit ihrer lieblichen Süße erquickten."

Die Andacht war zu Ende. Wilfried griff sich an die heftig schmerzende Stirne und atmete seufzend die dumpfe Zimmerluft. Erstickend heiß war es im Salon, draußen auf Baum und Flur lag milder Mondenschein und alles atmete ruhigen Frieden.

„Es gibt, ich weiß es, Menschen genug, die aus bloßer Neigung zum Sonderlichen sich Mühe geben, recht sonderbar zu scheinen, um die öffentliche Meinung herauszufordern," sagte Onkel Ernest Tags darauf zu seinem Neffen, der ihm den gestrigen Nachmittag geschildert hatte. „Aber glaube nicht, daß mein Kollege es so hält. Er ist eine ehrliche Natur und würde sein Leben für seine Überzeugung lassen. Die christliche Erkenntnis allein kann uns von jener unmännlichen Abhängigkeit, in welche uns Gewohnheiten oft ketten, befreien, wenn unser Gewissen es gebietet, gegen die alltäglichsten Dinge Protest einzulegen. Wer mannhaft seine Lanze einlegt gegen gewisse verderbliche Einflüsse der Allgemeinheit, fichtet genau so glorreich für die Freiheit, wie jene todesmutigen Vorkämpfer des Revolutionszeitalters. Ich nenne dir beispielsweise die Abstinenzbewegung. Vor zehn Jahren rief man noch voll Entsetzen: „Na, der Kerl hat den Verstand verloren," — heute beugt sich alles in Hochachtung vor jedem mannhaften Streiter für die Mäßigkeit. Was einst als unsinnig

galt, kann heute zur Mode, selbst zur Tugend werden."

Onkel Ernests Zartgefühl verbot ihm, auch nur andeutungsweise die Überschwänglichkeiten seines Geschäftsteilhabers dem leisesten Tadel zu unterziehen; und mit Feinheit verstand er es, das Gespräch jeweilen in eine andere Richtung zu spielen. Durch und durch ein Mann voll Edelsinn, betonte er lieber die Vorzüge seiner Mitmenschen, als sich über ihre Schwachheiten zu unterhalten.

Neuntes Kapitel.

„Onkel," sagte am Sonntagvormittage Wilfried, als man von dem Betsaal der Baptistengemeinde zurückkehrte, „sollte denn das eine Kirche sein? Das ältliche Fräulein bei Holloways nannte alle Nonkonformisten Abtrünnige vom Glauben, die mit der Kirche keine Gemeinschaft haben."

„Das ältliche Fräulein hat damit einen recht geistreichen Ausspruch getan," erwiderte Onkel Ernest sehr bestimmt. „Wer Christum lieb hat, gehört zu seiner Kirche. Das ist die Losung, die uns Menschen verbinden soll. Übrigens besuche ich hie und da dieses Lokal aus dem einfachen Grunde, weil mir der schlichte Vortrag des Predigers zusagt."

Von dem Gottesdienste weniger erbaut als der

ernste Onkel war sein Neffe Wilfried. Die Predigt war ihm unverständlich, zudem entsetzlich lang vorgekommen, der Gemeindegesang wenig erhebend und voller Mißtöne.

„Nun, Mr. Wilfried, wie war's denn mit den Baptisten?" bemerkte spitzig bei Tische das Fräulein mit dem Kreuze.

„Zum Davonlaufen langweilig, die Orgel morsch und der Gesang schauerlich shoking."

Rauschendes Gelächter erscholl.

„Das konnte ich mir denken! Wenn Sie einen Gottesdienst in der höchsten musikalischen Vollendung bewundern wollen, empfehle ich Ihnen die St. Albanskirche oder meinetwegen St. Agnes," rief das Fräulein und bekreuzte sich wiederholt.

Eine Woche verstrich nach der anderen, ein Sonntag nach dem anderen. Die Tage wurden kürzer, und in den kahlen Zweigen der gespenstig dürren Bäume im Hyde Park ging allmählich eine düstere, einförmige Weise: die Totenklage der Natur um entschwundene Herrlichkeit. Kein Schnee lag auf den Dächern oder Straßen Londons, der in der englischen Metropole ein äußerst seltener Gast ist, vielmehr erschien der heilige Abend mit einer Nebeldecke, wie Wilfried sie noch nie gesehen. Nein, diese gelbbraune, triefende Erbsensuppe in der mit Kohlenstaub geschwängerten Atmosphäre, die die Kehle zum Husten reizte! Als Wilfried vollends abends in Kensington der Untergrundbahn entstieg, war es ihm buchstäblich unmöglich, die Häusernummern zu entziffern; und die sonst grellen elektrischen Flammen glichen schwach

flackernden Nachtlichtlein, welche der erste Windhauch auslöschen konnte. Wehmütig gedachte Wilfried jener leuchtenden Weihnachtsabende in der Heimat; hier in der Fremde erstrahlten keine Christbäume, hier läutete keine große Glocke den Lobgesang der Engel ein.

Die Nonkonformisten verwerfen die Feiertage des christlichen Kalenders als papistische Überreste; und so beschloß denn Wilfried, am heiligen Weihnachtstage das kirchliche Fräulein zur Magdalenenkirche zu begleiten, die der englischen Staatskirche angehört. Als er das schmucke Gebäude betrat, war bereits eine zahlreiche Gemeinde versammelt. Mehrere Andächtige bekreuzten sich, die Herren begrüßten den Altar mit kurzer Verneigung, und die Frauen knieten auf Polsterschemeln. Auf dem Altar brannten sechs Wachskerzen. Mehrere Archidiakonen, Chorherren und Chorknaben bildeten eine Prozession, bei der ein silbernes Kreuz vorgetragen wurde. Die Predigt war kurz, der Gottesdienst musikalisch und wurde intoniert. Der junge Fremde erlaubte sich schüchterne Blicke im geweihten Gebäude; hier war alles viel vornehmer und sah sauberer aus, als er es einst in den katholischen Kirchen der Blauensteiner Gegend gesehen hatte.

„Das ist ja ganz katholisch!“ rief er nach beendigtem Hochamte, „nur bediente man sich der englischen statt der lateinischen Sprache!“

„Ach was!“ entgegnete Wilfrieds Begleiterin in verächtlichem Tone, „was geht uns der Italiener an, der sich Papst nennt?“

„Somit gehört die Magdalenenkirche wie unsere

zu Blauenstein den Protestanten," schaltete Wilfried erleichtert ein.

„Gott der Gerechte, niemals! Die anglokatholische Kirche ist das wahre Glied der Einen, Heiligen, Katholischen Kirche Christi auf Erden. Die protestantischen Sekten stehen außerhalb der Wahrheit."

Solches alles war unserm Wilfried unklar und stimmte ihn zum Nachdenken. „Und Onkel Ernest, Mr. Holyman!" rief es in seinem Inneren. Ein Schauder lief ihm über den ganzen Leib. Er konnte keinen Ausweg finden, je mehr er über die heilige Kirche nachdachte.

Der Anblick des schwer beladenen Mittagstisches in der Pension Holloway gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Mit der begnügten Ruhe von Wesen, die heute schon ihre höheren Pflichten erfüllt haben und nun auch die Genüsse des irdischen Daseins nicht vergessen dürfen, erschienen die festlich gekleideten Gäste im efeuumrankten Speisezimmer und wünschten sich Glück und gute Verdauung.

Das Mittagessen im Kreise seiner Familie bildet den Lichtpunkt im Leben des Engländers. Während wir Deutsche mit dem Speisen lediglich den praktischen Zweck des Sattwerdens verfolgen, stellt sich der stolze Brite auf einen idealeren Standpunkt. Welch ein zufriedenes Lächeln thront auf dem geröteten Antlitze der in Küche und Keller hantierenden Fürstin des Hauses, wenn ihr geliebter Herr und Gemahl den wohlschmeckenden Fisch prüft und die Zartheit der Hammelkeule preist; wenn

sein ermüdetes Denkvermögen im Glase schäumenden Bitterbieres Ausgleich und Ruhe wiederfindet. Hier, im gemeinsamen Kreise der Lieben wird des Tages Mühe und Last begraben, hier finden die schwierigsten Weltprobleme eine freundliche Lösung. Das Mittagessen in England ist eine ernstheitere Sache, ein Genuß, eine Feier. Nicht der Reiche allein, selbst der ärmste Taglöhner wird nie unterlassen, zur Weihe desselben auf den äußeren Menschen besondere Sorgfalt zu verwenden, den Anzug zu bürsten und Gesicht und Hände sauber zu waschen wie zum Gottesdienste.

Aber erst das Christmasdinner, dieses königliche Mahl am Weihnachtstage! Wilfried dachte, das Essen wird nie enden, und hier war es, wo die Hausfrau ihre Lorbeeren erntete. Die Tische ächzten unter der Last der aufgetragenen Gerichte; das Roastbeef war vortrefflich und schmolz wie süße Butter auf der Zunge. Die Truthähne hatten an ihren Brüsten Fleisch so weiß wie neugefallener Schnee, und der delikate Rosenkohl dampfte verlockend im Salzwasser. Ein ohrenbetäubendes Hip! Hip! Hurrah! begrüßte den riesigen Plumpudding und die Gewürzpastetchen; jetzt wurden endlose Schalen mit Fruchtsulzen wie Batterien aufgefahren, die Tropenwelt schien ihre köstlichsten Erzeugnisse auszugießen, und der Inhalt einer mäßigen Konservenfabrik stand auf dem Tisch.

Wie bequem saß es sich hier im sanft durchwärmten Zimmer! Der Gegensatz von draußen und drinnen war groß. Dort eine dicke, atembeschwerende Rauch- und Nebelschicht, die sich

ungeschlacht über Häuser und Straßen lagerte, ein grauschwarzes, gleichförmiges Einerlei. Nur selten war die Stille unterbrochen durch den wehmütigen Gesang eines Lahmen, der einen Schild mit der Überschrift „Jesus ist mein einziger Freund" trug, aber beim Auftauchen eines blauuniformierten Schutzmannes die Krücken von sich warf und um die Straßenecke verschwand. Hier, im festlichen Saale, flackerte ein behagliches Kaminfeuer; der reiche Teppich, auf welchem es wiederfunkelte, die bequeme Möblierung und das Licht des stechlaubumkränzten Kronleuchters bildeten ein Bild häuslichen Glückes.

Wilfried sprach mit Entzücken von den Chören der Magdalenenkirche, er beschrieb die Stimmen der Engel und Seligen, die süßen Melodien des Credo, aber man hatte nur ein halbes Ohr für ihn. Champagnerflaschen wurden aufgetragen, und der silberne Pokal machte die Runde; die Gläser erklangen aufs lebhafteste, und die Gäste wurden immer redseliger. Alles hat seine Zeit, schrieb schon der Prediger Salomonis, selbst Kirchentum und Chorgesang.

Zehntes Kapitel.

Weihnachten war vorbei, und die berauschenden Vergnügen verrauchten wie die Nebel des Winters. Die Sonne kam wieder und milder Frühling.

Wilfried war äußerlich gleich geblieben, aber in seinem Inneren bereitete sich eine Wandlung vor. Das Hochamt in der Magdalenenkirche hatte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn ausgeübt.

Nachdenklich stand Onkel Ernest in seinem Zimmer, den Rücken gegen den Kaminsims gelehnt.

„Es lag allerdings im Wunsche deiner Mutter, daß du Sonntags mit mir zum Gottesdienste gehest," sagte er. „Aber ich bin dir nicht böse, wenn du die Magdalenenkirche vorziehst. Zwingen kann man in solchen Dingen niemanden. Ich bedaure nur, daß so wenig Leute sich von ihrer Vernunft regieren lassen."

„Aber Onkel," entgegnete Wilfried mit großem Eifer, „ausdrücklich wird in besonderem Anschlage an der Türe der Magdalenenkirche vor der Gefahr gewarnt, sich äußerlichen Gebärden hinzugeben, wenn nicht auch das Herz reumütig am Herrn Jesu halte."

Onkels ernsthafte Miene verzog sich zu einem sarkastischen Lächeln. „Zugegeben, daß diese äußerlichen Zeremonien nutzlos, ja selbst anfechtbar bleiben, wie kommt es denn, daß die Hochkirche diese äußeren Zeichen mit solchem Eifer wieder zu Ehren bringen will, als ob es ihre heiligsten Güter, ihre Seligkeit selbst gälte? Item, mein lieber Wilfried, du magst dir dein eigenes Urteil bilden. Wann beginnt die Vorstellung, der Gottesdienst, wollte ich sagen?"

Onkel Ernest brauchte Frau Klara von der Sinnesänderung ihres Sohnes nicht zu unterrichten,

Wilfried hatte bereits in den überschwänglichsten Ausdrücken seiner Mama geschrieben von den herrlichen Kirchengesängen, von der feierlichen Prozession, und wie die Magdalenenkirche doch nicht katholisch sei.

„Ich sehe schon, du willst deinen eigenen Weg geführt sein," antwortete Frau Klara mehr betrübt als erstaunt, „wenn du nur brav bleibst, liebes Kind, und den Herrn Christum nicht vergissest, das ist die Hauptsache."

Von allem Sehenswerten der Stadt London schienen nunmehr Wilfried die Kirchen das Nützlichste und Anziehendste zu sein. Welch eine wohltuende Abwechslung nach der dumpfen City war es, die luftigen, mit Gartenanlagen reich geschmückten westlichen Stadteile abends planlos zu durchstreifen! Freudig schlug Wilfrieds Herz, wenn aus einem baumbeschatteten Häuservieréck ein Kirchturm aufragte. Und wenn vollends im Gotteshause der Abendmahltisch durch einen wahrhaftigen Altar ersetzt war, dann feierte die Seele des jungen Mannes ein stilles Dankopfer. An schönen Sonntagmorgen konnte Wilfried auch wohl gedankenvoll die Kensington Gardens durchstreifen und im Schatten eines Riesenbaumes stundenlang hinträumen. Nicht weit entfernt im Gebüsche war die lauschige Ruhestätte treuer Hunde mit ihren rührenden Grabschriften. Neben Wilfried lag das kürzlich erschienene Büchlein „Die katholische Religion, ein Handbuch zur Belehrung der Angehörigen der Anglikanischen Kirche". Daß man das Leben doch inmitten himmlischen Weihrauches und

süßer Klänge göttlicher Melodien ausströmen könnte! Die Gegenwart kann nur den einen Zweck haben, der Mensch nur eine Bestimmung kennen, das Hosianna des Himmels zu jubeln, wo die Sphären den erhabensten Gesang rollen. Und doch hatte Onkel Ernest neulich gemeint, daß man über den himmlischen Chören das irdische Leben nicht vergessen dürfe: „Wir leben in der Gegenwart, dahin hat dich der Schöpfer gestellt, da sei du auch mit ganzer Seele!“ — Aber, was wußte auch Onkel Ernest von der Kirche! Nur wer der heiligen Kirche angehört, kann die Wahrheit erkennen, denn jene ist Wahrheit. Der Kirche? — Wieder vertiefte sich Wilfried in das Lesen des Büchleins, das neben ihm lag. Warum sollte er nicht auch der Kirche angehören? Die leichtsinnigen Menschen belächeln die Vorschriften der Kirche. Weshalb trug Pastor Ritter in Blauenstein kein weißes Chorhemd, warum leuchteten keine Altarkerzen bei den Baptisten wie in der Magdalenenkirche? Warum sollten sie nicht! Dann würde der Riß zwischen Abtrünnigen und der Kirche geheilt.

Das dumpfe Mittagsgeläute der fernen Westminsterabtei brachte seine Gedanken in mehr weltliche Bahnen. Seltsam, wie ein paar Hammerschläge auf Metall den aufwärts gerichteten Sinn wieder in den grausenvollen Kerker des irdischen Daseins verscheuchen mögen!

Mr. Holyman, Teilhaber der Firma Holyman, Ernest & Co., war entsetzt, als Onkel Ernest ihm den Gemütszustand seines Neffen beschrieb. Er, der lieber einen Umweg von fünf Meilen machte,

nur um einem Gotteshause der englischen Staatskirche auszuweichen, er, dem man von Kirchturmkreuzen nie sprechen konnte, verfiel in Krämpfe, als Wilfried auf sein Befragen den Namen der Magdalenenkirche nannte und mit Begeisterung von den Baalspfaffen sprach. Sofort zitierte Mr. Holyman den jungen Menschen ins Privatzimmer, wo er über eine Stunde lang im Gebet mit dem Höchsten um die Seele des verlorenen Sohnes rang. Als Wilfried ins Vorzimmer zurückkehrte, fand er einen schadenfrohen Ausdruck in den Gesichtern aller Angestellten. Edwin lächelte insgeheim.

„Sie sind nicht der einzige," flüsterte er dem armen Sünder ins Ohr, „den er bekehren will, er hat uns alle schon bekehrt, er bekehrt die Polizisten auf der Straße und würde einen Laternenpfahl anrempeln, wenn er nicht aus Gußeisen wäre."

Es ging nicht lange, da kam ein kleiner Junge ins Geschäft mit einem Auftrage: Ein junger Herr, der ihm six pence gegeben, warte draußen auf der Straße und wünsche Mr. Wilfried zu sprechen.

„Übergeben Sie sich dem Herrn," rief der zehnjährige Sohn des Mr. Holyman, auf ihn zustürzend, „retten Sie Ihre Seele, bevor es zu spät ist. Ihr Zustand ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen! Flehen Sie um Erleuchtung, jetzt, sofort auf den Knien!"

„Auf der Straße?" wollte Wilfried fragen. Aber schon war der junge Glaubenskämpfer verschwunden, und auf seinen Lippen schwebte ein heißes Dankgebet gegen den Schöpfer, daß es

ihm wahrscheinlich gelungen sein, abermals eine Seele dem Herrn zuzuführen.

Unterdessen machte Onkel Ernest den Hollo-ways seinen Anstandsbesuch und wurde aufs freund-lichste empfangen. Nach dem üblichen Austausche gleichgültiger Redensarten kam Onkel Ernest, wie zu erwarten war, auf seinen Neffen zu sprechen.

„Wir alle haben Mr. Wilfried recht gern," sagte der Hausherr. „Sein Charakter und seine Lebensweise sind tadellos; er benimmt sich stets als Gentleman und befleißigt sich des peinlichsten Anstandes gegenüber seinen Mitpensionären. Er führt einen geordneten Lebenswandel und kommt immer frühzeitig nach Hause. Seine ganze Welt scheint plötzlich in der Magdalenen- und anderen Hochkirchen aufzugehen. Sie wissen ja, Mr. Ernest, wir sind umringt hier von Gotteshäusern und," setzte Mr. Holloway mit sarkastischem Lächeln hinzu, „von modischen Hochkirchen mit einem über alle Maßen prunkvollen Ritus."

„Er ist eine gute Seele, mein Neffe," ent-gegnete Onkel Ernest, „die sich leicht alles auf-oktroyieren läßt. Jetzt hat er nur Augen für das Blendende, wie es sich in der vornehmen Welt breit macht. Aber er besitzt einen zu guten Ver-stand, um nicht bald herauszufühlen, daß diesem Modechristentum Seele und Leben fehlt."

Der Hausherr geleitete seinen Besuch in das Schlafzimmer des jungen Mannes. Da sah es gut aus! Über dem Bette hing ein Kruzifix aus Elfenbein, und die Wände waren mit Heiligen-bildern aller Art tapeziert. Darüber stand in großen

Buchstaben das Motto des frommen Schotten „Nunc pluat! Nun mag es immerhin regnen! Auf dem Tische lagen in buntem Durcheinander eine englische Bibel, das Book of Common Prayer, Bona Mors, Wards „Ideale der Kirche", Abrisse aus Puseys Schriften und ein Verzeichnis der Vigilien, Fasten- und Heiligentage des Jahres.

„Das ist mein lieber Neffe über und über," rief Onkel Ernest, „da schmilzt er bei Cherubinis Ave Maria zu Wachs und Wehmut, und wirft beim Anhören einer Bettelpredigt sein ganzes Vermögen in den Opferkasten. Zu viele Bücher sind ungesund. Die Buchdruckerkunst hat auch ihre Nachteile. Körperliche Kraft und Gesundheit sind die Quellen des Glückes."

„Glauben Sie, daß er übertreten könnte? Der Gedanke verfolgt mich wie ein unheimliches Gespenst," meinte Mr. Holloway besorgt.

„Niemals," lachte der andere. „Seitdem Ihre Landsleute Weihrauch und brennende Kerzen in die anglikanische Kirche geschmuggelt haben, braucht niemand mehr, der an derlei Zeug Geschmack findet, in den Schoß der römischen Kirche zurück zu kehren. Wenn unser Freund erst die Menschen und menschliche Zustände in ihrer wahren Gestalt erkennen lernt, wird das Flittermäntelchen von selbst dahin flattern. Good bye, Mr. Holloway."

„Good day, Sir."

„Der gute Junge," dachte Onkel Ernest auf dem Nachhausewege, „während seine Kirche sich um den brodierten Apostelstuhl zu Canterbury zankt und Bände über dessen Echtheit schreiben läßt, be-

reiten sich auf dem Kontinente ganz andere Kämpfe vor, Kämpfe des emporstrebenden Geistes, welche die Welt in ihren Grundfesten erbeben machen. Ja, während die anglikanische Kirche noch um die Vereinigung aller Kirchen bittet, wird der Geist unsers Jahrhunderts über alle Kirchen und dogmatischen Streitigkeiten hinweg zur Tagesordnung schreiten."

Wilfrieds sehnlichste Erwartung ging in Erfüllung. Die Schutzpatronin der Kirche, die heilige Maria Magdalena, sollte an ihrem Ehrentage, dem 22. Juli, mit besonderem Prunke verehrt und angerufen werden. Das geweihte Gebäude schien in einen Blumengarten umgewandelt, zahllose Lichter brannten auf dem Altare, und Weihrauchwölkchen verflüchtigten sich im Chore. Viel Aufmerksamkeit erregte das in Gold und Seide reich gestickte Meßgewand, in welchem der Geistliche trotz des bischöflichen Verbotes das Hochamt zelebrierte.

Die Klerisei der englischen Hochkirche stand nicht unter päpstlicher Autorität, aber sie hatte in neuerer Zeit den römischen Kultus bis an die Grenzen des Erlaubten in ihren Kirchen eingeführt. Und nun verstummten die melodischen Stimmen der diensttuenden Priester im Chore, und von einer Kanzel Wilfried gegenüber erfolgte eine Predigt, die ganz geeignet war, seinen Enthusiasmus noch zu erhöhen. „Wir Geistliche," sagte der Priester, „sind die Hüter der reinen Lehre. Wir sind die katholische Kirche ohne papistische Irrtümer. Wozu doch eine Kirche? fragt der Un-

glaube. Wozu all dieser äußere Aufwand, den wir bei unsern gottesdienstlichen Handlungen entfalten? — O, meine Geliebten, fallet nieder vor dem Schemel seiner Füße, denn Gott ist heilig, betet an auf seinem Berge. Sehet, der äußere Kultus ist für die Wahrheiten und Vorschriften der Religion das, was die sichtbare Kirche ist für die unsichtbare: er ist ein Spiegel, in welchem wir die Wahrheiten der übernatürlichen Weltordnung genau so erblicken, wie die Wahrheiten der Naturlehre in der physischen Welt. Durch den äußeren Kultus werden die Lehren des Glaubens und die Vorschriften der Moral veranschaulicht: Der Fall des Menschen, seine Erlösung, seine unsterblichen Hoffnungen. Der äußere Kultus ist für die Religion das, was das Wort für den Gedanken: der wahrhaftige Ausdruck der Gesinnung."

Wilfried bog den Kopf vorwärts im aufmerksamen Zuhören verloren. Tiefe Ergriffenheit bemächtigte sich seiner, als das Credo gesungen wurde und die Andächtigen mit Niederknieen die Selbsterniedrigung Jesu Christi ehrten. Und als die süßen Klänge des Agnus Dei das geweihte Gebäude durchzitterten und die Engel mit goldenen Harfen die Güte Gottes priesen, vermochte Wilfried vor innerer Bewegung kaum zu atmen.

„Nun, wie hat es Ihnen geschmeckt?" fragte mittags Mrs. Holloway mit schlecht verhehltem Triumphe. „Leider fand ich mich gezwungen, erst heute Sonntags die Gans zu stopfen. In Schottland wäre das nicht erlaubt gewesen am Tage des Herrn, und . . ."

„Die Schottländer sind fromme Leute, wo des Glaubens hellstes Licht leuchtet," lächelte der Hausherr. „In Schottland werden am Tag des Herrn Ketten über die Straßen gespannt, damit kein Geräusch der Fuhrwerke die versammelte Gemeinde stört. Jene Hyperstrengen wollen auch uns damit beglücken, nicht wahr, Mr. Wilfried?"

Wilfried erinnerte sich der schottischen Abkunft des Herrn Holyman.

„Fromm," zischte der lange Major wegwerfend, „wie heißt fromm? Etwa der gottesfürchtige Buchhändler, der Sonntags betet und die Woche hindurch Bücher von einer materialistischen Tendenz verkauft; der Geistliche, welcher für die Sonntagsheiligung räsonniert, während der Bäckerjunge, der Metzgerbursche, der Milchner und der Konditor Sonntag vormittags die pfarrherrliche Küche mit frischer Ware versehen müssen, damit die gottesfürchtige Familie ihr Mittagsmahl mit Geschmack genießen kann; der Exporteur in der City, der Tausende von Pfunden für die Evangelisten Spaniens spendet und gestickte Altardecken nach Australien verkauft?" Wenn einmal der Major im Zuge war, dann konnten ihn weder das Husten noch die mißbilligenden Blicke der Anwesenden zurückhalten. „Christen," witzelte er, „als neulich ein Schiff unterging, hieß es bei uns, „Ach, es sind ja nur Ausländer", und man lachte und scherzte wieder wie zuvor. Unnahbar sind wir Engländer im selbstgefälligen Gefühle unserer nationalen Vollkommenheit, welches uns bei kontinentalen Völkern das hämische aber berechtigte Witzwort hervorrief:

„Christus starb für die britische Nation"; denn einem eingefleischten Altengländer erscheint es unglaublich, daß auch Leute anderer Völker als des unserigen ihren Anteil an der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes haben konnten. Unsere jetzige Regierung hetzt Schwarze gegen Schwarze, Gelbe gegen Weiße, um ihrer christlichen Interessensphäre willen. Wie kann denn unser England den Namen eines christlichen Staates beanspruchen, so lange es nicht den Mut hat, zwei sich gegenseitig zerfleischende Völker mit fester Hand auseinander zu reißen, — aus lauter Furcht, sein eigenes behagliches Wohl zu gefährden. Christen! Ehre jenem südafrikanischen Wilden, der dem Missionar Moffat sechzig Shillinge als vierfachen Ersatz für Bleilettern brachte, die er aus der Missionsdruckerei gestohlen hatte."

Der Hausherr erhob sich, damit das Zeichen zum Aufbruche gebend. Die Unterhaltung war in einem Rayon angelangt, der sich mit dem Geiste des Hauses nicht mehr vertrug.

„Was ich sagen wollte, Wilfried," meinte Onkel Ernest einige Tage später im Geschäfte, „soeben wurde mir ein Brief aus Neapel abgegeben. Der Absender ist Dolly van Diemen, dein Vetter aus Salem, Westaustralien. Ein mitleidiger Tod hat meine arme Schwester Lydia, Dollys Mutter, von ihren Leiden erlöst, sie starb vor wenigen Wochen. Dolly, der den Unsinn in Salem nicht länger mitansehen mochte, entzweite sich mit seinem Vater und beabsichtigt nun, seine Verwandten in Europa kennen zu lernen. Er scheint ein gesitteter Jüng-

ling zu sein; leider ist seine Erziehung schrecklich vernachlässigt, und der Stil seines Briefes ist der eines Sextaners."

„Ein lieber, junger Mensch," sagte Mr. Holyman, dem Onkel Ernest das Schreiben des neuen Ankömmlings zu lesen gab, „der mit seiner Überzeugung noch nicht fertig ist. Ach," seufzte der Gottesmann, „die kleine Glaubenspflanze hat wohl kaum Wurzel geschlagen und bedarf der Pflege."

Etwa eine Woche mochte vergangen sein, als Wilfried eines Morgens in die Arbeit vertieft im Geschäfte saß; aber weitab nach der Magdalenenkirche schweiften seine Gedanken. Da ertönte von unten ein so furchtbarer Lärm, daß alle Schlösser klirrten und die Türen zusammenschlugen. Mr. Holyman ließ den Kurszettel fallen, und Onkel Ernest hielt sich am Rohrsessel. Schon kam Edwin in zwei Sätzen die Treppe herauf gesprungen: „Ein Verrückter ist unten, einer, der tobt wie ein Besessener und nach Ihnen frägt."

Entsetzt sprang Wilfried mit Edwin hinunter, sich vorsichtig hinter dem Freunde haltend.

Da stand ein riesenhafter, fürchterlich großer Mensch mit bräunlichem Gesichte und breiten Schultern, der sich Dolly van Diemen nannte. Sprachlos stand das ganze Personal, der Schreck war allen in die Glieder gefahren. Endlich fand Onkel Ernest Worte: „Mr. Holyman — Dolly, mein Neffe aus Australien."

„Hallo, Holyman!" rief der Riese mit seiner ungeheuren Stimme und klopfte dem ernsten Manne

mit unverschämter Vertraulichkeit auf die Schultern, „how are you, wie geht's Ihnen?“

Der Angeredete erstarrte vor Entsetzen, und Wilfried war sozusagen ganz „paff“ über solchen Freimut.

Etwas verwahrlost schien allerdings, wie wir gesehen, der lange Bursche, und mit den Gesetzen europäischer Höflichkeit wenig vertraut. Aber der arme Mensch war nur zu bedauern, denn sein nur auf eigene Bequemlichkeit bedachter Vater hatte die Erziehung ganz vernachlässigt und die Kinder wild aufwachsen lassen. Aber dennoch überlief es den guten Onkel Ernest eiskalt, als Dolly ihm auch die baldige Ankunft seines jüngeren Bruders kundtat, der ebenfalls Europa bereisen wollte.

„Gott sei uns gnädig,“ dachte Herr Ernest Ulrich, „ein zweiter solcher Leviathan wird uns zugrunde richten, wir haben an dem einen schon genug.“

Der Chef des Hauses forderte Wilfried auf, den Vetter ins Logis nach Kensington zu geleiten. Da hatte es seine liebe Not. Auf dem Omnibusse nahm Dolly dem Kutscher das Leitseil aus den Händen und machte beim Fahren allerlei Kunststücke, so daß die Polizei einschreiten mußte. Einfach und schüchtern war Wilfried, eine pompöse und herausfordernde Erscheinung der Vetter. Aber dennoch besaß Dolly ein weichherziges Gemüt, denn lange Leute sind zumeist harmlos und zerarbeiten sich ihr Gehirn nicht mit Nachgrübeln über die kirchlichen Fragen der Gegenwart. Der Unge-

schlachte schenkte jedem Bettler einen Schilling; in der Untergrundbahn nahm er drei Plätze ein für einen, redete alle Passagiere an; und wenn man ihm Grobheiten machte, schüttelte er sich vor Lachen, während Wilfried in Angstschweiß gebadet war. Er, der seit kaum vierundzwanzig Stunden den Boden Englands betreten, hatte schon alles gesehen, alles gehört, schwadronierte über die ganze Welt und war die Gefälligkeit selber. Wilfried hatte anfänglich den Gedanken überlegt, seinen Vetter am Sonntage nach der Magdalenenkirche zu nehmen, aber schon diese Fahrt nach dem Westende machte ihn anderen Sinnes. Der Schreckliche würde auf den Altar sitzen und die Glocke läuten, der Gedanke allein trieb Wilfried den Schweiß auf die Stirne.

Holloways ihrerseits dachten, ein solches Ungeheuer sei noch nie gegossen worden, selbst in der Fabel vom siebenköpfigen Drachen nicht. So konnte Dolly stundenlang am Klavier sitzen und allerlei Liedlein im tollsten Durcheinander trillern, zum großen Ärger von Herrn Holloway, dessen Gesang niemandem größeren Genuß bereitete als ihm selbst. Der Australier hatte aber auch keine Manieren. Wer ihm nicht gefiel, den nannte er ein Känguruh; wer seinen neckischen Reden nicht parieren konnte, einen Schafspelz. Zoologie schien sein Lieblingsthema zu sein, und er erkundigte sich nach diesem und jenen aus der Tierwelt Europas. Beinahe höhnisch schaute der Major. So kam Wilfrieds Vetter in kurzer Zeit in allgemeines Aufsehen, und man erinnerte sich in der Pension Hollo-

way nicht, je einen jungen Mann dieser Art gesehen zu haben.

Eigentlich böse konnte niemand dem Sausewind sein. Mit Bereitwilligkeit bot er den Herren seine Zigarren, die er in Southampton beim Landen durchgeschmuggelt hatte. Der reiche Inhalt seiner Koffer und Kisten schmückte den Salon der Pension, der in eine wahre Ausstellungshalle umgewandelt schien. Wo nur ein passendes Plätzchen war, lagen Kiwi- und Kasuareier, Schlangenhäute und Lanzen der Polynesier, Keulen der Herveyinsulaner, neukaledonische Streitäxte und geschnitzte Papierschilde von Neuguinea. Dolly hatte ein großes Talent, Erlebtes und nicht Erlebtes anderen zu schildern. Als er von seinen Jagdzügen in Bengalen zu erzählen begann, da lauschten die Gäste mit sichtlichem Interesse; und wie er vollends dem ältlichen Fräulein mit komischer Grandezza eine Leierschwanzfeder überreichte, lächelte auch die Empfängerin halb versöhnt.

„Ist der Tiger satt gefressen," erklärte Dolly, „wozu er anderthalb Engländer oder zwei Franzosen braucht, so . . ."

Allgemeines Gelächter unterbrach den Sprecher.

So betrug sich nun der Vetter aus dem australischen Busche leidlich; aber sowohl das ganze Westend wie die City von London atmete erleichtert auf, als er sich zur Abreise rüstete. „Gnad Gott den armen Blauensteinern!" dachte Wilfried, „der Riese wird die Lokomotive unserer Sekundärbahn in die Tasche stecken."

Nach der Unruhe der vergangenen Tage ging

alles wieder im alten Geleise weiter. Wilfried besuchte die Gottesdienste in der Magdalenenkirche doppelt eifrig, um das Versäumte nachzuholen. Der Herbst nahte, es wurde Winter; und Wilfried konnte mit Stolz gestehen, in dem verflossenen Jahre Tüchtiges gelernt zu haben. Seine Vorgesetzten hatten ihm ein mäßiges Salär ausgesetzt, welches, zusammen mit den Zinsen des väterlichen Erbteiles, Wilfried gestattete, vollkommen standesgemäß aufzutreten.

„Der Gedanke ist keineswegs schlecht, mein Junge," sagte Onkel Ernest zu Wilfried, der den Wunsch geäußert hatte, die Feiertage diesmal am Meere zuzubringen. „Die salzige Meerluft wird dir die Halluzinationen ausbeizen. Sehr interessant, Portsmouth, wo neulich die Springflut alles überschwemmte; Sandgate, wo sich das Wasser in das untere Stockwerk des Hospitals ergoß; Hastings, wo die große Ebene, auf der einst Wilhelm der Eroberer landete, mit Wasser vollständig bedeckt war. Gerne würde ich über Weihnachten mit dir die klare Seeluft genießen, aber meine baldige Reise nach Blauenstein nimmt vorderhand meine Zeit in Anspruch."

„Man hat mir Folkestone gerühmt, Onkel; auch sollen die dortigen Kreidemergel einen außerordentlichen Reichtum an Petrefakten enthalten und —" fügte Wilfried in etwas zögerndem Tone hinzu — „man sagt mir, die schönen Kirchen . . ."

„Aha," unterbrach der Oheim den Neffen, „also die Chorröcke waren es und nicht die Ammonshörner! Nun, wenn du Folkestone besuchen willst,

empfehle ich dir zum Aufenthalte „Moira Haus“ auf den Lees, das ich von früher noch in günstiger Erinnerung halte.“

„Da unsere Wege auf einige Wochen auseinander gehen,“ fuhr Onkel Ernest nachdenklich fort, „möchte ich mit dir, lieber Neffe, einige vertrauliche Worte sprechen. Dieser Brief von deiner Mama meldet die Ankunft Dollys in Blauenstein. Dieser habe alles mögliche Gute von dir gesagt. Dagegen hat dein Vetter einiges über dich mitgeteilt, was wir alle nur mißbilligen können und uns sehr betrübt. Du seiest, behauptet der Vetter, ganz auf dem Wege, ein Kapuziner zu werden, du redest die ganze Zeit von Litaneien und von Altären . . .“

„Mein Lieber, laß mich frei reden,“ rief Onkel Ernest in freundlicher Bitte, als sich sein Neffe zu einer Erwiderung rüstete. „Wer wie du mit deinem für alle Momentseindrücke empfänglichen Gemüte stets über die Peripherie hinauszielt und in der Ausführung überspannter Entschlüsse seine Seligkeit sucht, der beraubt sich seines besten Materiales und seines Vorrates von Energie bälder als er glaubt. Zwei Kerzen auf dem Altare statt ihrer sechs erschüttern deine Seelenruhe; und wenn ihrer vierhundert ewige Lichter in deiner Kirche brennten, so würdest du zu deiner Beruhigung zweitausend verlangen. Kopf hoch! heißt es in deinen Jahren, betrachte die Welt frisch und frei! Unsere Zeit verlangt Männer, keine Träumer. Trachte ein nutzbares Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, dann steigst du in der Kirche auf den Thron deines eigenen

Wertes. „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde," sagt der Apostel Paulus, von dem du so gerne sprichst. Nicht was wir nach außen und für andere tun sollen, sondern was wir in uns selbst sind, verlangt unsere allererste Aufmerksamkeit. Es kann in der Welt nur gut werden durch die Guten. Aber edle Taten und Charakter sind von einander so unzertrennbar, wie der Duft von der Blume, den sie ausströmt. Der erfahrene Gärtner richtet sein Augenmerk nicht auf den Duft; vielmehr pflegt er vorerst Zwiebel, Knospen und Blätter der Pflanze, damit ihn der liebliche Hauch der Blume erfreuen wird."

„Aber Onkel," meinte der eifrige Jüngling, „die heilige Kirche ist nicht von dieser Welt, sie weist uns hin zur Ewigkeit."

„Warum sollte sie nicht," lächelte Onkel Ernest, „deswegen soll sich mein Auge der Gegenwart nicht verhüllen. Schwärme nicht in jenen unentwirrbaren Regionen, so lange es deinem Auge nicht gelingt, die einfachsten Probleme dieser Erde zu enträtseln. Du sprichst so viel von der Religion, lerne erst das Wesen derselben erkennen, in *diesem* Leben findet sie schönere Anwendung. Und nun komme ich auf den Punkt zurück, von dem ich ausging: Wohl kann das Wasserbad den Körper momentan erquicken und erfrischen; aber so wenig es mit dem äußeren Staube unsere inneren Leidenschaften wegspült, so wenig kann ein noch so prunkvoller, auf alle Sinnen einwirkender Kultus uns zum neuen Menschen machen, höchstens vermag er

uns für den Augenblick erhabene Gedanken einzuflößen."

Bevor wir Wilfried, der sich mit der Miene eines Märtyrers für die gute Sache von Onkel verabschiedete, nach der Meeresküste begleiten, müssen wir einen Blick nach dem fernen Blauenstein werfen, wo Dolly van Diemen längst die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen. Ist denn das derselbe ungeschlachte Riese, vor dem die Leibgardisten zu Whitehall wie unansehnliche Knirpse zusammenschrumpften? Ei, wie sittsam sitzt Dolly neben Frau Geheimrat Ulrich und schildert der Großmama mit gedämpfter Stimme seine traurigen Jugenderlebnisse. Kein Wunder, wenn Tante Klara und Großmama den bescheidenen jungen Mann bald lieb gewannen.

Glaubt es nicht, daß Dolly van Diemen eine intrigante oder gar unlautere Natur war. Ein glücklicher Instinkt ließ ihn vielmehr an jedem Orte das richtige treffen, und über ganze Wagenladungen von impromptu Redensarten verfügte er nach Belieben.

Aber die Freude dauerte nicht lange, denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Szene. Zwar Dollys Einführung in Tante Lucies Salon war tadellos und tadellos auch die Art und Weise, in welcher er sich nach dem Befinden der Familie erkundigte. Aber warum mußte er sich plötzlich in einen Lehnstuhl werfen, daß dieser in allen Fugen krachte, und sehr ungeniert eine Zigarre in Brand stecken.

„Hier, Onkel, ist ein Kraut für dich, deiner

besseren Hälfte da wird der Geruch nicht in ihre Nase steigen!"

Onkel Arveds bessere Hälfte errötete vor Zorn, während der gestrenge Herr dem Naseweis sein Betragen mit einigen derben Worten verwies.

„Hoho," lachte der Riese, „jetzt bist du der Alte, Onkelchen, ich verstehe es immer, den Leuten ihre Lebensgeister anzuregen, nicht wahr, Cousinchen?"

Aus Cousinchen Lizzies Augen schossen giftige Blicke.

„Wir haben hier schon Flegel mehr als genug," sagte sie spitzig, „die importierten mögen sich wieder ins Land ihrer . . ."

Da merkte Dolly, daß es Zeit war, sich zu empfehlen. Keine Hand wurde ihm ausgestreckt. Im Hinausgehen nannte er den Onkel einen hochmütigen Einfaltspinsel, Cousinchen Lizzie eine alte Kakaobohne, eine wahre Stachelroche. Aber der grobe Mensch entfernte sich rasch, und es ist kaum anzunehmen, daß die Familie Ulrich jene schrecklichen Worte hörte.

Fortan war das erste Haus in Blauenstein dem armen, gesellschaft Verunglückten verschlossen. Dollys Humor blieb indessen nicht minder rosig. Siehe, da auf der Straße stolziert der Große in seinem flatternden Radmantel, als ob er die ganze Dorfgasse eingehandelt und mit blankem Golde bezahlt hätte. Haben wir recht gesehen — nein, wahrhaftig! Nun fährt Melchior, der Kutscher, über den Kirchenplatz, und in dem Landauer sitzt Dolly in seiner unverschämten Breite, als handelte es sich um die Auffahrt eines königlichen

Prinzen. Mit einem Schrei des Unwillens sprang Fräulein Lizzie Ulrich auf, Tante Lucie stöhnte laut vor Verdruß, und Onkel Arved machte Großmama Ulrich die bittersten Vorwürfe, daß sie dem langen Bengel die Schimmel zur Verfügung gestellt hatte.

Aber auf eine ungebührliche Weise verlängerte der Gast aus Salem seinen Besuch in Blauenstein, so daß Bäschen Lizzie heimlich recht grimmig wurde. Der Lenz rückte in diesem Jahre im Januar an, allerdings um baldigst wieder zu schwinden; und sonnige Tage lockten Alt und Jung auf die Gassen. Der Schützen- und Turnverein feierten gemeinsam ihr fünfundzwanzigstes Stiftungsfest, und fünfundneunzig Vereine, Vereinchen und Vereinlein mit ihren „Patenvereinen" hatten ihre Teilnahme zugesagt.

Fünfundzwanzig Böllerschüsse vor dem Bürgerspitale verkündeten am Sonntagmorgen das Abhalten des Festes. Die armen Kranken, die nach qualvoll durchstöhnter Nacht mühsam den ersehnten Schlummer gefunden, mochten für sich sehen. Patriotische Sprüche von Freiheit und Vaterland schmückten die Bierhallen und Schenkbuden. Viele hundert Menschen wogten auf den Straßen, und jedermann war auf den Festzug gespannt. Im Gasthaus zum goldenen Löwen sollte ein brillanter Ball abgehalten werden. Unwillkürlich richteten sich aller Blicke nach dem Fremden, der auf der Treppe des Rosenschen Hauses den besten Platz eingenommen hatte. „So was hat der noch nie gesehen, der wird sich wundern," dachte männiglich.

„Was nennen Sie ein Vereinsfest?“ fragte Dolly einen Beistehenden.

„Eine Selbstrühmung von einigen hundert Leuten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffes,“ antwortete Herr Gottfried Keller, das war sein Name.

Jetzt wehte ein Wald farbiger Tücher heran, und die Blechmusik des Städtchens blies einen Tusch.

Ein schreckliches Lachen, ein fürchterliches Gebrüll unterbrach die Feierlichkeit: Dolly van Diemen hielt sich den Bauch und gebärdete sich wie ein Wilder.

„Ein hübscher Festzug! Eine Prozession von Weinflaschen und Biergläsern!“

Wenn er nur nicht so laut geschrieen hätte! Die Musik verstummte, der Festzug geriet ins Stocken. Zornglühend drängte sich der Fahnenträger durch die Menge.

„Sie haben hier nichts zu sagen, das Vaterland . . .“

„Das Vaterland!“ höhnte Dolly. „Allerdings! Aber wozu euere Zirkusvorstellung mit der Schellenkappe?“

Glücklicherweise gelang es dem herbeigeeilten Festredner, die Geister zu besänftigen. Die große Feierlichkeit konnte zur festgesetzten Stunde vollzogen werden und das Vaterland war getröstet.

„Ganz recht hatte Dolly,“ meinte Großmama Ulrich einige Tage nach Dollys Abreise. „Es ist eine Schande, wie sie's treiben. Unser Schuster, der das ganze Jahr hindurch über schlechten Verdienst jammert, scheute sich nicht, auf dem Tanz-

boden zu prahlen, daß er die ganze Nacht durchsaufen wolle. Wenn er sein sonst gutes Geschäft zugrunde richtet, so reiht er sich in die Scharen derer, die mit der Weltordnung grollen. Und was soll denn das heißen — Katerbummel am Sonntagmorgen, Frühschoppenkonzert im Schießstand mit der Scheibe Vaterland? Sehet doch, wie sie in das Herz des Vaterlandes zielen, sie, diese Stützen des Vaterlandes! Sehet, wie sie seine Grundpfeiler, das Familienleben, die Sonntagsheiligung erschüttern und sich selbst zugrunde richten! Dollys gesunder Naturverstand ist durch diese Komödie gründlich erregt worden. Was sagte er zum vaterländischen Festspiele?"

„Tante," meinte er, „das ist ja nichts weiter als ein theatralisches Prunken mit althergebrachten Traditionen, ein Gejohle, eine lächerliche Koketterie, die sich aus der Volkstümlichkeit und Naivetät einen künstlichen Aufputz macht, eine Alimentation für alle Kannegießer des Patriotismus."

„Mein lieber Enkel kann zuweilen etwas grob werden," lächelte Großmama Ulrich, „aber er hat doch ein gutes Herz, und das ist die Hauptsache auf dieser Welt. Möge ein freundliches Geschick ihn auch ferner geleiten; möge meinem Enkel das Glück, dessen er würdig ist, auch beschieden sein!"

Elftes Kapitel.

Moira Haus liegt an einer einsamen Straße im oberen Teile der Stadt Folkestone, auf den sogenannten Lees. Hier finden sich zahlreiche Hotels und Pensionen, welche den erholungsbedürftigen Londonern zum Sommeraufenthalte dienen, jetzt aber zur Weihnachtszeit fast unbewohnt blieben.

Ruhig lag der weite Ozean, jene heitere und stille See an schönen Winterabenden, fast eben so ruhig wie die schweigende Stadt, außer daß ein durch die Entfernung gedämpftes leises Gemurmel wie das Atmen ihres Schlafes hinübertönte. Unermeßlich, unergründlich zog sich das Meer von Ost nach West in das felsige, buchtenreiche Land hinein; gleich einem matten Sternchen am Horizonte flickerte das Drehfeuer des Boulogner Leuchtturmes. Wie das Geläute von Uhlands verlorener Kirche, flüsterte Wilfried träumerisch, wenn von dem dunkeln Wasserchaos draußen der klagende Ton irgend einer Glockentonne an sein Ohr schlug. Zuweilen glitzerten die Lichtreihen eines fernen Ozeandampfers auf, um meteorartig im schweigenden Meere zu verschwinden.

Kalt war es allerdings, aber Wilfried war es außerordentlich wohl zumute in der frischen Luft dieser erhabenen Einsamkeit. Wie schön ist die Welt! Und doch lauert Gefahr allüberall, und wir können ihren Tag und Stunde nicht an unserer Lebensuhr ablesen. Und wiederum warnt der Klageton aus der nachtschwarzen Wasserwüste;

dort, unfern den Küstenklippen bezeichnen Feuersignale die Unglücksstelle der furchtbaren Schiff-Katastrophe, und fünfhundert Opfer schlummern auf dem Folkestoner Friedhofe den Todesschlaf. „Bei Glatteis schreitest du sicher und unbesorgt an der gefährlichsten Stelle vorbei, lieber Sohn. Aber wie, wenn der Tod dir deinen Vater entreißen sollte, wenn alle, denen du dich anvertrautest, dich in der Not verlassen! Lerne selbst gehen, erstarke in dir selbst, damit du den Gefahren aus eigener Kraft Trotz bieten kannst.“ Warum mußte Wilfried gerade heute an die Mahnworte seines seligen Vaters denken?

„Ich stehe nicht auf Glatteis, der Boden unter mir besteht zwar nur aus lockrigem Mergelsande, aber für mein Gewicht hat es noch keine Gefahr zum Versinken.“

Lächelnd spähte Wilfried wieder hinaus in das finstere Meer.

Wilfried freute sich auf den nächsten Tag, der allen Anzeichen nach kühl, aber schön zu werden versprach. Wie wollte er so recht ungestört und sich selbst überlassen, Ebbe und Flut betrachten und jene einsame Meeresbucht durchforschen, welche eine geologische Ausbeute verhieß! Dunkelheit senkte sich über die Landschaft; und die Martellotürme, die wie Drohfinger gegen napoleonische Eroberungsgelüste aussahen, versanken mit den Sturmsignalen in Nacht und Finsternis.

Es war schon spät, als Wilfried nach Moira Haus zurückkehrte. Das umfangreiche Gebäude war lichtlos. Es schienen keine Gäste angekommen

zu sein. „Nur eine ältere Dame mit einem Fräulein wohnt seit einiger Zeit im Hause," bemerkte ein schlaftrunkenes Dienstmädchen, welches die Türe verschloß.

„Und wie heißt das Fräulein?"

„Beatrice Dolores."

Zwölftes Kapitel.

Beim zweiten Frühstücke sah Wilfried zum ersten Male seine Mitgäste, aber nach englischem Brauche blieb er ruhig sitzen und machte keine dreimalige Verbeugung; konnte aber nicht umhin, verstohlene neugierige Blicke auf seine beiden Gegenüber zu werfen. Und wenn zwei Partien, mögen sie einander noch so fremd stehen, zu demselben löblichen Zwecke versammelt sind und eine holde Weihnachtssonne durch die Fenster leuchtet, so wird selbst in England die Steifheit der Sitte einem lebhaften Geplauder weichen müssen. Der Austausch einiger einsilbigen Worte, das unvermeidliche thank you für das Überreichen der Zuckerdose oder das Schließen des Fensters gegen den Zugwind bilden die erste Vermittlung zur Unterhaltung.

Eine junge Dame von hoher Gestalt ließ sich auf den für sie bestimmten Platz nieder. Der Ausdruck ihres schönen Gesichtes war halb schalkhaft,

halb nachdenklich. Miß Beatrice Dolores war eine Erscheinung, die einen jeden anziehen mußte, der ihr auf seinem Lebenswege begegnete. Wie eine Vision aus der anderen Welt aber schien sie unserem Wilfried. Sie trug das blauschwarze Kleid des . . . . . Ordens, doch ohne Schleier, und ein silbernes Kruzifix hing über ihre Brust; aber das musselline Spitzentuch von feinster Arbeit, das nicht frei war von Parfüm, verriet, daß das Fräulein noch nicht allem Weltlichen entsagt hatte.

Madame Dolores mochte in den vierziger Jahren stehen. Sie zeigte im Wesen ganz den Typus einer vornehmen Weltdame und konnte noch heute schön genannt werden mit ihren feinen, regelmäßigen Gesichtszügen. Das lange Moirékleid vom feinsten Stoffe paßte zu ihrer stattlichen Figur, und man konnte sich keinen vorteilhafteren Kopfputz denken, als das dichte Spitzentuch, welches ihre ernsten Züge einrahmte.

Die Damen bekreuzten sich vor dem Essen, und als der junge Unbekannte dasselbe tat, überflog es das ernste Gesicht der Matrone wie Befriedigung.

„Ein wunderschöner Tag," rief die geschäftige Hausfrau, als sie den kalten Braten servierte, „was haben die Damen für heute nachmittag vor?"

„Der Spaziergang nach Hythe soll sehr genußreich sein," versetzte Madame Dolores, „aber wir sind in der Gegend fremd. Auch bläst der Wind so heftig, daß . . ."

„Haha," lachte die Hausfrau, „wenn der Wind im Hyde Park die Hüte fortweht, zittern bei uns die Martellotürme. Aber die frische Luft hat doch

etwas Wohltuendes. Gern würde ich Sie begleiten, aber meine neue Köchin ist heute angelangt und bedarf meiner Anleitung."

Das Fräulein sah sich wie fragend um, Wilfried rutschte auf seinem Stuhle unruhig hin und her.

„Ich beabsichtigte ebenfalls, eine Pilgerfahrt zu der berühmten Krypta in Hythe zu machen, der Nachmittag ist gar zu schön. Wenn Sie erlauben, daß ich Sie begleite, könnten wir ohne besondere Anstrengung auch Saltwood Castle besuchen."

„Recht gern, wenn Sie sich uns anschließen wollen," erwiderte Madame Dolores, und bald rüstete man zum Ausgange.

Wie lauter Silber glitzerte das Meer, und dunkle Streifen am Horizonte bezeichneten den Kurs der Dampfer, welche den Verkehr mit dem Festlande vermitteln.

Anfänglich wollte die Unterhaltung nicht recht gedeihen; man schritt hölzern und steif, Wilfried sehr bescheiden, den Lees entlang. Als man aber am Ende der Hochebene anlangte, mochte Wilfried die Erinnerung an seine einstige Kletterpartie bei Klosters belebt haben, denn plötzlich rannte er in gewandten Sätzen die jähe Böschung hinunter, freilich nicht, ohne unten auf dem Rücken zu landen.

„Mein geologischer Instinkt sagte mir, daß ich beim Ausgleiten an dieser Küste auf alluvialen Meersand stoßen würde," versicherte er lachend den Damen, nachdem sie auf dem Umwege der Straßenbiegungen das Meeresniveau ebenfalls erreicht hatten.

„Wir besorgten bereits, Sie wollten sich in die Fluten stürzen, um sich Ihr Whitebaitdinner selbst zu fischen.

Es wurde herzlich gelacht und bald herrschte ein geselliger Ton in der Unterhaltung. Wilfried war noch nie in seinem Leben so glücklich gewesen wie an diesem Nachmittage. Alles berührte ihn wohltuend, die tiefe Winterstille, die kein Laut störte, als das ferne Rauschen der Brandung. Und hier war er ja bei Gleichgesinnten, wie ihn das Kruzifix am Halse des schönen Fräuleins versicherte. Er schilderte ihr den Ort seiner Herkunft und beschrieb mit Begeisterung die Chorgesänge in der Magdalenenkirche.

„Ach," rief Madame Dolores, „Sie wohnen auch im Westende, da sind wir ja gleichsam Nachbarn, unser Haus liegt an der verlängerten Kensingtonstraße, unfern der St. Ignatiuskirche."

Wilfried war erfreut von dieser Wahrnehmung. Und, wer wollte es uns glauben, er, der bisher sehr wenig auf Damengesellschaft gehalten hatte, er, der schüchterne junge Mann, dem die Gewandtheit fehlte, die der Verkehr mit Frauen fordert — Wilfried bewies seinen Begleiterinnen eine Aufmerksamkeit, daß es eine Freude war. Er ließ es sich nicht nehmen, Schal und Mäntel zu tragen, als die Sonne warm schien; ritterlich führte er die Damen über schmale Brückensteige oder half ihnen über Wassertümpel springen. Aber es schien doch, als ob Madame Dolores ihre Kinder spazieren führte; auch klangen ihre Antworten so entschieden und jede gegenseitige Meinung zurückweisend, daß

Wilfried zu ihr wie zu einem höheren Wesen aufschaute. Mit Entzücken lauschte er ihren Bemerkungen, die sie mit wohlklingender Stimme machte, während sein Blick vielfach die junge Dame streifte, die ganz das Ebenbild ihrer Mutter war.

Aber da winkte ja schon aus kurzem Gehölz die mit Efeu umrankte Ruine von Saltwood Castle. Verschiedenes Gesträuch war zwischen dem Mauerwerk verflochten, und mächtige Äste durchschlangen seine Lücken. Zwar steckten auch die Eschen im Schloßhofe nur unbelaubte Äste in die Luft, aber dennoch konnten unsere Spaziergänger befriedigt auf das Gemäuer schauen, das eine mäßige Anhöhe krönte, und sich sattsam der lieblichen Fernsicht erfreuen. Traulich im blauen Meerbusen eingenestelt lag das altertümliche Städtchen Hythe, und von der Landseite glänzten wie Möven die Zelte des Lagers von Shorncliffe. In bester Stimmung wanderte die kleine Gesellschaft hinunter, um, wie Wilfried vorschlug, das rasch sinkende Tageslicht noch zum Besichtigen der altberühmten Kirche zu benutzen.

„Wir warten hier," sagte Madame Dolores, als Wilfried das Gebäude betreten wollte, „mir graut vor so vielen Gebeinen, und für die Kirche kann ich mich vollends nicht interessieren."

Es gelang Wilfried so wenig, die ältere wie die junge Dame zum Besuche des Gotteshauses zu bewegen, und doch war die Krypta die größte Sehenswürdigkeit der Gegend! Der junge Mann konnte sich mit der Weigerung nicht zurecht finden. Doch fühlte er sich erleichtert, als am Ende der

Straße der Schild eines Teehauses winkte, und die Damen diesmal seine Einladung nicht ausschlugen.

„Darf ich ein wenig den Adjutanten spielen?“ fragte Wilfried, als Fräulein Dolores das Butterbrot und die Wasserkresse in die zierlich bemalten Teller austeilte. Aber in seiner Erregung, recht galant zu sein, schüttelte der Jüngling den dampfenden Trank in den Schoß des Fräuleins, den er für eine Teetasse angesehen hatte. Über- und über rot, starrte er bestürzt auf das angerichtete Unheil und vermochte kaum mit schwankender Stimme eine Entschuldigung zu stottern. Sofort nach der Ankunft in Folkestone wollte er dem Fräulein ein funkelnagelneues Kleid einkaufen.

„Das werden Sie füglich sein lassen, mein Herr!“ rief Madame Dolores, die aufgestanden war, um den Schaden zu besichtigen. „Beatrice ist an Teeflecken gewöhnt, bei der Krankenpflege kümmert man sich nicht um dergleichen. Übrigens malt ein Löffel voll Tee nur leichte Flecken auf diesen Stoff.“

„Jetzt stehen Sie in meiner Schuld, Mr. Wilfried,“ bemerkte das Fräulein scherzhaft, und ein anmutiges Lächeln ließ ihre schönen Züge noch reizender erscheinen.

„Aber Fräulein Dolores — diente doch nicht in einem Spital?“ fragte Wilfried verlegen, als ob er das Wort nicht auszusprechen wagte. Es schien ihm unverständlich, daß ein so hohes und vollkommenes Wesen sich solch untergeordneten Arbeiten unterziehen könnte.

„Beatrice war weder in Guys Hospital noch im Krankenhause zu Hammersmith," erklärte ihre Mutter. „Sie wohnte einige Zeit bei meiner Freundin im Kloster zum heiligen Herzen Jesu. Zur selben Zeit warf jedoch eine Verletzung am Kopfe unseren Verwandten, den verwitweten Baron, aufs Krankenlager. Er wollte sich von niemandem verpflegt wissen, als von Beatrice, die auf unseren Wunsch das Kloster verließ, um sich der Liebespflicht zu widmen. Vor einigen Wochen starb der Baron zu Folkestone, wohin wir ihn zur Erholung gebracht hatten. Es ist eine schöne Aufgabe, Kranke zu trösten und zu lieben; aber früher waren wir allerdings nicht auf derartigen Unterhalt angewiesen," seufzte die Dame.

Allerdings nicht. Beatrice Dolores war in großem Maßstabe erzogen worden. In den schönsten Kleidern hatte das schmucke Kind an der Seite ihrer Eltern geglänzt und war beinahe empfindlich geworden, wenn sich bei ihrem Erscheinen in den Salons des Westendes nicht stets ein Schwarm von Bewunderern um sie, die Königin des Tages, drängte. Aber als der alte Dolores starb, fand es sich, daß der größte Teil seines Vermögens verbraucht war. Jahrelang hatte er die Qualen eines Mannes erduldet, der seine Gläubiger weniger und weniger befriedigen kann. Sofort nach seinem Tode faßte Beatrice den rühmlichen Entschluß, ihr eigenes Brot zu verdienen. Getrost wollte sie dem Hunger, dem Durst und aller Entbehrung ins Auge schauen. Aber schon als die elegante Karosse nicht mehr vorfuhr, sah sich die Sache schon anders an, denn

Beatrice schluchzte in herzbrechender Weise; und als nun vollends von fünf Kammerjungfern nur noch Mary, die Köchin, zurückbehalten werden konnte, da schien dem Fräulein Dolores jedes weitere Dasein in dieser häßlichen Welt unbegreiflich. Sie, die in diesem Leben nichts anderes gekannt hatte als Glanzhandschuhe mit vierundvierzig Knöpfen, goldene Armspangen und Satinschuhe mit dreizoll hohen Absätzen, konnte doch ihre zarten Händchen nicht zum Fensterputzen hergeben! Da kam wie eine Engelsbotschaft die Einladung der Äbtissin vom Herz Jesu-Kloster in Irland. Aber der dortige Aufenthalt war nur kurz, denn bald erging der Mahnruf zum Sterbelager des alten Freundes. Und nun wollten sich Mutter und Tochter von den Anstrengungen des Krankenzimmers noch einige Wochen im Moira Hause erholen. Über Beatrices Zukunft war noch nichts Bestimmtes gesprochen worden; die nicht unansehnliche Hinterlassenschaft des Barons würde wohl die Frauen instand setzen, das schöne Haus in London zu behalten und das behagliche, wenn auch nicht mehr so üppige Leben fortzusetzen.

„Aber Fräulein Dolores wird doch hoffentlich nicht Spitalschwester werden, es wäre jammerschade, wenn . . .“ stammelte Wilfried und sah sichtlich verlegen aus über dem Gesagten.

„Wenn meine Tochter nicht heiratete,“ lächelte die vornehme Dame und schaute mit unverhohlener Befriedigung in das Gesicht des jungen Mannes, dessen treuherzige Augen sie für seine unüberlegten Worte um Abbitte zu flehen schienen. Auch Fräu-

lein Dolores schaute auf. „Meiner Tochter fehlte es nicht an Gelegenheit zum Heiraten, glauben Sie mir," nahm die Dame wieder auf. „Der letzte Anbeter war ein sogenannter Minister des göttlichen Wortes, ein Diener der schismatischen Kirche. Der kam aber schön an. Die Art und Weise, wie ihm meine Tochter den Rücken kehrte, wird er wohl seinem intimsten Freunde nie beschrieben haben. Die meisten Ehen der Ketzer nehmen ein Ende mit Schrecken. Wie kann es auch anders sein, wenn die heilige Kirche nicht das Haus baut! Die gemeinen Leute schlagen ihre Weiber tot, die Vornehmen lassen die Ehe durch die in Gift und Galle getauchte Feder eines bezahlten Advokaten zerschneiden."

Betrübt hörte Wilfried diese Auseinandersetzungen. War denn die Ehe seiner Eltern unglücklich gewesen? Niemals! Ein mustergültigeres Ehepaar hatte es auf der ganzen Welt nie gegeben. Und doch bekannten sie sich alle in Blauenstein zum protestantischen Glauben. Er konnte keinen Ausweg finden, als er über die Rede der Madame Dolores nachgrübelte.

Die Unterhaltung auf dem Rückwege nach Folkestone war wieder einsilbiger geworden, und ein jedes schien seinen Gedanken nachzuhängen. Eine empfindliche Kühle machte sich bemerkbar, aber vorsorglich faltete Wilfried den großen Schal und legte ihn dem Fräulein um. Es war schon spät, man mußte eilen, und die Stunde schlug acht, als man im Moira Haus anlangte. Madame Dolores nahm ihren gewohnten Nachttrunk, ein

Weinglas zu drei Teilen mit Wachholderbranntwein gefüllt, ohne den sie, wie sie behauptete, nicht schlafen konnte. Fräulein Dolores setzte sich ans Klavier und noch lange erklang ihr o dulcis, o pia, in die sternbesäte Nacht hinaus.

„Ach, wie wunderschön wird es erst morgen sein," sagte sich Wilfried, der in seinem Zimmer lauschte. Wie freute er sich, die Damen zum einsamen Kirchlein auf dem Eastcliff zu geleiten. Er wollte ihnen doch zeigen, daß auch er der rechten Kirche angehört; er sagte es sich vor, wie er sich zu bekreuzen versteht, er wird's ihnen schon zeigen, daß auch er die Gebete des Hochamtes auswendig gelernt hat.

Als Wilfried am nächsten Morgen zum Frühstücke herunter kam, fand er sich allein im großen Zimmer. Er wartete eine halbe Stunde, eine Stunde, aber die Damen verharrten in ihrer Unsichtbarkeit. Sie seien ausgegangen, hieß es, als Wilfried endlich den Mut fand, sich nach den Ersehnten zu erkundigen. Ausgegangen! Wohin sonst als hinüber zur Seekapelle auf dem Ostcliff! Da mußten die beiden sein, das Kirchlein da drüben ist ja sehr hochkirchlich.

Wilfried nahm Hut und Gebetbuch und rannte eiligen Laufes nach dem anderen Stadtteile. Das kleine Gotteshaus, ursprünglich den Matrosen und Fischern geweiht, war bereits beinahe voll. Aber so sehr Wilfried die kleine Gemeinde musterte, so weit es tunlich war, ohne die Grenzen des Anstandes zu verletzen, den der geweihte Ort erforderte, nirgends konnte sein spähendes Auge die Gesuchten

finden. Nur mit halbem Ohre lauschte er den seligen Chören; ja, er verließ sichtlich verstimmt die Kirche, trotzdem heute zwei bunt gestickte Banner vorgetragen wurden, und kehrte mit gemischten Gefühlen nach der Promenade zurück, wo die sogenannte Kirchenparade stattfand.

Richtig, da saßen Madame und Fräulein Dolores auf der Ruhebank und begrüßten den jungen Mann, der ihnen schon von weitem zuwinkte, aufs freundlichste.

„Waren Sie denn nicht in der Kirche?“ rief Wilfried sehr eifrig, „ich hatte mir schon geschmeichelt, Sie dorthin begleiten zu dürfen.“

„Die heilige Mutterkirche ist die alleinige Spenderin der Wahrheit,“ sprach Madame Dolores in eisigem Tone, „die katholische, gewöhnlich die römische genannt, von welcher Jesus Christus das unsichtbare, der heilige Vater das sichtbare Haupt ist, besitzt allein die Eigenschaften der Heiligkeit, woraus hervorgeht, daß alle anderen Kirchen Synagogen des Irrtums sind.“

Fast entsetzt sah Wilfried auf die Sprecherin, die ihm auf einmal so fremd vorkam. Auch ihre Tochter schaute ernst zur Erde nieder und vermied seinen Blick.

„Bitte, Madame Dolores,“ wagte Wilfried endlich in aller Schüchternheit zu entgegnen, „es standen heute sogar sechs Kerzen auf dem Altare des Kirchleins.“

„O, daß doch alle, die nach der Wahrheit streben, die Wahrheit auch erkennen möchten! Aber sie tasten im Dunkel, erfreuen sich am Scheine statt

am Lichte, und das Licht der Welt bleibt ihren Augen verborgen. Und wie es nur ein Licht der Welt, so gibt es auch nur eine Wahrheit und eine Kirche, in der sie leuchtet."

„Auch die Magdalenenkirche gehört zur heiligen Kirche, auch wir gehören dieser an," warf Wilfried behutsam ein; „jeden Sonntag wird dort das Credo unter Orgelbegleitung gesungen und das athanasiensche Glaubensbekenntnis abgelegt."

„Ihre Kirche?" entgegnete die Dame scharf, „wer hat die anglikanische Kirche geschaffen? Ein Parlamentsbeschluß vor dreihundert Jahren! Ist eine solche Kirche heilig und allgemein? Es gibt nur eine einzig wahre Form der Anbetung, da sie die einzig wahre auf Erden ist, welche die zu einer allgemeinen Kirche erforderlichen Eigenschaften besitzt: Heiligkeit, denn sie ist unfähig des Irrtums, seit sie durch den Geist der Wahrheit geordnet und belebt worden ist; zweitens Einigkeit des Glaubens und ein einziges Oberhaupt, und drittens: Allgemeinheit und ewige Dauer."

Wilfried konnte nichts erwidern. Madame Dolores gab das Zeichen zum Aufbruche, denn die Stunde des Mittagsmahles nahte. Die Unterhaltung bei Tische befaßte sich mit weltlichen Dingen; Wilfried berichtete von seiner Heimat, von den schönen Seen und Bergen, die er einst in der Ferienzeit gesehen. Mit sichtlichem Interesse hörten ihm die Frauen zu.

Die Stadt Folkestone ist reich an kirchlichen Gebäuden und Bethäusern, und unter allen, welche der englischen Staatskirche angehören, steht die-

jenige von St. Mary durch ihre merkwürdige Bauart und ihr Alter obenan. Da aber eine Auslassung über den normännischen Stil oder die christliche Baukunst im allgemeinen, nicht in den Rahmen dieses Buches gehört, so genüge es zu sagen, daß Wilfried sich längst gefreut hatte, den Abendgottesdienst zu St. Marys zu besuchen, der in der letzten Zeit einen ausgeprägt ritualistischen Charakter angenommen hatte.

Wilfried strich seinen Seidenhut zum Ausgange glatt; da kam Fräulein Dolores mit Hut und Pelz die Treppe herunter. Nun, so unhöflich mochte Wilfried nicht sein, und ihr seine Begleitung nicht anbieten. Über der französischen Küste ging eben der Mond in Klarheit auf, so daß das Meer in allen Farben glitzerte und die Häuser Folkestones von Schnee bedeckt schienen, so weiß schimmerten sie im Mondscheine herüber. Freudestrahlend wandelte der Jüngling an der Seite der hohen, schönen Gestalt; man lachte, man plauderte, und Fräulein Dolores vermied es, sich über religiöse Dinge mit ihrem Begleiter in ein Wortgefecht einzulassen. Nur allzubald schwand die Abendstunde, und die zunehmende Kälte mahnte zur Rückkehr nach Moira Haus.

„Wie schade, daß Sie uns so bald verlassen, Mr. Wilfried," sagte Fräulein Dolores, „Sie tragen wohl große Sehnsucht nach London?"

Wilfried blieb stehen und ergriff ihre Hand.

„Und wird es Ihnen wirklich leid tun, wenn ich weggehe? Oder bin ich Ihnen nur irgend ein

Bekannter, den Sie vorgestern zum erstenmal gesehen haben, um ihn ebenso rasch zu vergessen?"

„Ihr Abschied wird uns sehr leid tun, wir werden stets Ihrer gedenken und hoffen bestimmt, daß Sie uns in London besuchen werden."

Diese Worte von den Lippen des liebreizenden Mädchens waren ein Schauer von Wonne auf das erregte Gemüt des Jünglings, und ein Blick in ihre schönen Augen gab ihm die Versicherung, daß ihre Worte nicht bloß eine leere Redensart waren. Nun, ein gar so übel aussehender Bursche war Wilfried auch nicht; und wenn er sich auch keiner Antinoosgestalt rühmen konnte, die alle Frauenherzen bezaubert, so war er doch leidlich gewachsen, und sein nicht gerade schönes Gesicht erhielt durch den Zug treuherziger Offenheit einen gewissen Reiz, der anziehend wirken mußte.

In der Robe einer barmherzigen Schwester, aber ohne Kopfbedeckung, saß am nächsten Morgen Fräulein Dolores im Empfangszimmer von Moira Haus. Eine blendendweiße Hausschürze floß über ihre Kniee. Ihre Augen waren auf den Boden gerichtet, und leicht bewegten sich ihre zarten Hände, als sie den Rosenkranz murmelte. Da öffnete sich die Türe, und herein trat Wilfried.

„Fräulein Dolores," rief er erregt, „ich stehe noch in Ihrer Schuld, Sie scheinen meine Missetat von Hythe vergessen zu haben. In der Wahl von Tuchstoffen habe ich leider kein Urteil, um so mehr hoffe ich, Sie werden mich durch Ihre Nichtverweigerung der Annahme eines kleinen Andenkens erfreuen."

Er öffnete ein Kistchen, dem er eine goldene Kette mit einem Medaillon entnahm. Es war das Passendste, das er bei dem einzigen Juwelenhändler Folkestone auftreiben konnte.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte im Gesichte des jungen Mädchens eine kaum merkliche Verstimmung ersehen können.

„Sie beeilen sich ja recht sehr, Ihre Missetat abzubüßen, um aus meiner Schuld zu kommen," sagte Fräulein Dolores halb grollend, halb lächelnd. „Ich nehme die Gabe an und entsühne Sie — aber nur unter einer Bedingung."

„Darf ich sie wissen?"

„Sie sollen uns in London besuchen, und eines Sonntags mit uns die heilige Messe anhören."

Wilfried lachte fröhlich und strich sich die Haare von der Stirne.

„Eine leichte Bedingung," dachte er, „eine sehr leichte," als seine Hand in der weichen Hand des Fräuleins ruhte. So ein Versprechen würde er alle Tage geben.

Irgendwie waren die jungen Leute in diesen Tagen immer allein. Madame Dolores war erkältet und mußte das Zimmer hüten. So berichtete ihre Tochter, welche am Fenster stand und zuschaute, wie am Nachbarhause das Dienstmädchen mit dem hübschen Fleischerjungen kokettierte.

Am Mittwoch vor Neujahr, das heuer auf den Sonntag fiel, verließ Wilfried das freundliche Folkestone. Madame Dolores lag unpäßlich zu Bette; sie übertrug indessen ihrer Tochter die herzlichsten Grüße an den Abreisenden.

„Mind your promise!“ rief ihm das Fräulein zu, als er sich in das Coupé zweiter Klasse des direkten Londonerzuges setzte. Wie prachtvoll sah das Fräulein aus, die üppige Gestalt in ihrem pelzverbrämten Kleide! Wilfried blickte mit feurigen Augen aus dem Wagenfenster zu ihr hinunter.

In seinem Reiseplane war es ursprünglich gelegen, in Canterbury am Altare des heiligen Thomas Becket zu beten. Aber seit dem tieftraurigen Abfall Englands von der rechtgläubigen Kirche war dieser prächtige Tempel ganz in die Hände von Irrlehrern geraten und seines göttlichen Kultus beraubt worden. Ob wohl Madame Dolores recht hatte, die Wilfried dieses alles erzählte? Jedenfalls aber würde es ihm wie ein Unrecht gegen sie vorgekommen sein, wenn er nunmehr die Kathedrale zu Canterbury dennoch besucht hätte. Ob sie wohl recht hat, dachte er wieder, als er träumerisch in den Winterabend starrte und die Telegraphenstangen umsonst zu zählen versuchte. Der Himmel glich einem wunderschönen blauen Auge, und die kahlen Bäume verwandelten sich in Kruzifixe, an denen glänzend dunkle Seidenlocken hingen. —

Seltsam zerstreut und unaufmerksam war Wilfried am Sonntag in der Magdalenenkirche. *Gehörte* diese zur heiligen, allgemeinen Kirche? Madame Dolores hatte das aufs entschiedenste bestritten: „Die alleinseligmachende Kirche bleibt unabänderlich dieselbe, es gibt nur eine Wahrheit.“ Wilfried glaubte an die Magdalenenkirche und pflichtete doch den Worten der ernsten Dame bei.

Hier war ein Widerspruch, den er zu lösen wünschte. Der Archidiakonus der Magdalenenkirche selbst sollte ihm Auskunft geben.

Mit den grellsten Farben schilderte Wilfried seinem Onkel den Aufenthalt in Folkestone; und war ganz außer sich, als er die Vorzüge seiner neuen Bekannten, ihre Schönheit, Frömmigkeit und tiefe Andacht feurig malte.

„Sie ist eine überirdisch Vollkommene," schloß er mit glühender Begeisterung, „oft gibt es Augenblicke, wo ich sie für jene Göttin halte, vor welcher einst das ganze Griechenland anbetend kniete."

„Und katholisch ist diese Huldgöttin, und du versprachst, sie zu besuchen?" fragte Onkel Ernest in einem Tone, der Mißbehagen ausdrückte.

„Ich konnte nicht gut anders," antwortete der Neffe verlegen.

„Wilfried, Wilfried, du bleibst doch immer dasselbe Kind. Noch vor acht Tagen wolltest du ein Bewohner des himmlischen Jerusalem werden, heute schwärmst du für eine pelzverbrämte Puppe, Bekanntschaft von vier Tagen. Ich kann dir nicht verbieten, in deinen Kirchen Weihrauch zu schlucken, den man jetzt kiloweise verkauft, obschon ich alles derartige für Spielerei halte. Wir können uns im Geschäfte über dich nicht beklagen, Edwin gibt dir das beste Zeugnis, und selbst mein Kollege Holyman rühmte deinen Fleiß, obschon du seine persönliche Gunst längst verscherzt hast. Fahre so fort zu deinem Besten! Die Zukunft gehört der Jugend, aber dabei handelt es sich nicht um überfliegende Jugendträume, sondern vielmehr um

jenen sittlichen Idealismus, welcher den Mut und die Kraft hat, Opfer zu bringen, wenn Opfer verlangt werden."

„Also dürfte ich das Fräulein nicht heiraten, Onkel?"

„Heiraten?" rief der aus allen Wolken gefallene Onkel. „Daß du ein Narr wärest! Verzeihe! Hast du denn gar keine Weltkenntnis? Weißt du, was heiraten bedeutet? Und eine hübsche Haushaltung würde dir eine solche Zierpuppe einräumen! Eine Wohnung mit den elegantesten Gerätschaften, ein Haus voll Kinder und Bedienstete, und Elfenbeinkreuze in der Küche statt Suppenkellen. Tausend Pfund Sterling jährliche Ausgaben. Ein Leben voller Qual und Sorgen, bis dir endlich der unvermeidliche Bankrott Kost und Logis im Armenhause . . ."

Ein gewaltiger Lärm von der Straße unterbrach die abendliche Stille.

„Extrablatt! Schreckliches Eisenbahnunglück in Schottland! Zweihundert Personen ertrunken!" schrieen zwei Burschen aus Leibeskräften.

Bestürzt vernahmen Oheim und Neffe die entsetzliche Neuigkeit, die durch die Morgenblätter bestätigt wurde. Ein Eisenbahnzug hatte kaum eine Brücke erreicht, als der furchtbar tobende Orkan Brücke und Eisenbahnzug ergriff und in die Meereswogen schleuderte. Innerhalb einer Minute hatten zweihundert Menschen den jähen Tod gefunden.

Wilfried fühlte sich bis ins Innerste erschüttert. Wie schnell der Tod doch seine Ernte hält! Es war die höchste Zeit, er mußte seine Seele in Ord-

nung bringen, er mußte der wahren Kirche angehören, wenn er nicht in die ewige Verdammnis eingehen wollte. Am Montagabend eilte er zum wohlbekannten Vikariat der Magdalenenkirche. Es galt sein Herz auszuschütten und seine Beichte zu tun: „Ich bekenne vor dem allmächtigen Gott und vor Euch, mein Vater . . .“ Wilfried hatte sich die Formel eingelernt und wiederholte sie diesen Abend wie ein Schüler, der zum Examen schreitet. Jetzt stand er vor der Wohnung des Geistlichen und zog die Klingel.

„Ist der Herr Archidiakonus zu Hause?“

„Der Herr ist in diesem Augenblicke beschäftigt,“ meinte das Dienstmädchen, „bitte, treten Sie nur hier herein.“

Wilfried wurde in den Hausflur gewiesen. Nach einer Viertelstunde ängstlichen Wartens hörte er, wie eine Türe unsanft zuschlug und eine Stimme in brummendem Tone die Worte sagte: „Es ist ein Foreigner, Ausländer, der drunten wartet.“ Gleich darauf erschien eine ältere Person und gab dem demütig Harrenden den Bescheid, der Herr könne niemanden sehen, da er zu sehr in Anspruch genommen sei.

Enttäuscht und kleinmütig verließ Wilfried das Haus. Seine Beichtformel wiederholte er nicht mehr. „Er hat doch die rechte Kirche nicht, sonst würde er nicht dem Foreigner die Türe gewiesen haben, so doch die Kirche allgemein ist.“ Eine ungewöhnliche Aufregung lag heute in seinem ganzen Wesen.

Mr. Holyman hielt an diesem Abend eine er-

schütternde Ansprache, wie Gott der Herr den Winden befohlen hat, die Eisenbahnbrücke ins Meer zu werfen, um die Gottlosigkeit der Menschen zu bestrafen. „In Feuer redet Gott zu den Menschen," rief er, „in Flammenlohe sollen die Theater zu Asche werden; im Sturmwind liegt der Mahnruf des Ewigen an die Menschenkinder, auf daß sie sich auf das Gericht rüsten, an welchem der Himmel vergehen wird mit großem Krachen."

Dreizehntes Kapitel.

In ihrem Salon an der verlängerten Kensingtonstraße saß an einem düstern Januarabend eine junge, hübsche Dame, scheinbar in die Lektüre eines Romanes vertieft. Aber gelangweilt legte sie das Buch beiseite, obschon darin von herrlichen Dingen die Rede war, von wunderbaren Farben des Feenreiches, von Korallengrotten in der Tiefe des Meeres und von Berggnomen. Auf den regelmäßigen Gesichtszügen des jungen Mädchens lag ein Ausdruck von Unwillen, welcher sich bis zum Kummer steigerte, als auf dem Kaminsimse die Uhr vier schlug. In leidenschaftlicher Ungeduld stampfte die Dame mit ihrem Fuße den persischen Teppich. Endlich blieben ihre Augen auf die Wand gerichtet, wo ein Gemälde die „Ver-

mählung der heiligen Jungfrau" von Raffael darstellte.

Eine ältere, distinguiert aussehende Frau trat ins Zimmer. Ihr einfach schöner Anzug war von großer Sauberkeit, und ein schwarzes Spitzenhäubchen umgab ihr fein gebildetes Gesicht. Sie rückte einen Stuhl herbei und rieb ihre fröstelnden Finger. Ihr Kopf schien sie zu schmerzen, denn sie hielt ihre Hand an die Stirne und wischte dieselbe wiederholt mit einem feuchten Tuche. Kurz, die vornehme Dame litt, wie die meisten Sterblichen in dieser Jahreszeit, an einer ganz plebejischen Erkältung. Die Dame fachte das glimmende Feuer mit dem eisernen Haken zu einer hellen Glut an und stand auf dem Kaminteppich.

Da läutete die Hausglocke. Beatrice Dolores fühlte ihr Herz stärker klopfen. Eine muntere Zofe öffnete die Türe und überreichte eine Karte. Der Schein einer Hängelampe fiel voll auf das Gesicht des Fräuleins, und dieses Gesicht war abwechselnd feuerrot und marmorbleich. Sie gewann gerade noch Zeit, flüchtig wie ein gescheuchtes Reh, in ihr eigenes Zimmer zu eilen, um ihre Erregung zu verbergen. Dann betrat sie scheinbar ganz ruhig das Empfangszimmer.

„Ah, Mr. Wilfried," sagte sie mit gewinnender Freundlichkeit, „es ist reizend von Ihnen, daß Sie uns nicht vergessen haben."

„Wer einmal das Glück hatte, Fräulein Dolores kennen zu lernen, vergißt sie so leicht nicht wieder. Eher würde die Schönheit des Meeres aus meiner Erinnerung schwinden."

Höflich erkundigte sich Wilfried nach dem Befinden der Dame des Hauses. Er überblickte eine Reihe von Zimmern, denen nichts fehlte, was zu einem traulichen Heim gehört. Im Salon lagen auf Onyxtischchen schön gebundene Bücher, geschnitzte Albums und allerlei Photographien; aber es waren doch mehr Gegenstände heiliger Natur, welche das Zimmer schmückten. Wenn nun gar, wie heute, ein Feuer im Kamin brannte und blühende Begonien auf dem marmornen Blumentische in der Nische standen, so möchte ich den sehen, der mir ein traulicheres Fleckchen aufweisen könnte.

Wieder öffnete sich die Türe, und Mary, die Zofe, welche heute Ausgang hatte, kam sich zu verabschieden. Schien das wunderschöne Fräulein Dolores dem empfänglichen Jüngling wie eine Göttin des Olympes, so blickte er doch unverwandt nach der Gestalt, die in der Türe stand. Die Kammerjungfer war eine große Person mit hellblondem, ins Rot übergehenden Haarwuchs, und runden, blühenden Wangen, und schien am vollen Wuchse der Gestalt ihre Herrin noch überbieten zu wollen. Mary war eine stattliche Erscheinung und schön, Wilfried konnte kein Auge von ihr wenden, — ein zauberhaftes Bildchen aus längst vergangenen Zeiten, ein blühendes Gesichtchen mit hellroten Haarlöcklein schwebte ihm vor; aber flüchtig entschwand es seinen Augen, und die süße Stimme des Fräulein Dolores, welche ihn zum Tee aufforderte, riß ihn aus seinen Träumereien.

„Daran hatte ich gar nicht gedacht, Fräulein.

Um so mehr tut es mir leid, Ihnen so beschwerlich zu fallen."

„Beschwerlich," lachte das Fräulein, „das fehlte noch. Das Mädchen richtete vor ihrem Ausgange den Teetisch, und alles liegt in Bereitschaft. Die arme Mama! Sie wollte sich früh zur Ruhe begeben, sie betete den ganzen Nachmittag den Rosenkranz. Ach, sie ist so viel besser als ich!"

„Eine Stunde kann ich euch doch noch schenken, meine Lieben, ich fühle mich etwas gestärkt durch den Tee."

Ein erneuter Hustenanfall bewies, daß ihr das Sprechen Mühe bereitete.

Wilfried sprach von dem Brückeneinsturz in Schottland, er beschrieb den Eindruck, den diese Katastrophe auf ihn gemacht; aber er konnte doch nicht unterlassen, seine Enttäuschung zu schildern, die ihm die verunglückte Heilssuche beim Archidiakonus bereitet hatte.

„Und sagte ich Ihnen nicht dasselbe in Folkestone!" rief Madame Dolores mit schriller Stimme. „Mit all ihren Magdalenenkirchen kann die anglikanische Kirche nicht die Hüterin der Wahrheit sein. Überall herrscht die grenzenloseste Zersplitterung in Glaubenssachen. Aber die Ursache liegt weniger im Mangel an Erkenntnis als vielmehr in dem Mangel an euerem guten Willen, mutig in den Schoß d e r Kirche wiederzukehren, welche von Gott allein dazu berufen ist, der Seele den verlorenen Frieden zu geben."

Die Sprecherin schien alle Heiserkeit verloren zu haben; sie verstand ihr Handwerk — oder Ge-

schäft vortrefflich, und der Orden, in dessen Dienst sie stand, hätte keine würdigere Gehilfin finden können, die ihm so geschickt in die Hände zu arbeiten verstand.

Wilfried wollte sie unterbrechen, aber Madame Dolores fuhr, ihn nicht beachtend, fort: „Die Glieder der Kirche sehen in allen Katholiken Freunde; sie wissen, daß in dem Augenblicke, wo sie am Altare versammelt sind, Millionen Stimmen sich im Osten und Westen mit ihnen zum Heiligsten erheben. Außer der Kirche ist nirgends Einheit und Stabilität zu finden. Was! Unsere Politiker, die einst mit Feuereifer für den Freihandel und andere Dinge in die Schranken traten, gelten heute als Vorredner des Schutzzolles. Unsere heilige Kirche . . .“

„Liebe Madame Dolores,“ wagte Wilfried zu entgegnen, „warum heiraten die Priester der Kirche nicht, so doch die Schrift sagt . . .“

„Das wahre Vorbild der Zivilisation ist die Pfarrkirche, nicht das Zivilstandesamt, nicht die politische Gemeinde. Was anders als ein weises Disziplinarmittel ist das Gebot des Zölibates, damit die Säulen der Kirche, die Spender ihrer heiligsten Sakramente, nicht durch weltliche Dinge gehindert werden, ihren von Gott geweihten Pflichten zu leben! Mit Trauer, ja mit Unwillen müssen Sie selbst an die ausgestorbenen anglikanischen Kirchen in der City denken, deren Geistliche in den luftigen Vorstädten ein beschauliches Familienleben führen. „Sehen Sie,“ sagte einst ein Bekannter, ein Protestant, zu meinem ver-

ſtorbenen Manne, „ich bin Kirchenaufſeher in der Bow Church und dort oben — er wies auf die Kirchturmſpitze — iſt mein Name auf alle Zeiten eingetragen. Aber — lachte er — in meinem Leben hörte ich die Orgel nie in der Bowkirche ſpielen.“

Eine Erinnerung bringt die andere. Wilfried hatte am Allerſeelentage den Frühgottesdienſt der Magdalenenkirche beſucht und dadurch die Geſchäftsſtunde in der City verſäumt, was ihm einen ernſten Blick ſeines Prinzipales eintrug. Seltſam, dachte Wilfried, daß man noch Vorwürfe erntet, wenn man für die armen Seelen im Fegefeuer Fürbitte leiſtete. „Nimm es mir nicht übel,“ hatte Onkel Erneſt damals geſagt, „aber du hatteſt kein Recht, in der Kirche zu ſein, wo dein Platz im Geſchäfte war. Es iſt deine Pflicht, ſolche Einrichtungen zu treffen, daß das eine das andere nicht ſtörend beeinflußt. Selbſt der fromme Spurgeon ſoll ſeinen Gemeindemitgliedern Vorwürfe gemacht haben, daß ſie durch ihre Evangeliſation ihre Geſchäfte ſo vernachläſſigten, daß ſie zuletzt bankrott wurden.“

Dies alles erzählte Wilfried heute abend ſeiner Gaſtgeberin.

„Nun, nun, wenn Sie unſere Kirche beſuchen wollen, werden wir ſchon Fürſorge treffen, daß Ihr Onkel keine Veranlaſſung zum Stirnrunzeln findet. Aber wenn alles auf der Wagſchale liegt, darf man keine perſönlichen Rückſichten kennen.“

Madame Dolores ſprach in einem faſt abwehrenden Tone. Nichtsdeſtoweniger überkam es den jungen Mann wie plötzliches Glück; eine leiſe

Stimme schien ihm zuzuflüstern, daß ihm ein solches Interesse an seinem Seelenheile die größte Seligkeit verhieß. Fräulein Dolores hatte sich umgewendet und blätterte in einem Album; sie schien außerordentlich vertieft in ihre Beschäftigung.

Im Nebenzimmer prangte das kalte Reststück einer Hammelkeule, Gemüseblätter, aus denen man sich nach Belieben einen Salat aus Öl, Senf, Pfeffer, Salz, Essig und Zucker herrichtete, Gorgonzolakäse, einige Sellerieстengel und eine Flasche schwarzbraunen Bieres machten das Nachtessen aus.

„Wenn Sie gestatten, daß . . .“ rief Wilfried und begann, das Fleisch zu tranchieren, um der Hausfrau die Arbeit zu ersparen. Aber schon floß Blut über das Messer des Ungeübten. In der Aufregung hatte er seine Hand für die Hammelskeule gehalten und sich einen tüchtigen Schnitt in die Hand getan. „Ein netter Hausvater, nicht wahr, meine Damen, der mit Blut umgeht wie mit Tee und Brunnenwasser. So was soll mir nicht mehr passieren, aber meine ungelenkige Hand verdient schon Strafe.“

Wieder entschuldigte sich Wilfried auf die überschwänglichste Weise für die verursachte Störung, dankbar ließ er sich von dem schönen Mädchen verbinden; und als er ihr ins Auge sah und einen leisen Druck in seiner Hand zu spüren vermeinte, da schwand der Schmerz in seinem Finger zusehends.

Vom Glockenturme einer Kirche verkündigten dumpfe, lange Töne die zehnte Stunde, als Wilfried sich empfahl. Fräulein Dolores wollte es sich

nicht nehmen lassen, dem Gaste bis zur Haustüre das Geleite zu geben; und als sie ihn beim Abschiede bat, er möge künftig ihr Haus als sein Heim betrachten, da schien es ihm, als schaute er in höhere Regionen.

Die nächsten Tage war er bei Holloways, wo man ihn abends nur ungern vermißte, so gesprächig, daß alle ihn verwundert anschauten.

Als Onkel Ernest einige Wochen später in gewohnter Weise sein Privatzimmer in der City betrat, lagen zwei Poststücke, ein Brief aus Blauenstein und eine Depesche, auf seinem Schreibpulte. Rasch erbrach er die letztere und las: „Dolly décédé transport de cerveau.“ — Was mag es damit für eine Bewandtnis haben? Tief erschüttert legte der Geschäftsherr das Blatt beiseite. Erst jetzt nahm er den Brief. Er war von Großmama Ulrich. Man sah recht an den Schriftzügen, daß die gute Frau alterte. Die Nachrichten klangen nicht tröstlich. „Die arme Klara kann nicht selber schreiben,“ stand in dem Briefe, „sie hat sich merklich geändert und sieht recht elend aus. Aber noch mehr als ihr körperliches Befinden beängstigt mich ihre gedrückte Gemütslage. Klara spricht beständig von Wilfried, von Furcht, daß ihrem Sorgenkinde Unheil drohe. Ganz ohne Grund mögen ihre Befürchtungen auch nicht sein. Die seelengute, aber unüberlegte Art und Weise Wilfrieds, mit der er sich allen ersten Eindrücken hingibt, verursachte auch mir öfters Bedenken; und wüßte ich ihn nicht in so guten Händen wie in deiner Obhut, so müßte

ich seinen Aufenthalt inmitten der Gefahren der Weltstadt aufrichtig beklagen.

Auch das Verhältnis Klaras zu Arveds Familie gestaltet sich täglich unerfreulicher. Nichts als Vorwürfe und Verdrießlichkeiten! Da sehe sie nun die Früchte ihrer Erziehung, ein Kirchenhocker, ein Duckmäuser sei ihr Sohn geworden. Ein beschränkter, verschrobener Mensch u. s. w."

Seufzend faltete Onkel Ernest das Schreiben. Augenscheinlich wußte man in Blauenstein noch nichts von Dollys Tode. Wie würde diese Nachricht die Frauen erst erschrecken! Wie gut, daß Großmama Ulrich sich noch so rüstig fühlte!

Ein Brief aus der Westschweiz am nächsten Morgen bestätigte die traurige Nachricht von Dolly van Diemens jähem Tode. Ungeachtet alles Abmahnens seiner Verwandten, die das Unternehmen zu dieser Jahreszeit als Wahnsinn bezeichneten, hatte der Waghalsige die Besteigung der Rochers de Naye unternommen, war aber am vereisten Felshange ausgeglitten und über die jähe Wand in die Tiefe gestürzt, wo man ihn mit zerschmettertem Schädel aufhob.

Auch Wilfried war tiefbetrübt, als Onkel Ernest ihm das Entsetzliche vorlas. Erschüttert berichtete er Madame Dolores das Vernommene, welche darin eine neue Mahnung erblickte, seine Seele zu retten, bevor es zu spät sein würde.

Ohne Zweifel war Fräulein Dolores der Magnet, der Wilfried so oft in dieses Haus zog; aber der Trauerfall, die Krankheit seiner Mama, und der sich überall wieder verfinsternde Horizont

schienen den jungen Mann auf der Suche nach Rettung seiner Seele anzuspornen; und wo konnte er bessere Auskunft finden als bei der frommen, streng religiös gesinnten Madame Dolores?! Eine unheimliche Stimmung hatte sich der Gemüter bemächtigt, und die längst erwartete geschäftliche Krisis war über die City hereingebrochen. Die solidesten Häuser schienen zu wanken, mehrere Banken in England und Schottland stellten ihre Zahlungen ein; und der „schwarze" Freitag, an welchem das erregte Volk zu den Geldinstituten stürmte und die dort eingezahlten Summen zurückforderte, schien Wilfried ein abermaliger Mahnruf an die Menschheit zu sein, zur Wahrheit zurückzukehren. Noch am Abende eilte er in die verlängerte Kensingtonstraße und bat die Damen, sie am Sonntag in ihre Kirche begleiten zu dürfen. Ein rascher Anflug von Freude erhellte die ernsten Züge der Hausfrau, aber diese sagte ganz ruhig: „Wenn das Glück so nahe liegt, ist es nicht verwunderlich, daß es die meisten wegwerfen wie ein luftiges Gespenst?"

„Aber sagen Sie uns, Mr. Wilfried," rief Fräulein Dolores, „wie brachten Sie denn Ihre Abende zu, bevor Sie uns kannten?"

„Anfänglich meistens mit einer Schachpartie bei Onkel Ernest, später im Rauchzimmer und Salon der Pension Holloway."

„Unglaublich! Sie waren noch nie in einem Theater oder in einer Musikhalle? Ach, die wundervollen Operetten! Kennen Sie Audran, Offenbach?"

Fast mit Schamgefühl beichtete Wilfried, daß er noch nie das Innere eines Londoner Theaters betreten habe; das königliche Opernhaus zu Covent-garden kannte er nur dem Namen nach, und von dem Alhambrapalaste wußte er vollends nichts. Einige Male hatte er seinen Onkel in die Symphoniekonzerte zu Sydenham begleitet, und die Anthems in der Magdalenenkirche waren bisher sein einziger Ohrenschmaus gewesen.

„Gütiger Himmel," lachte das Fräulein, „nun sage man, ein junger Gentleman wie Sie und noch keine Oper gesehen! Wollen Sie sich denn von den german bands oder Pianoorgeln der Straße das Miserere vorleiern lassen? Was, unsere hochrote Landpomeranze, die Köchin Mary, läßt sich jede Woche von ihrem Anbeter ins Theater führen."

Wilfried schwieg geraume Zeit, er schien mit einem Entschlusse zu kämpfen.

„Wenn ich Sie ins Theater begleiten dürfte, Fräulein Beatrice," sagte er plötzlich, „würden Sie mir die größte Freude machen." Er schämte sich seiner Unwissenheit vor den Frauen. Auch Holloways waren neulich im Theater gewesen und selbst das ältere Fräulein. „Darf ich Sie also auf Freitag einladen?"

„Beatrice hat an heiligen Fasttagen anderes zu tun, als in die Oper zu fahren," sagte Madame Dolores in sehr ernstem Tone, „wir dürfen unser Seelenheil nicht gefährden. Zur Enthaltsamkeit sprechen die Gläubigen an diesem Tage fünf Paternoster und fünf Avemaria zur Ehre der fünf Wunden Jesu Christi."

Wilfried staunte über solche Frömmigkeit. Ehrfurchtsvoll blickte er auf die Sprecherin.

„Sie sind in diesen Sachen noch ein Neuling," fuhr diese mit freundlicherer Stimme fort, „und müssen entschuldigt werden."

„Dann vielleicht Donnerstag?" Und Donnerstagabend wurde zum Ausgange bestimmt. Madame Dolores lächelte versöhnt, als sie die jungen Leute erleichtert aufblicken sah.

„Liebe Madame Dolores," meinte der bescheidene Wilfried, „Sie wissen gar nicht, wie Ihre freundlichen Gesinnungen diese kleine Aufmerksamkeit, die ich Ihrer Fräulein Tochter erweisen kann, tausendfach aufwiegen. Könnte ich eine Million mein nennen, ich würde die Hälfte Ihnen, den besten Menschen, die ich je zu kennen das Glück hatte, schenken und die andere Hälfte der Kirche. Reichtum, sagte mein alter Lehrer, ist nicht eine Sache, die man verachten muß, aber wir sollen ihn von seiner selbstherrlichen Stellung entthronen und in eine andere bescheidenere Lage setzen."

„Du weißt, Beatrice," sprach Madame Dolores mit düsterer Miene, nachdem sich Wilfried entfernt hatte, „was es heißt, herabzusteigen von der Höhe, auf der man gestanden, Einfluß und Ehre auszutauschen gegen Verachtung und Schande. Bei Lebzeiten deines Vaters war es doch ganz anders."

„Er soll aus sehr gutem Hause stammen, soweit wir überhaupt diese Ausländer zu beurteilen imstande sind," fuhr Madame Dolores nach einer Pause tiefen Nachsinnens fort, „und wird dereinst eine selbst nach englischen Begriffen bedeutende

Erbschaft antreten können. Alles das habe ich in genaue Erfahrung gebracht. Unsere Mary hat es von ihrer Freundin Kate vernommen, die zufällig in der Pension Holloway als Kammerjungfer aushilft. Wilfried lasse alle seine Briefe offen im Zimmer liegen, erzählte die Kate, es falle ihm nie ein, seinen Schrank zu verschließen. Was mir der junge Mann mit der größten Vertraulichkeit von seinen Verhältnissen erzählte, steht in genauem Einklange mit allem, was Holloways Kate unserer Mary berichtete. Er ist der unbefangenste und offenherzigste Mensch, der mir je vorgekommen ist, ein sehr tiefsinniger Junge mit Bildung und Geist; kein Mitglied jenes aufgeputzten Halbherrentums, das den feinen Herrn vorstellen will und ein fader Gecke bleibt. Ich liebe ein Naturell wie das seinige. Aber noch hat er den Fuß nicht über die Schwelle der heiligen Kirche gesetzt, die Ketzer umstricken ihn mit ihren Netzen und überschütten ihn mit ihren Argumenten gegen die Kirche. Es ist gut, daß Vater Rosecrans nächsten Sonntag predigt. Noch niemals freute ich mich so sehr auf die heilige Messe wie heute!"

Hastig griff die Dame nach ihrem Rosenkranze und murmelte ein Avemaria.

„Charming! Wieder einmal ins Theater!" jubelte Fräulein Dolores. „Es ist gut, daß mein Blondenkleid noch nicht außer Mode ist. Noch niemals freute ich mich so sehr auf die Vorstellung wie heute!" Fräulein Dolores öffnete hastig eine Kommode und zog einen Kram von Toilettengegenständen hervor.

Vierzehntes Kapitel.

Fernab vom Stadtlärm, in der Einsamkeit einer buschigen Vorstadt Londons, lag die dem heiligen Ignatius geweihte Kirche der Gesellschaft Jesu. Eine fast ländliche, mit Villen und hohen Elmbäumen eingefaßte Straße bildete die Verbindung zwischen dem düsteren Gebäude und der letzten Häusergruppe des aristokratischen Westendes; — Ruhe und Abgeschiedenheit auf der einen, Getöse und schwindelndes Leben auf der anderen Seite. Weithin in der Entfernung gegen Osten tauchten wie Fingerzeige Kirchtürme im Nebel empor.

Längs dieser Straße schritt Wilfried eines kühlen Morgens langsam dahin, und als er durch das eine Tor den umfangreichen Klostergarten betrat, fühlte er sich von einer seltsamen Empfindung der Ehrfurcht ergriffen. Er erblickte vor sich einen Monumentalbau von größeren Dimensionen, in dessen Mitte sich eine umfangreiche Kuppel erhob. Die St. Ignatiuskirche war eine Nachahmung des italienischen Baustiles aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo unter dem Einflusse der allerweltlichsten Beweggründe die heiligen Gebäude sowohl nach außen als nach innen wieder heidnische Formen angenommen hatten. Herrliche Statuen aus Marmor und kostbare Gemälde deuteten an, daß die streitbare Kirche sich aller Kriegskünste bedient, um den Ruhm dessen zu erhöhen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Laus Deo stand in goldenen Lettern über dem Hauptportale der Kirche angeschrieben.

Um elf Uhr wurde das Hochamt gefeiert, und schon lange vorher war kein Platz in dem großen Gebäude leer geblieben. Die herrliche, bis zur Verschwendung gehäufte Pracht und die versammelten Menschen, die in ihren Mienen die unverkennbarsten Zeichen der Andacht zeigten, trugen zur Erweckung einer Stimmung bei, die bis zur Verzückung gehoben wurde. Eine neue Welt ging unserem Wilfried auf. Endlich betrat Vater Rosecrans die Kanzel. Er predigte über die „Herrlichkeit Gottes in der Kirche."

„Die Kirche," begann der Priester mit wohltönender Stimme, „will den Zusammenhang zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe wiederherstellen. Die moderne Philosophie bestreitet ihr dieses Recht, weil sie sich auf das Übernatürliche stützt. Aber gerade darum kann die Kirche deuten, was zu erklären sonst niemand den Mut hat, weil sie göttlich ist. Und weil sie göttlich ist, kann es nur eine Kirche, Wahrheit, Religion geben. Sehet, was die Wittenberger rechtgläubig nennen, gilt in Zürich und Genf als unbegreiflich; und was in England als orthodox gepriesen wird, legt sein nordischer Nachbar als verwerflich beiseite. Aber, sagt der heilige Augustin, die Einheit des Glaubens, welcher derselbe in der ganzen Kirche ist, macht die Schönheit des Leibes der Braut Jesu Christi aus nach dem Worte des Propheten: Die ganze Schönheit der Tochter des Königs ist im Herzen. Ja, die Pracht und Größe der katholischen Kirche muß die Ungläubigen und Irrlehrer beschämen! Sie allein bildet schon den beredtesten Beweis von der

Macht des heiligen Vaters. Wo sind heute Bethlehem, Bethsaida und Kapernaum? In der Kirche allein findet ihr diese heiligen Stätten wieder: Kehret wieder, alt und jung, werdet Kämpfer für Gott, bis die heilige Jungfrau wieder auf ihre Kinder lächelt.

Religion bedeutet Zivilisation, sie ist die Wiedergeburt des Menschen aus dem tierischen Zustande. Zerstöret sie und ersetzt die Kirche durch die Zivilisation, wie sie die Welt nennt, so wird uns eine rasche Rückwärtsbewegung bald wieder in den Zustand der Barbarei bringen, dem wir entronnen sind. Es wird behauptet, daß die Kirche im Widerspruche mit der freien Entwicklung des menschlichen Geistes stehe. Allerdings so, wenn wir unter der geistigen Freiheit jene dunkeln Entwürfe der Zweifler und Gotteslengner verstehen, welche die Religion auf Erden gänzlich vernichten wollen. Einer solchen Anmaßung widersetzt sich allerdings die Kirche. Denn nur dort kann Freiheit walten, wo Gott ist; ohne Gott wird sie in Zügellosigkeit und Anarchie endigen.

Die Zeiten sind gefährlich, und Untreue geht auf der Erde umher. Die Seele sehnt sich nach einem Heiligtume, nach einer Freistatt. — Gott sei gepriesen, du hast uns das Heiligtum deiner Herrlichkeit geschaffen: es ist unsere heilige Kirche, von Jesu selbst gestiftet. O, meine Freunde, erkennet es doch ja, welchen Vorteil ihr dadurch vor so vielen anderen habet, die noch im Finstern wandeln müssen, wo euch das helle Licht leuchtet. Und leuchten sie uns nicht zum Vorbilde, die Heiligen

und Seligen, die vorangegangen sind? Alle Märtyrer, Apostel, Einsiedler, Päpste, Priester, Mönche und Nonnen sind den Gerechten, die um des Glaubens willen dulden müssen, die Bürgschaft ihrer ewigen Seligkeit. Die heilige Kirche ist die Hüterin dieser Bürgschaft. Der katholische Kultus ist eine Schule aller Tugenden, ein Reisebuch von der Erde zum Himmel, ein sicherer Führer auf dem Wege des Lebens, der zu jedem Menschen zu jeder Stunde und in allen Stimmen spricht: „Das sind die Spuren, welche die Heiligen dir hinterlassen haben, als sie in das Vaterland zurückkehrten, folge ihnen nach; zur Rechten und zur Linken sind Abgründe, spricht Beda, der Ehrwürdige, Amen.“

Jetzt brauste die Orgel; das Credo begann, angestimmt von dem zelebrierenden Priester und aufgenommen von den majestätischen Chören. Das war ein Singen und Brausen, aber der Gottesdienst ging weiter in seiner musikalischen Vielfältigkeit. Plötzlich trat wieder Stille ein, der Augenblick nahte, wo der Sohn Gottes, der Ewige, der Stimme eines Sterblichen gehorsam sich zeigte. Und als das Wunder der Wandlung vollendet war, da knieten die Andächtigen auf die Polsterschemel, während sich die dürftig Gekleideten auf den Steinboden legten.

Kein Wort wurde auf dem Rückwege nach der verlängerten Kensingtonstraße gesprochen. Wilfried blieb seinen Gedanken überlassen; ja, die Frauen schienen aufs angelegentlichste bedacht, ihn nicht zu stören. Die Stunde war ziemlich vorge-

rückt, als er seinen Wohnort erreichte. Der Hausflur war leer, und es gelang Wilfried, unbemerkt in sein Zimmer zu gelangen. Mit großen Schritten ging er auf und ab, dann lehnte er in den bequemen Stuhl, stützte den Kopf in die Hand und verfiel in tiefe Träumerei. Vor ihm lag der Aschenbecher. Mechanisch fühlte Wilfried nach seinem Zigarrenetui, aber plötzlich warf er es weit von sich. Darf man rauchen, wenn man vor einer Stunde den Weihrauch zum wahrhaften Gotte selbst aufsteigen sah?

„Aha, da kommt der heilige Vater!“ lachte Mr. Holloway, „wir glaubten Sie schon mit dem Pallium auf dem Grabe des heiligen Petrus.“

Etwas verletzt fühlte sich Wilfried durch den spöttischen Ton. Mit Wärme schilderte er die Reihe der Zeremonien und wiederholte mit ziemlicher Geläufigkeit die Worte des Predigers, der gerufen hat: „Die Zeit ist erfüllet, und die Untreue der Welt wird überwunden werden; wiederholt ist die Gebenedeite den Sterblichen erschienen und wird wieder kommen.“

„Allerdings,“ replizierte der Herr des Hauses, „diese Römlinge wissen recht wohl, daß dem meisterhaften Aufbau ihrer Institution ein garstiges Häkelchen anhaftet: das Glaubwürdige fehlt. Wenn ihre Behauptungen nicht wahr sind, so sind sie doch gut erfunden, schrieb jener Giordano Bruno. Die Autoritäten der römischen Kirche müssen jene fatale Lücke beständig mit einem Übermaß von Prunk, Zeremonien und wundersamen Erscheinungen ausgleichen, genau so wie ein unbegabter

Prediger das Gedankenlose seines Vortrages mit seiner künstlich akzentuierten, geschniegelten Stimme überbrücken muß."

Sehr verlegen sah Wilfried aus. Er konnte nur sagen, daß er es eben so gehört habe, wußte aber keine Entgegnung zu machen. Innerlich aber beschloß er, Madame Dolores hierüber um Aufklärung zu bitten. Aber der lange Major nahm wieder das Wort:

„Lesen Sie selbst in diesem Blatte, wie weit die Torheit heute gediehen ist. Köstlich! Ein katholisches Lexikon wird zum Verkaufe ausgeschrieben. Es gibt, scheint's, noch Leute, wenn es auf sie ankäme, müßte es noch zu protestantischem Haaröle und römisch-katholischer Bodenwichse kommen."

Verletzt wandte sich Wilfried weg. Selbst das ältliche Fräulein vergaß, sich zu bekreuzen. Der Major bemerkte die Verstimmung des jungen Mannes und reichte ihm seine Zigarrentasche: „Rauchen Sie diese Havanna, mein Freund, sie duftet aromatischer als das Geschlucker des heiligen Ignatius." Hierauf begann er eine Menge solch lustiger Anekdoten, daß Wilfrieds betrübtes Gesicht sich zum Lächeln zwang. Freilich war manches in den Erzählungen des alten Offiziers, das sich nicht schickte; aber sein abgewettertes breites Gesicht trug den Stempel biederer Gutmütigkeit, und gar possierlich wußte er seine Erlebnisse aus der Soldatenzeit zu schildern. Zur Manöverzeit war der Major mit seinem Regimente in einem schottischen Dorfe stationiert; und eine Kompag-

nie Irländer, welche bekanntlich katholischer Konfession sind, erhielt Quartier im Schulgebäude. Während die Protestanten Sonntags die Dorfkirche besuchten, wurde für die Katholiken im Schulzimmer eine Kapelle improvisiert; aber, o weh, der Holzaltar entfiel den ungeschickten Soldaten und kollerte die Treppe hinunter. Nun mußte erst ein Schreiner geholt werden, der den Altar zu flicken hatte, bevor das Allerheiligste darauf empfangen werden konnte.

Während diese Unterhaltung im Rauchzimmer vor sich ging, hatte das Zimmermädchen Kate in der Küche ihr Neuestes zu berichten: „Als mich," erzählte sie der Köchin, „Madame sandte, den jungen Herrn zum Essen zu rufen, da — denkt es euch nur — lag er vor dem Kruzifixe, wie wenn er es ans Herz drücken wollte. Heute sah ich ihn mit Madame Dolores in die katholische Kirche gehen. Aber das Fräulein wird er doch nicht heiraten? Mary bei den Dolores sagt es. Er sieht so gut aus wie ein Lord und Geld soll er haben über den Schellenkönig. Mary sagt, wenn sie nicht schon einen Schatz hätte, nähme sie ihn am liebsten selbst. Er werde katholisch, sagt sie, und gebe immer schöne Trinkgelder. Es ist gut, sagt sie, wenn seine Seele gerettet wird, sagt sie, so hat unsereins auch was davon."

Wir wollen das Gespräch im unteren Erdgeschoß nicht länger belauschen, sondern mit dem ungeduldigen Wilfried die Stunden zählen, die bis zum Donnerstage so träge dahinschlichen. Endlich erschien der ersehnte Tag. Wilfried verfehlte

nicht, heute auf sein Äußeres besondere Sorgfalt zu verwenden. Eine ausgeschnittene Weste, die eine herrlich gestickte Hemdbrust zeigte, und der feine Anzug, dessen Rockschöße wie Segelfalter schwirrten, gaben dem Jünglinge ein besonders vornehmes Gepränge, während ein Knopflochsträußchen und die braunen Glanzhandschuhe den vollendeten Gentleman verrieten.

Eine blendende Erscheinung stand im Zimmer, eine leuchtende Fee. Wilfried stand wie gebannt. Ja, schön war Fräulein Dolores anzuschauen. Ein Kleid von schwerer Seide schlang sich um ihren jugendlich frischen Körper, wie darüber hingehaucht war ein Überwurf von feinstem Spitzengrunde. Ihre zarten Arme und Wangen waren gerötet, ihre Toilette ausgesucht, aber von gutem Geschmacke zeugend; und ein Bukett von Treibhauspflanzen, welche Wilfried für sie mitgebracht hatte, schmückte ihre Brust. Schalkhaft lächelte die Zofe Mary, als Wilfried von der Neuheit der Szene wie benommen schien.

In der Pension Holloway galt Wilfried dank des unterirdischen Telegraphenapparates, welcher seine Endstationen in zwei Küchen hatte, bereits als der Verlobte des Fräuleins. Eine verwelkte Blume war er nunmehr, die man in kurzer Zeit gänzlich verlieren würde. Dafür strahlte sein Gestirn im Hause Dolores im hellsten Glanze. Wilfried war der Verhätschelte, der Liebling, um dessen Gunst man buhlte.

Wilfried konnte kein Wort herausbringen; aber er mußte doch heimlich Vergleiche anstellen zwischen

dieser glänzenden Erscheinung, in deren Bewegungen etwas Imposantes lag, in deren Miene sich eine Hoheit zeigte, die an Stolz und Übermut grenzte, und jenem bescheidenen Mädchen mit der weißen Schürze, welche damals in Folkestone seine Sinne taumeln gemacht hatte. Unwillkürlich schweiften seine Blicke die tätige Mary, welche aber heute ungebührlich lange sich mit dem Abräumen des Teegeschirres zu schaffen machte. So meinten wenigstens die zürnenden Frauen.

Laß die Welt reden, wie sie will, nichts ist unmöglicher, als menschliche Leidenschaften aus menschlichen Herzen zu verbannen. Der geringfügigste Umstand, die leiseste Unbedachtsamkeit kann sich plötzlich zum wuchernden Gestrüppe der Leidenschaft ausblättern und den Unvorsichtigen mit glühenden Versuchungen umstricken.

Alle innersten Gefühle Wilfrieds waren in ihm aufgeweckt, seine Schläfen zitterten, seine Brust hob sich konsulsirisch. Diese zwei, diese drei herrlichsten, besten weiblichen Geschöpfe waren ihm hold oder bewiesen ihm ihre freundlichsten Gesinnungen. Alle Vergnügungen der großen Stadt, das Wohlleben, und dazu eine paradiesische Aussicht in die himmlische Seligkeit — denn auch seine Seele sollte gerettet werden — gewiß, ein solcher Gedanke hätte manch andere wirbeln gemacht. Noch bei der Wegfahrt vom Hause wurde Wilfried zugestanden, künftig statt des formellen Fräulein nur Beatrice sagen zu dürfen. Beinahe verlor er seine Fassung.

Im flinken Hansom, jener „zweiräderigen

Gondel" Londons, welche den erhöhten Kutscherbock im Rücken der Fahrgäste trägt, fuhr man zum Piccadillyzirkus, wo das Nachtessen eingenommen werden sollte. Der Wagen hielt vor einem palastähnlichen Gebäude, ein elegant gekleideter Lakai sprang herab und öffnete den Schlag. Die Gäste traten in die Halle, während unten eine aristokratische Kutsche nach der anderen heranrasselte und das neugierige Volk in zwei Hälften teilte. Ein Meer von Licht und Glanz strahlte den Eintretenden entgegen, und rauschend tönten die Klänge der Tafelmusik durch den Saal, während die Atmosphäre wohlriechend war mit seltenen Düften.

Beatrice musterte die fein gekleideten Herren und Damen an den zahlreichen Tischen mit ziemlich gleichgültigen Blicken, während ihr Begleiter verlegen schien in solcher Umgebung. Wilfried konnte sich nicht satt sehen an dieser Pracht, an dieser Schaustellung von glitzerndem Silbergeschirr und Kristallschalen, auf denen die ausgesuchtesten Fisch- und Fleischspeisen aufgetragen wurden.

„Verzeihen Sie, Fräulein — verzeihen Sie, Beatrice," das Wort wollte nicht recht von seinen Lippen, „daß ich Sie immer so anschaue, aber ich kann nicht . . ."

Und sie stießen an mit den flachen Champagnerpokalen und schlürften mit Wollust den weißen Gischt, und muntere Weisen aus Zampa ertönten vom Orchesterraume. Aber die huldvolle Verzeihung, welche dem jungen Blauensteiner gewährt wurde, schien darauf zu deuten, daß das Fräulein die ernsteste Hoffnung hegte, in Bälde den Namen

ihres Vaters zu verlieren und unter anderer Flagge diese Welt zu durchsegeln.

Es fiel Wilfried unangenehm auf, daß einige auffällig gekleidete Herren am anderen Tische, welche sich schon anfangs durch lautes Reden bemerkbar gemacht hatten, seiner schönen Begleiterin häufige Blicke zuwarfen und sich endlich erdreisteten, ihr mit dem Glase zuzutrinken.

Beatrice, welche gerade ein fettes Täubchen aus Rahm aus seinem Bette von Himbeergelee fischte, schien nichts zu bemerken, was vor sich ging, bis Wilfried seinem Verdruß in entrüsteten Worten Luft machte. Beatrice winkte dem Oberkellner. Aber schon hatte ein vernichtender Blick, den sie den Zierbengeln zuschleuderte, bewirkt, daß sich diese vom Tische erhoben und auf die heldenmütigste Weise aus dem Saale entfernten.

Ungestört nahm jetzt die Table d'hote ihren Fortgang; und hier, im Reiche der süßesten Genüsse, an der Seite des schönsten Mädchens der Welt versenkte der entzückte Jüngling seine Welt- und Seelenrettungspläne samt allen Kirchen in den Lethe der Vergessenheit. Aber ein neues Wunder tat sich vor ihm auf, als er mit Beatrice nach dem Strandtheater fuhr, wo heute abend Audrans Operette „Les Noces d'Olivette" aufgeführt wurde. Wilfried war wieder wie elektrisiert. Miß Violet Cameron spielte ihre Rolle als liebeskranke Gräfin aufs vortrefflichste. Florence St. John war einfach unübertrefflich in ihrer Liebeserklärung,

Daß, wer sie hört, die süße Stimme trinkt,
Von holder Lippe, die zur Lippe winkt.

Bei den letzten Worten des Liedes errötete Wilfried noch mehr, und als er es wagte, verstohlen die Hand Beatricens zu fassen, spürte er einen herzhaften Gegendruck. Der Name der Sängerin erweckte in ihm eine Erinnerung an seine früheren Jugendjahre. Konnte diese holdselige Gestalt auf der Bühne verwandt sein mit jenem Heilsmissionar St. John, der ja auch aus England stammte? Verwandt, freilich mit diesem Menschen, ungefähr wie die Schönheit im Märchen mit der Bestie.

Der Vorhang stieg zum zweitenmal und, wie durch Zauberei erschien ein prächtiger Prunksaal; jetzt kam eine Figur, welche die vollkommensten Formen weiblicher Schönheit zeigte; und doch verhüllten zarte Spitzen und Gazemusseline ihre Umrisse so sorgfältig, daß auch das Auge des Zimperlichsten die Tänzerin unbeschadet betrachten konnte. Endlich hörte das Ballet fast zur Beruhigung des jungen Mannes, der an solche Schauspiele noch nicht sehr gewöhnt war, inne, und die bräutliche Olivette erhielt ihr hochzeitliches Kleid.

Wilfried hatte fast zu viel an diesem Abende gesehen. Müde und doch glückselig geleitete er seine schöne Gefährtin nach Kensington zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Aufregung, in welche Olivettes Hochzeit im Strandtheater die Gefühle Wilfrieds gejagt hatte, war groß. Die Welt bestand also nicht nur aus

Mozartschen Messen, aus Weihrauch und Lobgesängen an die Gebenedeite! Wilfried wollte ein Vorkämpfer der Wahrheit werden. Wahrheit? Es gab nur eine Wahrheit und nur eine Kirche. Alles andere ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist. Vater Rosecrans verbürgte es in der St. Ignatiuskirche, und Madame Dolores sagte es. Ja, sie war eine fromme Frau, die nie beim heiligen Amte fehlte, und an Fasttagen die sieben Bußpsalmen dreimal wiederholte. Aber Madame Dolores hatte Beatrice den Besuch des Theaters nicht verboten, ja, sie selbst dazu aufgemuntert.

Schon in der nächsten Mittagsstunde eilte Wilfried in die Buchhändlergasse, um einige Photographien der liebreizenden Florence St. John und Violet Cameron einzukaufen. Schauspielerinnen im Ballgewande und Kopien von Madonnenbildern, die er in der Avemariagasse gegen ein Billiges erstanden hatte, schmückten seither Wilfrieds Zimmer in buntem Durcheinander.

Von diesem Donnerstage an blieb sein Platz am Tische der Pension Holloway meist unbenutzt. Die Predigt vom Sonntag hatte dem jungen Mann eine solche Ehrfurcht vor den Gebräuchen der Kirche eingeflößt, daß seine Besuche der einsamen Jesuitenkirche zur Tages- oder besser gesagt, zur Morgen- und Abendordnung wurden. Aber während Wilfried und Beatrice auf diese Weise den Formen, welche die Religion von den Gläubigen heischt, pünktlich nachkamen, genossen die beiden doch nicht mit vermindertem Eifer die Vergnügen, an denen die englische Metropole so reich ist.

Nicht leicht gibt es eine Stadt oder vielmehr eine Vereinigung von Städten, die so viele Abwechslungen in sich birgt, wie dieses London, diese beständige Anhäufung von Bezirken mit ihren eigenen Munizipalitäten und Sprachen. Es birgt in seinem Schoße alle Pracht und Majestät einer modernen Weltstadt, alle Wunder der Künste und Wissenschaften; aber inmitten des Häusergewirres findest du auch die Abgeschiedenheit eines ländlichen Dorfes. Endlos ziehen sich glänzende Straßen nach Ost und West, und Nord und Süd; jetzt siehst du mit schwindelndem Auge einen Riesenbau, der zwanzig Stockwerke übereinander türmt, oder eine stolze Kathedrale, deren gotische Bauart unstreitig der Inbegriff aller vollendeten Kunst ist. Aber diese Boulevards, vornehmen Parks und Squares, in denen das gesellschaftliche Leben, das Vergnügen und nicht selten auch das Laster seinen Sitz aufgeschlagen haben, verbergen Stadtteile von ganz anderen Eigenschaften. Von den breiten Verkehrsadern biegen Gassen, Wege und Gäßchen nach allen Richtungen aus; da laufen hunderte solcher Sträßchen, das heißt, lange, von schwarzbraunen Backsteinmauern eingefaßte Linien nebeneinander her, durchkreuzen sich, brechen oft plötzlich ab und gestalten ein Labyrinth, das jeden, der mit der Gegend nicht ganz wohlbekannt ist, leicht irre führen kann. Zuweilen kommt als einige Abwechslung in diese volkreiche Einöde eine efeuüberwachsene Kirche zum Vorschein; häufiger trifft man noch die Public Houses oder Schenken, welche seltsame Namen wie „Elefant und Schloß", „Hahn und Flasche", „Rose

und Krone“ auf ihren Schilden führen.

Freilich verirrten sich Wilfried und Beatrice nur selten in diese Gegenden; ihre Ausgänge an Samstagnachmittagen galten vielmehr jenen westlichen Stadtteilen, wo die Paläste fünf- und sechsstöckig anschwellen, wo Zweispänner häufiger werden und vornehm Gepuderte vorüberschlüpfen. Wilfried hatte längst das Verlangen gehegt, das berühmte Wachsfigurenkabinett der Madame Tussauds, von dem ihm Frau Klara so viel Seltsames erzählt hatte, zu besichtigen. So saß er denn eines Abends in der großen Halle zur Seite seiner unzertrennlichen Beatrice, welche nicht müde wurde, die kostbaren Roben der Prinzessinnen zu bewundern, während es ihn wie mit dämonischer Gewalt, er wußte nicht warum, in die „Kammer der Schrecken“ zog. Wilfried und Beatrice stiegen die Wendeltreppe hinunter. Schauerlich wurde es den beiden zumute, als auf Gestellen die blutigen Köpfe von Mördern und Verbrechern grinsten. Da lag Marat blutend im Bade, genau wie ihn Davids blutgetränkter Pinsel gemalt hatte; da waren die greulichen Hébert und Carrier; dort in der Ecke stand die furchtbare Guillotine mit dem rostzerfressenen Beile, welches über zweitausend Menschen das Leben geraubt. Beatrice hielt sich einen Flacon mit Rimmels Riechsalz an die Nase und strich ihre in Unordnung geratene Halskrause zurecht: „Entsetzlich! mich schaudert.“

„Schrecklich,“ dachte auch Wilfried, „traurig! Wie muß es den Angehörigen dieser Verbrecher zumute sein, wenn sie ihre Nächsten noch im Tode

von jedermann begafft sehen! Weshalb es auch nur Verbrecher gibt? Wo und an wem liegt wohl die Schuld?"

„Der blutige Akt, die bloße Schaustellung des Rohen, Unmenschlichen hat nichts Belehrendes und muß auch vom künstlerischen Standpunkte aus verurteilt werden," hörte Wilfried einen Fremden neben sich sagen. „Das abgeschlagene Haupt, der kopflose Rumpf auf der Leinwand, welche eine Hinrichtungsszene darstellt, sind zur Ausschmückung eines Schlachthauses oder der Anatomie geeignet, gehören aber nicht vor die Öffentlichkeit. Das ersichtliche Motiv in solchen Bildern ist das tierische Element, das im Beschauer nichts als ein Gefühl von Zerrissenheit und Grausen hinterläßt."

Wie unsern Wilfried das alles nun erschreckte, wie einst der Anblick des Scharfrichters in Blauenstein den Knaben in Angst und Entsetzen gejagt hatte. Warum denn diese schwarzen Flecken im Menschen, die wir Sünde nennen; warum dieser Abgrund in seinem Herzen, vor dem er selbst erbebt, und der die ganze Erde zum Tal der Tränen verdunkelt?! Der Verbrecher mordet doch nicht, um gehängt zu werden!

„Und kann es anders sein," sprach Madame Dolores in einem Tone voll Bitterkeit, als die jungen Leute von dem schauerlichen Eindrucke des Abends berichteten, „die Welt will betrogen sein, somit betrügt sie sich selbst, sonst müßte sie ihre eigene Unseligkeit nur allzu sehr erkennen, die sie rings umgibt. Warum mußte dieses Land die heilige Kirche verlassen! Unzufriedenheit, Ver-

brechen, Verdammnis und Hölle als letzte Wirkung geben lautes Zeugnis von diesem Abfalle. Schon hat die Welt das Prinzip der Ehe entheiligt, und doch ist die Ehe ein von der Kirche eingesetztes Sakrament. Die Verbrechen mehren sich. Und wenn die von der Wahrheit Abtrünnigen sich selbst erlösen wollen, ist es doch unmöglich, in den Irrtümern, in denen sie leben, nicht von einer Sünde in die andere zu fallen. Denn sie können sich nicht durch das Sakrament der Buße, das sie nicht haben, befreien. Sie stehen außerhalb der Kirche, die mit Rahel über ihre verlorenen Kinder weint und sich nicht trösten lassen will."

Voll der widersprechendsten Gefühle begab sich Wilfried nach seiner Wohnung. Ganz in Nachsinnen verloren, pfiff er den Liebesantrag aus Olivette in der schwermütigen Melodie des Mozartschen Benediktus, und erwachte erst aus seinem Gedankentaumel, als er die steinerne Treppe der Pension hinaufschritt. „Wenn wir unsere Seelen zu Gott erheben," hatte einst der alte Schuldirektor gesagt, „so strömen Gewissensruhe und Himmelswonne in das Herz des Menschen. Streben wir jederzeit unseres Lebens nach dem höchsten Ideale, Christus." — Warum versöhnt sich denn die Menschheit nicht mit der Kirche, deren unsichtbares Haupt Christus ist, wie Vater Rosecrans sagt? Dann würden die Menschen wieder tugendhaft, glücklich und zufrieden. Wenn er nur mit Vater Rosecrans darüber sprechen könnte!

Es war jetzt über die Mitte April; das höchste Fest der Kirche nahte, und Wilfried versprach oder

richtiger gesagt, erbat es von Beatrice als eine Gunst, sie am Karfreitage zur Verehrung des Kreuzes begleiten zu dürfen.

Entzogen war heute dem heiligen Gebäude die bis zur Verschwendung gehäufte Pracht, und wehklagend beweinte die düstere Trauerversammlung den Tod des Erlösers. Jetzt folgte eine Szene, die für Wilfried überaus ergreifend war. Das hölzerne Kreuz unseres Herrn wurde auf die Erde gelegt; ein Ausdruck tiefster Ehrfurcht malte sich in allen Zügen. Die ganze Gemeinde erhob sich, um ihre Dankbarkeit und Liebe zu dem Gekreuzigten mit ehrerbietigem Kusse zu bezeugen. Kinder traten schüchtern vor und knieten am Kreuze; Frauen und Männer, die den größten Gegensatz zu der unschuldigen Zartheit des jugendlichen Alters bildeten; und ihre Gesichter umschwebte ein Zug tiefster Andacht.

Auf dem Nachhausewege berichtete Beatrice ihrem Begleiter, daß Vater Rosecrans ihre Mama am Samstage nach Ostern mit seinem Besuche beehren werde. Das war eine gar freudige Nachricht für den jungen Wilfried, der ja längst nichts eifriger gewünscht hatte, als die Bekanntschaft des Priesters.

Ostern verging mit seinen Jubelchören und dem Geschmetter der silbernen Trompeten. In der Osterwoche finden wir Wilfried und Beatrice in der Italienischen Oper zu Covent Garden, wo sie die immer neue Schönheiten entwickelnde Oper Il Trovatore mit dem unsterblichen Miserere anhörten. Am folgenden Abend saßen sie in der

Loge des Alhambrapalastes, dessen Ballet „Semiramis“ durch geschmackvolle Anordnung und reizvolle Gruppierung einen wahrhaft magischen Effekt auf die Zuschauer ausübte.

Am gleichen Abend erhielt die Pension Holloway den Besuch von Herrn Ernest Ulrich. Der Hausherr geleitete den Gast in das Zimmer des jungen Mannes.

„Leider ist er uns fast zum Fremdling geworden,“ berichtete Mr. Holloway. „Es tut uns leid um den Jungen. Er scheint seine Besuche zwischen einer ihm befreundeten Familie und den römischen Kirchen in diesem Stadtkreise zu teilen.“

Die beiden Herren hielten Rundschau im Schlafgemach. Auf dem Kaminsims standen Statuetten des heiligen Joseph und Ignatius. Die Wände waren geziert mit einer Kopie des Gemäldes „Leda mit dem Schwan“; „Amor und Psyche“ nebst Photographien der Tänzerinnen Vaughan und Gilchrist prangten über der Schlafstätte. Die andere Seite des Gemaches war mit einem Porträt der „unbefleckten Empfängnis“ von Murillo geziert, während ein geschnitzter Stehrahmen auf dem Schreibtische das Bild eines jungen Mädchens im Ordenskleide umfaßte. Der „Anglikanische Katholik“ und andere Bücher waren verschwunden, dafür lagen die „Abhandlungen über die Grundlagen des Glaubens“ von H. E. Manning und Miscellanies auf dem Tische.

„Sie sind sein Onkel und sollten ihn warnen, Mr. Ernest,“ nahm der Hausherr wieder das Wort. „Unser Freund ist bei jedermann im Hause

beliebt, und wir würden es tief beklagen, wenn er in die Netze der Papisten geriete. Und in der Tat scheint jene Familie die Schlinge über ihn geworfen zu haben."

Der Sprecher räusperte sich und blickte unruhig nach dem Bilde im Stehrahmen.

„Die Begriffe des guten Jungen scheinen sich in bedenklichem Maße zu verwirren," lächelte Onkel Ernest, als er die bunte Ausstaffierung eines flüchtigen Blickes gewürdigt hatte. „Aber so ungern ich mich in die religiösen Angelegenheiten anderer Leute mische — sind doch bittere eigene Erfahrungen die besten Lehrmeister — so bin ich es meiner Schwester schuldig, den guten Jungen zu warnen. Übrigens . . ."

„Tun Sie das, mein bester Herr," unterbrach Mr. Holloway ihn aufs wärmste, „es gibt leider gerade in diesen Tagen wieder genug Beschränkte, welche der papistischen Mystifikation nicht widerstehen können."

Dieselbe Ängstlichkeit, mit welcher Wilfried der Messe in der St. Ignatiuskirche gefolgt war, dieselbe Freude über die zahlreiche Gemeinde der Andächtigen, erfüllte ihn unterdessen bei der Vorstellung im Alhambratheater; und er atmete erleichtert auf, als er das Schauspielhaus bis auf den letzten Platz besetzt sah. Seltsam, warum mußte Wilfried gerade heute abend, inmitten des ohrbetäubenden Beifalls der Zuschauer, an seinen ernsten Onkel denken? Es wollte ihn wie ein leises, mahnendes Gefühl beschleichen, daß seine veränderte Lebensweise in einem Geschäftshause,

wo Mr. Holyman das Zepter schwang, nicht auf die Dauer geduldet werden könne. Und leise, doch hörbar, flüsterte die sanfte Stimme einer bleichen Dulderin ihre Warnungen. Warum schweiften seine Gedanken in dieser Zeit der hohen Kirchenfeste in die Ferne zu seiner Mutter, eben jetzt, da er seine Seele retten wollte?

Sechzehntes Kapitel.

„Ihr Onkel hat Sie auf Samstagnachmittag zu einem Spaziergange eingeladen," meldete Mr. Holloway seinem jungen Pensionäre, als dieser sich frühmorgens zur Fahrt nach der City anschickte.

Wilfried fühlte sich bei dieser Mitteilung verlegen, ja bestürzt. Hatte Onkel Ernest Kenntnis davon, daß sein Neffe gerade an diesem Samstag einem Jesuiten sollte zugeführt werden, oder war sein Dazwischentreten nur ein Zufall? Wilfried aber konnte nicht wohl anders, als seinem Onkel, den er trotz der Entfremdung der letzten Zeit hoch verehrte, zu willfahren. Heute abend aber eilte er mit verdoppelter Schnelligkeit nach dem gastlichen Hause in der verlängerten Kensingtonstraße.

„Aber hat denn der Ausgang mit Ihrem Onkel solche Eile?" sagte Beatrice Dolores mit schlecht verhehlter Enttäuschung.

„Mein lieber, junger Freund," sprach Madame Dolores plötzlich in der zärtlichsten Weise und legte ihre Hand auf seine Schulter, daß es ihm ganz wunderlich zumute wurde, „stellen Sie sich vor, ich sei Ihre mütterliche Freundin, die für Sie in Abwesenheit Ihrer leiblichen Mutter zu sorgen hat. Ohne Unterlaß wache und bete ich, daß auch Ihnen die Wahrheit leuchten möge. Wie eine Taube trauert die heilige Mutterkirche über ihre in Gefahr schwebenden Kinder, bis sie wie brennende Fackeln aus der Gewalt des Bösen gezogen werden."

Wilfrieds Herz war voll, voll zum Zerspringen. Eifrigst gelobte er, den Vater Rosecrans am Samstage zu sehen; und die aufgeregten Worte, die er gebrauchte, bewiesen, daß ihm sein Entschluß Ernst war.

„Werde nicht mankieren, wenn immer möglich!" rief Wilfried noch an der Türe beim Abschiede, und ein leuchtender Blick aus einem schönen Augenpaar folgte ihm noch lange nach.

Etwas fatal war die Sache indessen doch. Was wohl Onkel Ernest von ihm wollte? So unbefangen wie in vergangenen Tagen war es Wilfried nicht mehr zumute, es lagen Ereignisse dazwischen, die — er mußte es sich selbst gestehen — das herzliche Verhältnis trüben mußten. Zudem klangen Frau Klaras Briefe gar ernst, ja traurig. Aber, hatte er denn nicht den schmalen Pfad, der zum Himmel führt, betreten! Flehten nicht Madame Dolores und Beatrice täglich um

sein Seelenheil! Was konnte man ihm vorwerfen?

Vor einem Monate hatte Wilfried einen Schulkameraden aus Blauenstein, der nach Amerika auswandern wollte, nach der Hafenstadt Liverpool begleitet. Der Freund mußte ziemlich locker gelebt haben, denn er sah außerordentlich gealtert und schwermütig aus. Und leider war auch der Kamerad auf der Überfahrt nach New York in die Gewohnheit des Trinkens zurückgefallen, denn das Delirium Tremens brach mit tödlichem Ausgange aus, und die Leiche des Unseligen wurde ins Meer versenkt. So schlingen wir trotz aller Mahnrufe aus dem alltäglichen Leben unsere Torheiten wie Seile um uns gerade zu einer Zeit, wo wir so angstvoll nach Freiheit in unseren Bewegungen lechzen. Das Wort Miltons „Schwach sein bedeutet erst das wahre Elend" erhält nur dann deutlich erkennbare Gestalt, wenn wir freimütig bekennen: Schuld allein wirkt entnervend auf den Menschen, und diese Schwäche ist der Anfang seines Verderbens.

„Aber bin ich denn ein Trinker oder Spieler?" rief Wilfried vor sich hin. Gott bewahre! Wilfried erfreute sich gerade heute eines vorzüglichen Wohlbefindens; ja, seine Widerstandskraft schien fast zu groß im Hinblick auf die ihm vielleicht bevorstehenden Leiden. Hatte nicht Madame Dolores voll Grauen berichtet, wie in Frankreich heilige Mönche und Nonnen gewaltsam vertrieben wurden; wie die höllischen Mächte alle Tage neue Angriffe auf die heilige Kirche machten, der An-

fechtungen durch Protestanten, Juden, Schismatiker und Ungläubige nicht zu gedenken. Mit Entsetzen bebte er vor dem schrecklichen Kampfe, der vielleicht seiner harrte. Fast beneidete er alle, die einen schwächlichen Körper hatten, sie würden den Qualen der Tortur und der Verfolgungen rascher erliegen. Aber er tröstete sich mit der Zusicherung des göttlichen Beistandes, wenn er vor das Gericht der Menschen gestellt werden sollte. Ja, vielleicht war er vom Himmel schon erkoren, England, Blauenstein und die Welt dem heiligen Vater zu bekehren. — Und die Kirche wird Not leiden, und schwarze Nacht sich senken auf diese Erde. Aber wieder lacht ein ewiges Hell, alles glänzt, von der Morgenröte umflossen. Hier erscheinen fruchtbare Ebenen, auf der Wiese stehen Rosen, Schwertlilien und Narzissen. Schlanke Gräser ammutiger Täler kosen mit balsamischen Lüften, und der Himmel spiegelt sich in den kühlenden Wassern. Aber das Wasser ist der Kristall des Lebens, und die Blumen sind Myrrhen und Balsam. Dort liegt ein Nachen, welcher die Erlösten an das himmlische Ufer führt. Es sind schattenhafte Gestalten, angetan in weißen Kleidern; Myriaden, denn sie erfüllen die Lüfte bis zur heiligen Stadt, zum himmlischen Jerusalem; sie scheinen gleich Wolken, welche von Gott kommen, und empor zu Gott steigen. Rote, blaue und weiße Blumen standen an den Ufern des Stromes, schöner und glänzender als unsere Blumen alle.

„Der junge Herr auf Nummero fünf treibt wieder Botanik," meldete unten im Salon der lange Major, dessen Zimmer an dasjenige Wilfrieds

stieß, „die verwünschten Weiber werden den guten Jungen noch zum kompletten Narren modellieren.“

Der vielbesprochene Samstag kam heran. Eine Einladung Onkels zum Luncheon konnte Wilfried nicht gut ausschlagen; und die zarten Austern von Whitstable sowie ein Silberbecher dunkeln Bieres stärkten den nach dem Martyrium Strebenden auf wunderbare Weise. Und wenn Wilfried mit Unbehagen an etwas dachte, so war es sein Versprechen, das er den Frauen gegeben hatte. Keine bindende Verabredung allerdings. Noch schwankte Wilfried, aber schon hatte der alte Herr einen jener zahllosen Omnibusse erklettert, die in schier ununterbrochener Reihenfolge den Verkehr vermitteln.

„Wir fahren nach Chelsea, mein lieber Junge,“ sagte Onkel Ernest, etwas verwundert über das Zögern, mit welchem sein Neffe auf dem Omnibus neben ihm Platz genommen hatte. „Der Anblick der Themse hat für mich etwas Erfrischenderes als jene kunstvoll gehaltenen Parks mit ihren Blumenbeeten wie Mosaik. Jüngst folgte ich im St. Jamespark einem einsamen Pfade, den ich zuvor nie betreten, und gelangte in ein dichtes Gehölz, das immer waldähnlicher wurde. Stets darauf bedacht, ein lauschig verborgenes Plätzchen zu entdecken, schritt ich weiter auf dem Pfade, aber plötzlich grinst vor mir ein häßlicher Blechverschlag mit einer wohlbekannten Inschrift. Gerne möchte ich diese glatten Kieswege mit einem holprigen, mit Wurzelwerk verwachsenen Waldpfad vertauschen.“

Wilfried hörte diese Auseinandersetzungen nur

mit einem halben Ohr, aber bald galt es, seine fünf Sinne zusammenzunehmen, als Onkel Ernest in einem Tone von ungewöhnlicher Weichheit wieder begann: „Es ist schon lange her, mein lieber Junge, daß wir so traulich beisammen waren. Rede, mein Freund, sage mir, was dich bekümmert, dein Gemüt scheint erregt."

Wilfried schwieg und blickte auf den Boden. Seine Lippen zitterten und sein ganzes Wesen war erregt.

„Wir wollen offen sprechen, mein Freund," fuhr Onkel Ernest fort; „es ergehen in deiner Heimat Gerüchte über dich, die deine Mama nur betrüben können. Ein dortiger Schulkamerad behauptet, du habest ihm von der alleinseligmachenden Kirche geschrieben. Auch ich bin, wie du weißt, für den Zauber eines Stabat Mater, einer Messe von Bach, nicht unempfänglich, aber — verstehe mich wohl — ich lausche der Musik um der Musik willen. Ganz anders verhält es sich mit dem Einflusse der römischen Kirche, mit ihrem Tun und Treiben in der menschlichen Gesellschaft. Sie spricht von Heiligkeit, Göttlichkeit, von diesem und von jenem; — mein Freund, aber heute gilt es weniger, daß man sich in die Mysterien überlieferter Satzungen und Formeln vertiefe, als vielmehr die Gesetze der Weltordnung und die Anwendung derselben in uns erfahren und erkennen lernen. Dann erst wird dir, ohne allen Chorgesang, offenbar, worin das Wesen wahrer Religion besteht und was heilig, göttlich bedeutet."

Wilfried schaute den Sprecher zweifelhaft an.

„Religion ist nichts Sichtbares, sie ist individuell, weil sie aus dem Herzen des Menschen herausgeboren werden muß. Du kennst die Geschichte des streng kirchlichen Junkers, der sich in Lissabon vergnügte, vom Balkon glühende Kohlen auf Katzen und Hunde zu werfen. Denk an die Stiergefechte des katholischen Spaniens, an den Rocolo der bigotten Südländer. Der reine Geist, welcher bis zur vollen und klaren Weltanschauung durchgedrungen ist, bedarf des festonierten Glaubensbekenntnisses nicht. Meine Wallfahrt gilt den höchsten Ideen, nicht einem Steingebilde."

Man hatte die luftigen Sitze auf dem Omnibusse längst verlassen, und befand sich in jenem Teile der Weltstadt, wo die herrlichen Kaufläden und Kaffeehäuser sich spärlicher zeigen und einem Gewirre von vornehmen Häuservierecken weichen. Es war ein lauer Abend; heller und heller färbten sich die Wolken und spiegelten in den Wogen des Stromes; und dann brach, wie zum Abschiede, der freundliche Strahl der Sonne hinter den Wolken hervor.

Ein sehr alter Mann von überaus ehrwürdigem Äußern ging an den beiden vorüber. Der Ausdruck tiefster Ehrfurcht malte sich in Onkel Ernests Zügen, er lüftete ehrerbietig seinen Hut und erhielt als Anerkennung ebenfalls eine Verbeugung.

„Das ist ein hoher Weihetag in deinem Leben, halte ihn in Ehren, mein Freund!" rief Onkel Ernest voll Wärme, als der schöne Greis vorbeigeschritten war. Du sahest einen hohen Mann,

der Blick eines Gottgesalbten ruhte auf dir: möge dir dieser Blick immer bleiben!"

Wilfried war alles das neu, unverständlich. Wie konnte dieser Mann mit dem buschigen Haupthaar, ohne feierliche Priesterweihe und apostolische Sukzession das Amt eines Hohepriesters bekleiden? Er gab sein Befremden kund.

„Wer ist jener hohe Mann? Ein Kardinal im Laiengewande?"

„Ein Prophet und Priester ohne Purpur," entgegnete Onkel Ernest ruhig, „welchen der Himmel selbst mit leuchtender Erkenntnis gesalbt hat. Sein Name ist — Thomas Carlyle."

„Onkel," rief Wilfried und deutete nach der nebelumdufteten Ferne, „sieh nur, wie herrlich das goldene Kreuz auf der St. Paulskathedrale leuchtet!"

Wohl achtete der Onkel auf das seltene Schauspiel und fuhr mit derselben Begeisterung fort: „Vor diesem Manne ist die ganze Welt offenbar. Carlyle bekennt sich zu keinem Glauben; und obwohl wir den Namen Jesus in seinen Büchern gar nicht oder nur selten entdecken, so schwebt über ihnen, majestätisch und unantastbar, all die Allkraft, die in dem Wirken Jesu erlebt, in dem Reiche Gottes geschaut und geahnt wird. Carlyle trägt wie kein anderer alle Heldengestalten der Schöpfung in seiner Hand. Wie ein Lindwurmbesieger, der auf dem granitnen Felsen der Wahrheit steht, zieht Carlyle sein Schwert gegen alles Unlautere. Kühn wie ein Heros, bekämpft er im Riesenduelle die drei Grundübel der Menschheit,

die Feigheit, die Trägheit und die Heuchelei, und wird im Ringen seiner Heldengestalten selbst zum Helden, zur — nach Goethes herrlichem Worte — moralischen Macht ersten Ranges. Darum ist Carlyles Philosophie eine gewaltige, unseren Tagen angepaßte Parallele jener glorreichen Kämpfe, die Gethsemane und Golgatha erbeben machten; sie ist die Pauchalanalyse aller Bekenntnisse, die gereinigte Wiedergabe des göttlichen Wesens in dieser Welt der Wirklichkeit. Das Lesen von Carlyles Werken gleicht dem Landen auf einer ewig grünenden Insel, fern von dem öden, endlosen Polareismeere des Alltagslebens."

Wilfried konnte nicht umhin, einen verwunderten Blick auf seinen Onkel zu werfen. Was wandelte den ruhigen Mann an, dessen gleichmäßiges Wesen er im stillen bewundert hatte? Aber Onkel Ernest ließ ihm keine Zeit zu kritischen Betrachtungen, sondern fuhr mit steigender Wärme fort: „Mit einer unsäglichen Aufrichtigkeit hat sein hellsehendes Auge die Konfession eines jeden Zeitalters geprüft, Worte und Taten ihrer Bekenner ergründet und bestimmt, und als Fazit seiner Forschungen, als natürliches Ergebnis des menschlichen Ringens die Notwendigkeit einer Gestalt wie Jesus Christus hervorgehoben; — während in umgekehrter Weise die sichtbare Kirche den Menschen durch das Besprengen mit etwas Wasser gleich zum Christen stempeln und ihm mittelst einiger leeren Formeln den Himmel erschließen will. So hat Carlyle das geschriebene Bibelwort für die Bedürfnisse unserer Zeit in praktischer

Weise genießbar gemacht; sein ewiges Ja ist eine Predigt, die nicht nur den Korinthern, sondern aller Welt gilt. Er ist kein kalt, nur wissenschaftlich berechnender Gelehrter; er ist ein von seinem Herzen getriebener, aus dem Kampfe des sozialen Lebens heraus für den notleidenden Bruder schreibender Gefühlsmensch. Wenn man also fragt, wer denn der eigentliche Gottesverehrer ist, so kann es nur jener sein, der das apostolische Gebot Carlyles befolgt: Erfülle die Pflicht, die dir zunächst liegt. Er, der Apostel der Arbeit, nimmt sich des Arbeiters mit Wärme an. Aber ihn treibt nicht weichliches Mitleid, noch will er die Förderung des Luxus und des Genusses befürworten, sondern er mahnt zum Gehorsam gegen die zehn Gebote und zum Aufschau auf Jesum Christum, den großen Arbeiter."

Ein kreischendes Geschrei ertönte aus einem Seitengäßchen, und machte die Fortsetzung des Gespräches unmöglich. Ein Haufe Neugieriger waren um einen Bänkelsänger versammelt, der eine bei dem Londoner Straßenpublikum so beliebte Punch and Judy Show zeigte. Wilfried belustigte sich einige Augenblicke an den drolligen Sprüngen der Marionetten, dann warf er eine Kupfermünze in den Hut des Gauklers, während Onkel Ernest eine Zeitung aus der Rocktasche zog. „Hanswürste überall," sagte er, „da sieh selbst, was wieder im Blauensteiner Tagblatte steht: Zwischen dem angekündigten Polterabend beim Schenkwirte und der Reklame eines Huthändlers wird ein Vortrag über den Tod empfohlen; daneben steht das Problem

von Liebe und Mütterlichkeit der modernen Frau; dann läßt der Spiritist die Menschheit hellsehen; der Weltverbesserer baut seinen Zukunftsstaat in der Vereinshalle auf, und eine Lichtbildvorstellung für Kinder reiht sich der öffentlichen Versteigerung des Warenlagers eines Zahlungsunfähigen an; und Gott wird im Gasthof zum goldenen Löwen gegen fünfzig Pfennige Eintrittsgeld exponiert."

„Es ist zum Lachen," sagte Wilfried.

„Oder zum Weinen," ergänzte sein Onkel. „Unsere Generation gleicht jenem zu hoch fliegenden Ikaros, dem die Sonne die Flügel verbrannte. Wie viele müssen ihr verödetes Familienleben, ihre verkrachte Existenz dieser modernen Sucht, sich für Dinge zu ereifern, die außerhalb ihrer Peripherie liegen, zuschreiben! Gewiß, sagt Carlyle, nicht jeder kann ein Held werden, denn es ist nur den wenigsten beschieden, vor aller Welt einen Namen zu erringen, aber du und ich, ein jeder kann ein Held sein, der in Treue und Aufrichtigkeit in dem ihm zugewiesenen Kreise beispielgebend wirkt. Hier ist Rhodus, hier springe! Hier gilt es zu zeigen, was du kannst. Warum mikroskopiert der Botaniker die Pflanzen Ostasiens und überläßt die Spaliere seines heimatlichen Gärtchens dem Raupengezüchte? Erfülle die Pflicht, die dir am nächsten liegt! Ja, es ist wahr, was der Weise von Chelsea einem jeden von uns zuruft: O du, der du dich in der Gefangenschaft der Wirklichkeit quälst und unter bitteren Klagen die Götter anflehst, daß sie dir ein Königreich geben, darin zu herrschen und zu schaffen, laß dir die Wahrheit

verkünden: was du suchst, ist dir schon zur Hand, könntest du nur sehen."

Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die dem erfahrenen Onkel erwünschte Gelegenheit bot, eine Angelegenheit zu berühren, welche ihn seit seinem Besuche bei Hollways beschäftigte. Prüfend wandte er sich zu Wilfried.

„Wenn du dich abends anderswo amüsieren kannst, als in der Pension, ist es mir auch lieb, nur solltest du deinen alten Onkel nicht ganz vernachlässigen."

Ohne Umschweife erzählte Wilfried von der würdigen Madame Dolores, die ihn auf die gütigste Weise aufgefordert hatte, ihr Haus wie sein elterliches zu betrachten. Mit glühenden Farben schilderte er die Theatervorstellungen, die er an der Seite des schönen Fräuleins zuweilen besuchte. Nur von den Messen in der St. Ignatiuskirche sagte er kein Wort.

„Ich kenne die Leute nur vom Hörensagen," meinte der Onkel, „aber du wirst doch das Mädchen nicht glauben machen, daß . . ."

Eine Blutwelle stieg ins Gesicht des jungen Mannes.

„Heiraten, ja, nein, ich weiß nicht," stammelte er mit unsicherer Stimme. „Sie würde auch nie und nimmermehr ihren Fuß über die Schwelle eines Protestanten setzen."

Diese Antwort befriedigte Onkel Ernest. Man mußte an den Heimweg denken, da die Dunkelheit überhand nahm.

Der in Glanz getauchte Sonnenuntergang hielt

Wort. Mit einer Pracht, wie man sie sonst nur auf dem Lande gewohnt ist, ging am Sonntagmorgen die Sonne auf und vergoldete Dome und Kuppeln der Weltstadt. Frühzeitig bestieg Wilfried einen Omnibus, um nach der Vorstadt Lewisham zu fahren, wo sein Freund und Kollege Edwin wohnte.

Wilfried mochte heute in keine Kirche gehen, wenigstens heute nicht; später, vielleicht nächsten Sonntag. Onkels Worte hatten einen tiefen, wenn auch unklaren Eindruck auf ihn gemacht. Gibt es denn zwei Wahrheiten, von welchen die eine der anderen widersprechen kann? Wilfried blieb dabei, daß nur die heilige Kirche die Wahrheit sein kann. Er entnahm seinem Rocke ein Büchlein in Taschenformat, welches ihm Onkel Ernest gestern geschenkt hatte, und durchblätterte es gleichgültig. Da fiel sein Blick auf die Worte: „Das ist der Vorzug des Waltens Gottes, daß sich seine gewaltigsten Taten ohne Geräusch offenbaren. Wie die Planeten ihren Lauf leise am Firmamente ziehen, wie die Sonne, diese mächtige Erzeugerin von Millionen Leben, am Himmelsbogen ohne Getöse emporsteigt, so kündigt sich das Reich Gottes nicht unter dem Geschmetter von Trompeten und Hurrageschrei an. Das ist eine Wahrheit, die heutzutage nur allzuoft übersehen wird. Mit Recht könnte man unsere Tage das dünnblecherne Zeitalter nennen. Wie oberflächlich, unreell ist es in vielen Dingen! Sollen wir denn die Welt mit Akklamationen einer Massenversammlung und mit Hochrufen im Sturm nehmen? Ach nein. Nur zu häufig frohlocken wir über den vermeintlichen Sieg, wenn wir erst

den eigentlichen Kampf beginnen müssen. Wir haben mehr Zutrauen zum Wirbelwinde und zum Erdbeben als zum sanften Säuseln; und wir bilden uns ein, in dem Momentanflackern der Begeisterung das glorreiche Feuerzeichen des endgültigen Triumphes zu erkennen. Alles, was dereinst als einfach und bescheiden gepriesen wurde, gilt heute als einfältig und wird mitleidig belächelt. Dieselben Überspanntheiten in unserer Ausstattung, auf der Bühne, in der Kunst und Literatur! Zu Tausenden zirkulieren in unserem Volke Romane, deren Inhalt unsere jugendlichen Leser stufenweise von dem bloßen Erstaunen bis zur Bewunderung und endlich bis zum größten Entzücken zu heben vermag, je unverblümter er über die äußersten Grenzen der Natürlichkeit und des Erlaubten hinwegschreitet.

In jeder Schenke wird „scharfe innere und äußere Politik" getrieben, welche gewöhnlich in den Scherben einiger Bierflaschen endigt. Die Vereins- und Klubhäuser widerhallen von dem mächtigen Geräusch, das die Weltverbesserer machen. Auch die Kirche hat „im Anhauche der Gottheit" einen prunkvollen Ritus eingeführt, gleichsam, als wenn der farbige Glanz eines Heiligenbildes die Seele retten könnte. Ja, selbst die Verkündiger des göttlichen Wortes sprechen über Dinge, welche eher in den Zirkus oder das Kasino gehörten, als auf die Kanzel, als ob solche Reden zu Reue und Bußetun auffordern könnten. Gott ist nicht in diesen lärmenden Demonstrationen.

So erfahren wir es denn täglich, daß alles, was hoch, erhaben, heilig ist, von einem unsäglich wohl-

tuenden Geist der Ruhe durchhaucht wird, der einen nachhaltigeren Einfluß auf die Umgebung ausübt, als irgend eine Sensation, die nach kurzem Dasein des hellen Scheins im All verschwimmt. Lieber einen sanft aufleuchtenden Stern, als ein tanzendes Irrlicht auf dem Sumpfe; lieber ein ruhiges Leuchtfeuer, als ein feuriges Meteor. Wohl erschüttert das Erdbeben den Boden, auf dem wir wandeln, mit seinen furchtbaren Stößen; wohl mögen nie ermüdende Gewitterstürme die Bäume entwurzeln, brausende Flammenmeere eine ganze Stadt verzehren; aber alle diese Ereignisse können nur einen vorübergehenden Einfluß auf das menschliche Herz ausüben. Nichts findet bei ihm Einlaß, als das sanfte Säuseln, in welchem Gott selbst spricht."

Hier hielt Wilfried mit Lesen inne. Hatte nicht Onkel ähnliche Worte des Philosophen von Chelsea geäußert? Aber da müßten ja alle Zeremonien der St. Ignatiuskirche bloß äußerliche Dinge sein, die der nach Prunk und Effekt haschenden Menge Genüge leisteten. Ach nein, denn hatte nicht seine mütterliche Freundin erst neulich gesagt, daß die Notwendigkeit des äußeren Kultus auf die Natur des Menschen und auf das Wesen des Allmächtigen gegründet ist, weil der Mensch aus einer doppelten Natur besteht! Unruhig, fast trostlos schaute Wilfried hin auf das Häusergewirre, das sich indessen lichtete, je mehr der Omnibus seinem Bestimmungsorte nahte.

Der herzliche Empfang, den Wilfried bei Edwin fand, hatte ihn in seinen Erwartungen nicht

getäuscht. Das trauliche Heim des munteren Freundes zerstreute die trübe Stimmung Wilfrieds. Es war ein lieblicher Frühlingstag, die Flieder blühten, Busch und Hecken waren in ihr frischestes Grün gekleidet, und alles schien voll Versprechen. Gleich nach eingenommenem Mittagsmahle geleitete Edwin seinen Gast nach dem nahen Greenwichpark, dessen Kastanienbäume eben im farbigsten Blütenschmucke prangten.

Überraschend schön war der Ausblick von der Terrasse hinunter auf die Themse mit ihrem Mastenwalde; da lag, den Beschauern fast zu Füßen, das Hospital mit den weithin sichtbaren Kuppeln, Englands Invalidenhotel; da das Gebäude der königlichen Seekriegsschule. Links auf der Anhöhe die weltbekannte Sternwarte, von der wir unsere Längengrade erhalten. Nun wanderten die Freunde durch den Park zum Black Heath, jenem Heide- und Spielplatz, in dessen Umgebung vor kurzer Zeit der berüchtigte Räuber Peace sein unheimliches Wesen getrieben hatte. Und weiter spazierten die Freunde der ländlichen Straße entlang nach dem einsamen Gehölze von Shooters Hill und Eltham; und Wilfried gestand seinem Begleiter, noch selten einen so ruhigen und erholungsreichen Sonntag verlebt zu haben.

Nie empfand er den Zauber sonntäglicher Ruhe mehr als gerade heute. Unwillkürlich stellte Wilfried Vergleiche an; wie ganz anders war es doch hier, als in seiner Heimat. Auf dem Kontinente war der Sonntag vielfach zur Verrohungsanstalt entwürdigt, welche das Volk leider den Schenk-

wirten überliefert. Hier lag eine feierliche Stille auf Wald und Flur; ja, selbst im Parke, wo sich zahlreiche Spaziergänger tummelten, trübte kein Gejohle, kein rohes Gelächter die Weihe des Tages.

Dieser Sonntag auf dem Lande hatte Wilfried so gut gefallen, daß er beschloß, auch den nächsten Ruhetag in ähnlicher Weise zuzubringen. Er mußte seiner unruhigen Gedanken völlig Herr werden, wollte überhaupt bis dahin niemanden sehen, von nichts wissen. Die Welt war ein Chaos. Wozu sich denn spät und früh mit Nachgrübeln quälen! Edwin tat es auch nicht, und Wilfried liebte den frohmütigen Jungen, dessen Tüchtigkeit im Geschäft selbst von Mr. Holyman anerkannt wurde.

So fuhr denn Wilfried am folgenden Sonntage durch die stillen Straßen hinaus zum Hampton Court Palaste, dessen Umgebung ihm Edwin wegen ihrer lieblichen Landschaft zum Besuche empfohlen hatte. Das altertümliche Gebäude, im Volksmunde die Armenanstalt der Aristokratie genannt, welches mit seinen Gartenanlagen vielfach an Versailles erinnert, obgleich es hinsichtlich des Umfanges mit diesem stolzen Rivalen nicht verglichen werden darf, erregte Wilfrieds Interesse. Und gar wohltuend schien ihm das planlose Umherstreifen in dem köstlichen Sonntagsfrieden, wie ihn in dieser Ungestörtheit eben nur England bieten kann. Bald glaubte Wilfried inmitten eines endlosen Urwaldes zu sein, doch plötzlich lichteten sich die dunkeln Hallen, und dicht vor dem Einsamen strömten die blauen Fluten des Themseflusses in raschem, doch

nicht unruhigem Laufe; bald schlängelte der Pfad dem Rande eines tiefeingebuchteten Sees entlang, auf welchem fremdartige Wasserpflanzen schwammen. Auch übersah unser Lustwandler nicht, im nahen Warmhause jene Weinranke zu besichtigen, welche alljährlich die Tafel der königlichen Familie mit ihren köstlichen Früchten versieht.

Etwas einsam fühlte sich Wilfried. Er war eine mitteilende Natur, und eine mitteilende Natur gehört nicht in die Einsamkeit. Wilfried sehnte sich nach Edwin, nach Onkel Ernest; ja, Mr. Holyman selbst wäre ihm jetzt willkommen gewesen. Er dachte an Beatrice Dolores. Warum hatte er sie verlassen, verlassen auf so unbegreifliche Weise? Wie glücklich könnte er hier an ihrer Seite sein. Wie mußte sie sein langes Stillschweigen deuten? Wilfried wurde immer unruhiger. Lange nicht mehr so feierlich und heiter erschien ihm die Umgebung; der Park, ja, selbst der Teich mit seinen goldenen Bewohnern hatte seine lichte Farbe verloren.

Plötzlich war ihm so einsam und trostlos. Eine heimliche Sehnsucht nach den Freunden wollte ihn umschleichen. Das fromme Fräulein Dolores war jetzt in der Kirche mit der Läuterung ihrer Seele beschäftigt. Und er, Wilfried! — Das Glockenspiel eines fernen Kirchturms ertönte, dann ein zweites und ein drittes. Und ihn riefen die metallnen Stimmen umsonst! „Gerade wie ein Maler," hatte einst ein berühmter Prediger gesagt, „von Zeit zu Zeit den Pinsel beiseite legt und von der Staffelei etwas zurücktritt, um sich zu vergewissern,

daß die Figuren seines Bildes in der richtigen Perspektive bleiben, so laßt uns am Sonntage aus dem Alltäglichen zurücktreten und prüfen, ob unser Tun und Treiben in der vergangenen Woche unserem lichten Auge nur Wahres, Gutes und Schönes wie im Bilde darstellt." — War das eine richtige Rückschau auf die vergangene Woche, daß man den Sonntag in Orangerien zubringt?

Wie von einem plötzlichen Entschlusse gefaßt, eilte Wilfried zur nahen Bahnstation und fuhr mit dem ersten Zuge nach der Stadt. Als er die Straße, in welcher sich die Pension Holloway befand, erreicht hatte, bemerkte er eine weibliche Gestalt vor dem Hause stehen, die auf etwas zu warten schien. Er erkannte sie, es war Mary, die bei Madame Dolores im Dienste war und heute ihre Freundin Kate drunten besucht haben mochte.

„Hallo, Mr. Wilfried," sagte die hübsche Person schelmisch, indem sie seine Hand recht ungeniert ergriff, „Sie sind ein Fremdling geworden. Warum machen Sie sich denn so rar?"

Der junge Mann stotterte einige halb unverständliche Worte, die als Rechtfertigung seines seltsamen Benehmens gelten sollten.

„Aber wie geht es denn zu Hause?"

„Missis ist wieder erkältet, und heute mittag bei dieser Hitze mußte ich ihr Feuer im Salonkamine machen. Aber das ist noch nicht alles. Aus der young lady werde ich vollends nicht klug. Nichts scheint ihr in der letzten Zeit mehr recht zu sein, sie ist so launisch und rechthaberisch geworden, daß ich nur noch der Alten zuliebe an der Stelle

bleibe. Dabei rumort das Fräulein im Hause, daß ein solches Gebaren ganz unerträglich ist. Sie scheint ganz außer dem Häuschen geraten zu sein. Wenn sie nur nicht ernstlich krank wird, Mr. Wilfried!"

Wilfrieds Gedanken mochten anderswohin gewandert sein, denn plötzlich sagte er gute Nacht zu der Redseligen, die ihm wie einem Besessenen nachstarrte, und eilte die Haustreppe hinauf. Kopfschüttelnd nahm die schlanke Mary ihren Rückzug.

„Wenn sie nur nicht ernstlich krank wird! Wie ein Wetterschlag durchzuckte es Wilfried. Gott im Himmel! Und vielleicht durch seine Schuld. Wenn Beatrice nun stürbe! Was hatte sie denn verschuldet, daß er sich gegen sie so stark versündigte? Perlender Angstschweiß stand auf der Stirne des jungen Mannes. Wilfried hatte einst vernommen, daß Gram zu einer Anomalie des Nervensystems führen kann, ja selbst sich häufig zur vollen Schwermut steigern. Beatrice hatte zwar nie über dergleichen geklagt; um so schwerer lastete die Schuld auf dem Rohen, der eine so hohe Erscheinung in die Verzweiflung getrieben hat. Wie, wenn die Arme nun stirbt! Wie gut, daß er die Mary zufällig gesehen hat, die ihm das Schreckliche berichtete! Unruhig suchte Wilfried sein Lager auf. „Du hast sie getötet!" rief eine hohle Stimme aus der Zimmerecke. Er konnte seine Augen nicht abwenden von dem toten Mädchen. Zuletzt riß er die Türe auf, um den Sarg zu sehen, der draußen im Korridore aufgestellt wurde. Aber als er vor Entsetzen über den gräßlichen Anblick zusammen-

fuhr, da malte er sich noch schlaftrunken aus, daß Beatrice wirklich gestorben und er mit ihrer trauernden Mutter an ihrer Gruft weine.

Ungewöhnlich zerstreut schien Wilfried heute in der City; und als endlich der lange Tag vorbei war, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als nach der verlängerten Kensingtonstraße in fliegender Hast zu eilen. — Halt, was war das? Fährt dort nicht der Doktorwagen die breite Straße hinunter. So langsam, als er sich dem wohlbekannten Hause nähert, daß unserem Freunde das Herz stille stehen will. Nein, Gott sei ewig gepriesen! Die fatale Kutsche fährt weiter und verschwindet im nahen Square. Etwas getröstet stieg Wilfried die Haustreppe hinauf und — lächelnd und holdselig, wie er sie noch nie gesehen — stand Beatrice Dolores in persona vor ihrem jungen Freunde.

„Gottlob, daß Sie noch nicht gestorben — daß ich Sie gesund und wohlerhalten wiederfinde!" rief Wilfried fast überlaut und faßte ihre Hand in der Aufregung so stark, daß Beatrice ein kleiner Schmerzensschrei entfuhr.

Das Gesicht des Fräuleins war beim Anblick des Kommenden von einer fliegenden Röte übergossen, und die ungeheucheltste Freude spiegelte sich in ihren Zügen. Auch sein Empfang durch ihre Mutter konnte nicht herzlicher sein. Seltsam! Kein Wort des Vorwurfes, nicht die gelindeste Andeutung über irgendwelche Verstimmung der Frauen entfiel ihren Lippen. Wilfried fühlte sich wohlig und voll Glückes und bat seine Gönnerinnen innerlich aufs herzlichste um Verzeihung.

„Was ist denn das?“ wandte sich Wilfried plötzlich fragend um. Aus den unteren Räumen des Hauses ertönte das Geschrei wie eines kranken oder Strafe leidenden kleinen Kindes.

„Ach,“ meinte Madame Dolores, „es ist das unartige Geschöpf, welches Marys Tante in Pflege hat und zuweilen mit sich her bringt. Ich habe die Mary schon hundert Male geheißen, die Küchentüre zu schließen, wenn Besuch da ist,“ schloß sie und begann auf dem Flügel Cherubinis Avemaria mit dem gefühlvollsten Ausdrucke zu präludieren.

Die Unterhaltung der jungen Leute wollen wir nicht belauschen. Es wurden weitere Gäste gemeldet, ein befreundeter Kaufmann aus der City mit seiner Familie, und der Geistliche von der St. Ignatiuskirche.

Siebzehntes Kapitel.

Herr Loring war der befreundete Kaufmann aus der City, den Madame Dolores ihrem jungen Schützlinge vorstellte. Er war ein überaus stark aussehender Mann mit sehr gewählter Toilette. Wenn er sprach, so sprach er nur von Geschäften. Die City war seine Welt, sein Kopf eine Ziffer, wie die bösen Zungen behaupteten, obgleich sich niemand dem geldstolzen Bankier anders als mit der ausgesuchtesten Höflichkeit näherte. Obschon in seiner prächtigen Villa, welche die Familie Loring

in einer Vorstadt bewohnte, alles scheinbar nach seinem Willen ging, so konnte in Wirklichkeit doch nichts von Bedeutung geschehen, was nicht indirekt von seiner Gemahlin ausging oder wenigstens mit den Wünschen der Frau Loving zusammenhing.

Frau Loving war eine geborene Engländerin und Protestantin, hatte aber bei ihrer Heirat die Konfession ihrer Väter abgelegt und den Glauben ihres Mannes angenommen. Streng kirchlich gesinnt, wie die meisten Konvertiten begeistert für die adoptierte Glaubensform, sah sie in den Besitztümern ihres Mannes nur ein Mittel, welches die Interessen der heiligen Mutterkirche fördern sollte. Die Prälaten der römischen Kirche waren häufige Gäste in ihren Salons; und der jüngere Sohn des Hauses befand sich eben in der Zeit, von welcher wir reden, im Erziehungsinstitut zu Stonyhurst, das von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu geleitet wurde.

Frau Loving und Madame Dolores flogen einander in die Arme; sie hatten sich vor Jahren in Trouville kennen gelernt. Die beiden Damen waren im eifrigsten Gespräche begriffen, wobei nicht selten ein Blick aus dem Auge der Frau Loving den jungen Blauensteiner streifte, der dem Fräulein seine jüngsten Erlebnisse schilderte und dabei nur des zweiten Teiles der biblischen Mahnung „seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben" eingedenk zu sein schien. Vater Rosecrans saß an einem Tischchen und blätterte in einem Album, ohne Anteil an dem Gespräche zu nehmen.

Die Unterhaltung bei Tische war sehr animiert. Herr Loving war ein geborener Deutscher aus den Rheinlanden, der eigentlich Lieben hieß; und als er von der deutschen Herkunft des jungen Mannes neben ihm vernahm, wurde er sehr gesprächig und erzählte allerlei lustige Dinge von seiner Reise, die er mit einem Geschäftsfreunde aus Yeovil gemacht hatte: „Kaum konnte ich den Menschen davon abbringen, seine Badewanne mitzunehmen," lachte Herr Loving, „und als ich im Viktoriabahnhofe seine drei fürchterlichen Koffer anstaunte, meinte er, die übrigen fünfundzwanzig seien schon gestern mit dem Expreß abgegangen. Ich wollte über Paris fahren, aber die Superiorität der religiösen Scheu, welche die Bewohner Londons so vorteilhaft gegen ihre Rivalen jenseits des Kanales auszeichnet, hielt ihn davon ab, das Seinebabylon zu besuchen."

Ein sarkastisches Lächeln umspielte die Lippen der Damen bei diesen Worten, aber Herr Loving fuhr fort: „Als ich den Menschen endlich doch nach Paris brachte, wollte er durchaus nichts genießen, weil man hier seit der Belagerung von 1871 nur Pferdeschinken und Rattenfilets zu essen kriege. Am Rheine wollte mein würdiger Begleiter durchaus deutsch lernen — gewiß etwas Unerhörtes für einen Engländer — und quälte mich mit einer wahren Sündflut von Fragen. Als sich in Köln das Wetter umdüsterte, freute er sich auf einen einheimischen, schwarzen Nebel; den Mäuseturm zu Bingen hielt er für eine Turbine; als wir in Basel anlangten, erkundigte er sich beim

Bahnhofportier nach den Lawinen. In Zermatt wollte er wissen, wie viele Meilen man aufs Weißhorn zu gehen habe. Ein großes Erstaunen malte sich in seinen Zügen, als er in Zürich und Innsbruck großstädtische Straßen erblickte. Er hatte die Schweiz und Tirol nur als eine Kuhweide gekannt, die fette Käse produziert, wo Mädchen in Landestracht das Vieh melken und biedere Hirten das Alphorn zur Tafel blasen. Es ist gelungen, was es für Käuze gibt," lachte Herr Loving. „Einst traf ich einen Russen, der Paris in Wut verließ, „parce qu'on y mange mal"; ein Schweizer bekrittelte im Antikensaal zu Rom die etrurische Vase, weil sie nicht aufs Litermaß abgefaßt war; auf dem Rhonegletscher meinte eine Pariserin: „C'est bien gentil, ces montagnes là; und ein Schotte hielt die Kapellen der Madonna del Sasso zu Locarno gar für eine Anzahl Schießscheiben."

Man sprach von Reisen und von Reiseeindrücken.

„Die Eisenbahnen sind die Boten des Evangeliums," sagte Vater Rosecrans mit weicher Stimme, „die Künste und Wissenschaften, alle Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit sind unserer heiligen Kirche Dienerinnen, die ihre frohe Botschaft in alle Welt hinaustragen."

Wir haben den Vater Rosecrans noch nicht beschrieben: er war ein Mann von mittleren Jahren, langer Gestalt, etwas blondem Haare und großen, glanzvollen Augen; und wenn er sprach, glaubte man, er singe. Aber obgleich sein Gesicht einen Ausdruck trug, als ob er das ganze Evangelium

der Selbstverleugnung auswendig gelernt habe, so war er doch ein Mann von gewinnendsten Manieren, und wußte sich stets mit weltmännischer Sicherheit zu bewegen. Jetzt setzte er sich zu Wilfried, der sich kaum getraute, dem heiligen Manne zu nahen, so hochbeglückt er innerlich auch war, den berühmten Prediger von der St. Ignatiuskirche kennen zu lernen.

Während der Pater mit Wilfried in Form eines Gespräches ein religiöses Examen hielt, drehte sich am anderen Ende des Zimmers die Unterhaltung um weltlichere Dinge. Die Londoner Saison war in vollem Schwunge, und Rotten Row, die Reitbahn im Hyde Park, strahlte vom Glanz der vornehmen Welt. Gerne erzählten sich die Frauen heute abend von der zauberhaften Erscheinung solcher Kavalkaden, die ihren höchsten Glanz erhielten, wenn einige berittene Schutzmänner das Herannahen der gefeierten Prinzessin von Wales bekundeten.

„Sie reiten wohl auch, Mr. Wilfried?“ war Frau Lovings Frage, als er sich wieder zu den übrigen gesetzt hatte.

„Doch kaum,“ erwiderte er schüchtern. „Wohl saß ich einmal auf unserem Schimmel in Blauenstein,“ er wagte das bescheidene Wort in solcher Umgebung kaum auszusprechen, „aber dennoch würde ich neben der Gewandtheit, mit welcher die Damen im Sattel sitzen, recht ungeschickt aussehen. Höchstens in früher Morgenstunde, wo mich noch keine spottsüchtigen Blicke verfolgen können, würde

ich es unternehmen, an Beatricens Seite einen Ritt durch den Park zu machen."

„Aber um des Himmels willen!" rief Frau Loving verwundert, „wer spricht denn von der Morgenfrühe, wo jeder vernünftige Mensch im Bett liegen soll? Verlangen Sie denn, daß Beatrice in der Morgenjacke voltigiere?"

Wilfried erklärte der vornehmen Dame, daß er wirklich nur in der ersten Morgenfrühe ein Stündchen zum Reiten finden könnte, wenn er nicht die vorgeschriebene Geschäftsstunde in der City versäumen wollte. Schon mehrmals hatte Wilfried der Madame Dolores gestanden, daß ihm eine Änderung in der City willkommen wäre, da er hie und da die Messe in der St. Ignatiuskirche morgens zu hören wünschte.

„Nein, wie sich das günstig trifft!" rief Frau Loving nach einigem Nachsinnen. „Erst gestern sprach mein lieber Mann von einer Vakanz in seinem Geschäfte; ein gebildeter junger Mensch könnte sofort eintreten."

„Ich biete Ihnen die Stelle an, junger Freund," wandte sich Herr Loving an Wilfried. „Sie erhalten fünf Prozent Provision ausbezahlt für alle Aufträge, die Sie für meine Firma aufnehmen. Dabei haben Sie weiter nichts zu tun, als diese Aufträge, welche von unseren Kunden schon in Bereitschaft gehalten werden, abzuholen und durch distinguiertes Benehmen den Ruf, den unser Haus überall genießt, weiter aufrecht zu erhalten. Sie können diese Besuche bei den Kunden nach Ihrem eigenen Gutfinden einteilen; und dabei bleibt Ihnen

immer noch sehr viel freie Zeit die ganze Woche hindurch."

Ein günstigeres Angebot hätte Wilfried nicht erwarten können. Sichtlich überrascht sagte er freudig zu. Jetzt konnte er nicht nur alltäglich ungestört vor dem Allerheiligsten knien, jetzt erst würde sein Leben ein beständiges Fest sein. Hatte ihm nicht Vater Rosecrans gerade diesen Abend haarklein bewiesen, daß die Kirche mit ihrem Ritus uns schon auf Erden den Widerschein jener unaussprechlichen Herrlichkeit sichert, welche der Gläubigen im Himmel harrt?

„Wieder hat eine blinde Henne ein Körnlein gefunden," neckte Madame Dolores und lachte auf die herzlichste Weise, mit ihr die übrige Gesellschaft. „Jetzt haben wir Sie und wollen Sie festhalten."

Ein peinliches Gefühl beschlich indessen doch Wilfried, als er an die bevorstehende Unterredung mit seinem Onkel dachte; nein, so unbehaglich war es ihm selbst an jenem Samstage bei Sweetings nicht gewesen. Hatte es der Onkel nicht immer gut mit ihm gemeint! Hätte ihm der ernste Mann nur den Aufenthalt im Geschäfte sauer gemacht. Aber Wilfried konnte nichts gegen ihn einwenden; ja, wenn er unparteiisch sein wollte, mußte er sich innerlich gestehen, daß ihm Onkel Ernest eigentlich viel besser gefiel, als sein künftiger Prinzipal, Herr Loving.

Onkel Ernest war ein aufrichtiger und grundehrenhafter Mann, der stets seinen geraden Weg ging. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß

sein Neffe, den er seines lauteren Charakters wegen von Kindesbeinen an liebgewonnen, das Geringste vor ihm zu verbergen hätte. Er war erstaunt, ja betrübt über Wilfrieds Weggehen, riet ihm, doch lieber zu bleiben, aber er wollte ihn nicht verhindern.

„Wenn dir deine neue Stelle mehr Aussicht zum gedeihlichen Vorwärtskommen bietet, als es unser Haus tun kann, so ist es mir auch lieb. Dein Austritt aus unserem Geschäfte soll in unseren herzlichen Beziehungen durchaus nichts ändern, und ich nehme an deinem Wohlergehen denselben innigen Anteil wie zuvor."

So lautete die Antwort Onkel Ernests, die Antwort eines Ehrenmannes, der genau so spricht und handelt, wie es ihm das Herz eingibt. Unbefangen läßt er das Innerste seines Herzens nach außen unverhüllt erscheinen und hegt nicht den geringsten Argwohn, daß seine Mitmenschen auf Täuschung sinnen könnten. Nicht etwa, daß Wilfried, der offenherzige Wilfried, plötzlich zum Gleisner wurde! Zwar hatte er seinem Onkel sein Weggehen mit dem Wunsche nach einer vorteilhaften Stellung begründet, aber doch innerlich gefühlt, daß ihn ganz andere Beweggründe leiteten. Zum ersten Male in seinem Leben war er nicht mehr ganz aufrichtig, und — wir wollen es zur Ehre des jungen Mannes sagen — während er seinem Onkel herzlich dankte, stieg die Schamröte in sein Gesicht. Wilfried war gegen seine neuen Freunde aufrichtig genug, um gegen seinen besten Freund unaufrichtig zu sein. Wie um sein Unrecht gut zu machen, sagte

er einer Einladung auf Pfingsten freudig zu, die Onkel Ernest beim Abschiede noch vorbrachte.

„War der Kardinal dort?" fragte einige Tage später Mr. Holloway, als Wilfried eben von der St. Ignatiuskirche zurückkehrte.

„Die sanfte Dame im blutroten Kostüme," spöttelte der lange Major. „Und das soll also die höchste Stufe der Entwicklung sein, die wir erlangen können! Die Livrée des scharlach Erhabenen. Geben Sie mir eine Religion des Lichtes, welche nicht blutigrot auflodert. Das Johanniswürmchen spendet Licht ohne Feuer, aber der erleuchtete Mensch mißachtet und zertritt es. Nicht die Kirchen und Sekten haben sich gebessert und das Schwert der Verfolgung rosten lassen, sondern sie ließen sich klugerweise von unserem aufgeklärten Zeitalter bessern, um dennoch bestehen zu können."

Mehrere Anwesende räusperten sich, aber der Redselige fuhr fort in seinen Auseinandersetzungen: „Die Frau Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", wurde vor einiger Zeit in unserem Lande mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft; in unserem frommen Lande, das den Sklavenbaronen der Südstaaten Schiffe und Waffen heimlich verkaufte und die fatale Alabamafrage provozierte. Dafür geben wir Gottselige einem jedem englischen Handwerksburschen, der in die Welt hinauszieht, ein Panzerschiff zum Geleite mit, damit dem Untertanen Ihrer Majestät kein Haar gekrümmt werde."

Ein kleines Intermezzo lenkte die Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft zum anderen Ende des

Zimmers. Tim, die alte Hauskatze, wollte eine Fliege erhaschen und sprang auf die Lehne des Rohrstuhles, verlor aber den Halt und baumelte hin und her wie ein Turner an hoher Reckstange. Das Gelächter der Anwesenden wollte kein Ende nehmen.

„Da schauen Sie," rief der Offizier, „hätten wir das Possierliche auf der Theaterbühne geschaut, Sie würden kaum geklatscht, vielmehr sich geärgert haben über das Unnatürliche der Dressur. Hier haben wir einen natürlichen Vorgang vor uns, der uns entzückte. Es ist also das Impromptu der Handlung, welches dieser einen gewissen Wert, einen Zauber zu verleihen vermag. Was sind alle diese regelmäßig wiederkehrenden Bekenntnisse, Zeremonien anders als ein abzuspielendes Programm, als ein sich wiederholendes Wortgeklingel, eine Unterhaltung für müßige Stunden, aus der wir mit der begnügten Ruhe, unsere höheren Pflichten erfüllt zu haben, nach Hause zurückkehren?"

Wilfried schenkte der etwas unlogischen Schlußfolgerung wenig Gehör. Sein Sinnen galt dem nächsten Tage, an welchem er mit Beatrice die Gemäldegalerien zu besuchen gedachte. Zwar hatte er auch die jährliche Kunstausstellung zu Burlingtonhaus besichtigen wollen, aber Beatrice wollte nichts davon wissen.

„Ich kann mich für die Mehrzahl der Bilder, die dort statt der Pfuscher, die jene schufen, hängen, nicht begeistern," sagte sie wegwerfend.

Auch in den Sälen der Nationalgalerie ver-

weilten unsere jungen Leute nur kurze Zeit. Beatrice konnte den Alma Tademagemälden aus dem klassischen Altertum, Turners Aquarellen und Landseers Tierbildern gerade keinen Geschmack abgewinnen, während Wilfried dieselben aufs eifrigste studierte.

Wilfried schilderte seinen Eintritt bei Loving & Co., er berichtete mit Genugtuung von den ersten Aufträgen, die er bereits in der City gesichert hatte.

„Ich wußte, daß es Ihnen dort gefallen würde, Sie könnten in dem Schoße der Seligkeit nicht besser aufgehoben sein," lächelte Beatrice, „unsere Freunde sind gottesfürchtige Leute, die nie eine Messe versäumen."

Wilfried und Beatrice nahmen jetzt den Weg nach einer geräumigen Galerie, in welcher gleichzeitig mit den Originalwerken Gustav Dorés eine Ausstellung von Kopien klassischer Gemälde stattfand.

„Was kann uns schöner und vollkommener vorkommen, als ein Bild, auf welchem das Licht religiöser Weihe wie ein Wiederschein des Himmels uns lächelt! Haben Sie die Raffaels in South Kensington gesehen?"

„Sie meinen wohl die sieben Kartons in Wasserfarben?" rief Wilfried. „Allerdings! In der ersten Woche nach meiner Ankunft war ich mit Onkel Ernest dort. Aber ich muß die Bilder in Ihrer Gegenwart besehen, Beatrice, dann erst werden jene Figuren Schönheit und Leben gewinnen." Ein leuchtender Blick des Sprechers traf seine liebenswürdige Begleiterin. „Wissen Sie aber,

welche Bemerkung damals meinem Onkel entfuhr? „Warum bleibt der Künstler fern," meinte er, „der alle diese erhabenen Szenen menschlich zu gestalten und zu modernisieren versteht? Vor allem aber sollte aller irdische Pomp, alles eitle Gepränge aus diesem Bilde geistiger Schönheit verbannt sein.""

Beatrice schüttelte ihr lockiges Haupt.

„Ich kann mir die Himmelskönigin nur mit einer Krone von Sternen auf dem Haupte denken, angetan mit einem reich gefalteten Gewande, wie sie die Welt beherrscht und die Schlange unter ihren Füßen zertritt."

In der Galerie waren unter anderem vertreten Botticelli, Perugino, Filippino Lippi, Strigel, Dürer, Rembrandt, Holbein, Van Dyck und Raffael. Aber die Gemälde, welche aus der künstlerischen Hand Dorés selbst hervorgegangen waren, schienen doch die meisten Schaulustigen zu locken. Wilfried konnte sich von dem „Tale der Tränen" gar nicht trennen. Was hatte er denn mit einem Jammertale und mit Tränen zu schaffen? Er sah und hörte einen alten Mann zu sich sprechen: „Wenn Dorés Illustrationen zu Dantes Inferno durch die groteske Darstellung und durch den Reichtum aller Phantasie beabsichtigen, in künstlerischer Andeutung der Einbildungskraft des tiefsinnigsten Dichters gerecht zu werden, so können jene Schreckbisse doch einen nachhaltigen Eindruck nur auf die Seele dessen machen, der selbst schon mit Leib und Seele in der Hölle gestanden hat."

Verständnislos blickte Wilfried auf den Alten;

aber die Träne, die diesem der Anblick des Tränentales entlockte, und die Worte, welche er mit solcher innerer Bewegung gesprochen, schienen auf irgend eine furchtbare Katastrophe in seinem Leben zu deuten und zu beweisen, daß auch sein ganzes Wesen nach der Erlösung geschmachtet hatte, wie die Gequälten im Inferno. Wie berauscht saß unterdessen Beatrice vor der großen Madonna mit Heiligen, Engeln von Simone Martino vom Palazzo Publico in Siena, während sie am Triumphe des Todes vom Campo Santo gleichgültig vorbeischritt, wo die Hinfälligkeit des irdischen Glückes und die unbewußte Grausamkeit des Schicksales mit einer Naivität versinnbildlicht werden, welche bis ans Erhabene grenzt.

Noch geraume Zeit saßen Wilfried und Beatrice im Saale, bis das schwindende Tageslicht kein weiteres Verbleiben gestattete.

„Ja, es ist wahr," rief Beatrice beim Hinausschreiten, „es ist wahr, was Mama sagte, die Meisterwerke sind um so vollkommener, je göttlicher die Natur ist, welche sie einflößt. Ich habe eine freudige Nachricht für Sie, Wilfried. Am Fronleichnamstage wird seine Eminenz, der Kardinal, in unserer Kirche die Predigt halten. Aber meine gute Botschaft ist nicht zu Ende. Vater Rosecrans, welchem die heilige Jungfrau die Gnade verlieh, gestern abend sieben Anglikaner aus den höchsten Kreisen in den Schoß der Mutterkirche zu empfangen, wird am Pfingstsonntage über die Bekehrung Europas zur Kirche — Christi predigen."

Wilfried sah recht verlegen aus.

„Mit Freuden würde ich den ehrwürdigen Vater anhören," meinte er endlich, „aber ein Versprechen, die Feiertage mit meinem Onkel zuzubringen, ist mir hinderlich. Es tut mir unendlich leid, aber ich konnte es nicht gut anders."

In den Mienen des Fräuleins trat eine Verstimmung ein, und ein unwilliger Blick, der aber weniger dem jungen Manne als einem Abwesenden gelten mochte, traf Wilfried. Ein scharfes Wort kam auf die Lippen des jungen Mädchens, aber sie drängte es zurück.

Einen so angenehmen Abend wie den heutigen glaubte Wilfried nie verlebt zu haben. Beatrice hatte ihre Verstimmung überwunden und war die Fröhlichkeit selber. Noch zu Hause drehte sich die Unterhaltung fast nur um Kunst und Malerei; und als nun Beatrice mit glühender Begeisterung die Madonnenanbetung von Correggio schilderte, da kam sie ihrem jungen Freunde vor wie ein Engel des Himmels, der ihn mit treuer Hand aus dem dunkeln Tale zu einem lichten Ziele führen sollte.

Madame Dolores blickte auf ihre Tochter und sprach ernst, so ernst hatte Wilfried sie noch nie reden gehört: „Die Protestanten und Ungläubigen nennen unsere Gebräuche Abgötterei, und die Verehrung, welche der heiligen Jungfrau gebührt, Mariedolatrie. Ich kenne keinen unbegründeteren Vorwurf als diesen. Nicht wir sind die Abtrünnigen von Gottes Gebot, sondern jene, die ihn verlassen haben und die heilige Mutter Gottes ihrer göttlichen Attribute berauben."

Es war schon spät geworden und Zeit zum Nachhausegehen.

Unten im Hausflur stand die Köchin Mary, die sich in der Küche gelangweilt zu haben schien, denn sie gähnte aufs gründlichste. Ihr müdes Aussehen rührte Wilfried, und eben wollte er ihr einige beschwichtigende Worte für sein langes Verweilen sagen, als ihm die hübsche Person die Hand leise drückte und zuflüsterte: „Bitte, Mr. Wilfried, senden Sie mir einen Gruß von der Insel Wight. ich bin eine große Freundin von Postkarten und . .“

„Aber um aller Güte willen, Mary, was soll denn die Insel Wight? Was hätte ich denn dort zu tun und . . .?“

„Ja, ja, ich weiß es ganz gewiß,“ versicherte die Mary und blickte dem jungen Mann vertraulich ins Gesicht. „Ihr Onkel hat Sie zu einem Pfingstausfluge nach Ventnor eingeladen. Vergessen Sie meine Karte nicht; gute Nacht, Mr. Wilfried!“

„Gute Nacht, Mary!“

Richtig! Wilfried hatte kaum die Haustür der Pension Holloway geöffnet, als ihm die Kammerjungfer eine Postkarte von seinem Onkel einhändigte, der ihn zu einer Fahrt nach der Insel Wight einlud. Das Rätsel war somit gelöst, und Wilfried nickte befriedigt.

Aber es fiel ihm nicht ein, auch nur einen Augenblick darüber nachzugrübeln, wie die verschmitzte Mary zu ihrer Allwissenheit gelangt war.

Achtzehntes Kapitel.

Ebenso heiter wie die meisten seiner Vorgänger war auch der Samstag, an welchem Oheim und Neffe ihren Pfingstausflug antreten wollten. Überhaupt war heuer die Jahreszeit dem Kalender vorangeeilt, denn, war man auch nicht offiziell im Sommer, so lag doch schon eine sommerliche Hitze über der ungeheuren Stadt. Jung und alt rüstete sich zu kleineren und größeren Exkursionen über die Feiertage; und die endlosen Bahnzüge trugen in unendlicher Reihenfolge menschliche Frachten nach allen Richtungen der Windrose.

„Ich hatte anfänglich den Plan, mit dir ein Fährtchen nach Harrow on the Hill zu machen, wo einst der Dichter Byron seine Knabenjahre zubrachte," waren Onkels Worte, womit er seinen Neffen auf dem Bahnhofe begrüßte.

„Fährst du denn immer erste Klasse, Onkel?" fragte Wilfried, als sie sich auf den Kissen eines reichgepolsterten Coupés niedergelassen hatten, welches auf jeder Seite nur drei Sitzplätze enthielt.

„Nicht immer. Ungestört bleibe ich in jeder Klasse. Der Engländer vermeidet es, mit fremden Leuten eine Unterhaltung zu beginnen; und selbst in der Konstruktion seiner Eisenbahnwagen bekundet sich das individuell Ausgeprägte seines selbstbewußten Wesens."

„Kann ein Mädchen hier in der dritten Klasse unbeanstandet allein reisen?" fragte Wilfried plötz-

lich. Was mochte ihn auf den Gedanken gebracht haben?"

„Warum denn nicht?" versicherte Onkel Ernest. „Fahr ruhig zu! Diese rauhen Arbeiter bilden die beste Schutzwache für deine Unschuld. Wehe dem Kecken, der sich die geringste Unziemlichkeit erlauben wollte! Ein Dutzend Fäuste würden sofort gegen ihn gerichtet sein; ja, die wütenden Männer überhäuften ihn mit Schlägen, daß er in augenscheinlicher Lebensgefahr stünde."

„Unser neuer Schullehrer in Blauenstein rief beständig aus „Vaterland nur dir!" Er war ein Schweizer von Geburt. Lieben denn die Engländer ihr Vaterland auch so heiß wie wir das unserige?"

Onkel Ernest runzelte die Stirne.

„So lieb mir auch meine engere Heimat ist," sagte er, „so hege ich gerade in diesen Dingen meine eigenen Ansichten. Mein Ideal liegt in der sittlichen Entwickelung des Menschen. Christus und alle hohen Erscheinungen haben uns dazu den Weg gewiesen. Aus allen Völkern werden Materialien zu diesem Bau gesammelt; und wer hiezu einen Stein beiträgt, hat ein Werk getan, das nimmer vergeht."

„Du sagst sittliche Entwickelung? Sind wir denn nicht besser dran als früher?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber nicht, was ein verkehrter Patriotismus unter Vaterland versteht, kann uns den Fortschritt bringen. Sonst müßten die vaterländischen Feste und Vereinsanlässe, mit denen Mitteleuropa heimgesucht ist, wie Gottesdienste wirken. Sie tun das Gegenteil. „Meine

Festhütte, mein Wirtshaus ist meine Burg," sagt der falsche Patriote. „My house is my castle, mein Haus ist meine Burg," schreibt der stolze Brite über seine Schwelle. In diesem herrlichen Ausspruche des freien Mannes liegt gerade die hehre Erklärung, daß er aus eigener, sittlicher Kraft Ordnung in seinem Hause hält, der Gatte seiner Frau, der Vater seiner Kinder ist. Der Mann aber, der sein Familienleben dermaßen heiligt, wird denselben Anstand, den er am eigenen Herde hoch hält, auch auf der Straße und im Eisenbahnwagen bewahren."

Rasch und rascher brauste der Zug, bis auch das Häusermeer der südwestlichen Vorstädte Londons im Dunstkreise verschwand. Nun schnell vorbei an zerstreuten Landhäusern, in deren Gärten große Büsche Geißblatt blühten. Auf sammeten Rasenteppichen konnten muntere Gruppen von Tennisspielern in ihren kleidsamen Sportkostümen gesehen werden; und die Fräuleins verliehen mit ihrer schmieg- und biegsamen Anmut in allen Bewegungen der Szene eine besondere Lieblichkeit.

Da lag Arundel Park, die Schloßkapelle des Herzogs von Norfolk, welcher wie seine gleichgesinnten Ahnen die katholischen Interessen verfocht und heute als das Haupt der päpstlichen Partei in England galt.

„Beat . . ., man sagt mir, daß, wer nicht kirchlich getauft ist, kein Christ sein kann."

„Dummes Zeug!" polterte der sonst so bedächtige Mann. „Dergleichen hätte ich nicht von dir erwartet. Wenn ich statt des Wortes taufen

vollends den Ausdruck to christen, zum Christen machen, höre, der leider nicht nur bei den Papisten, sondern auch bei den Anglikanern noch immer gebraucht wird, ist es mir, als wenn ich einen Faustschlag vor die Stirne erhielte. Nicht die Zeremonie, sondern . . ."

„Aber es gibt doch nur eine Kirche," sagte Wilfried mit fester und gedehnter Stimme, „und die katholische Kirche darf hierauf den größten Anspruch machen."

„Das glaubst du selber nicht," lächelte Onkel Ernest. „Denke doch an die langen Reden, die du mir noch vor einem Jahre voll Begeisterung für die englische Hochkirche hieltest. Gladstone sagte einst: „Es gibt nur eine Frage in dieser Welt — das Evangelium Jesu Christi in die Herzen der Völker zu tragen." Wo ist das Herz des Volkes? Du, ich, ein jeder ist es."

Wilfried lauschte nachdenklich diesen Worten.

„Also glaubst du nicht an die Notwendigkeit einer allgemeinen Kirche?" meinte er.

„Wenigstens nicht an die Notwendigkeit einer äußerlichen, von der Umgebung hermetisch abgeschlossenen Institution, wie sie dir unzweifelhaft vor Augen steht. Ich halte nur wenig von einer sichtbaren Kirche, welche im Namen Gottes alle, die draußen stehen, als Abtrünnige richtet und beiseite stellt. Sonst müßten Millionen von Unschuldigen ihre Hände in unfreiwilligem Proteste gegen den ungerechten Schöpfer und seine mißratene Schöpfung erheben. Du weißt, wie die Inquisition, verfuhr, die Vorkämpferin der „alleinigen" Kirche,

als sie die gesegnetsten Länderstriche in einen Totenacker umwandelte, um eine Handvoll Menschen dem „heiligen" Glauben zuzuführen. Mit dem gleichen Rechte könnte ein Arzt seinem Patienten zur Heilung Schwefelsäure in den Magen schütten."

Solche und ähnliche Worte redete Onkel Ernest mit Wilfried und beantwortete alle Fragen mit aufrichtiger Freundlichkeit. Dann brachte der freundliche Mann einen Brief von Frau Klara zum Vorschein, worin die Worte standen: „Wilfried nimmt die Dinge, die er hört und sieht, zu rasch auf und handelt dann wohl gerade, wie es ihm augenblicklich zumute ist; deshalb gibt es viel Überschwänglichkeiten, die entweder schmerzen oder abstumpfen, wo wir doch wissen, wie treu wir es mit ihm meinen."

Der Kurierzug näherte sich dem Kriegshafen Portsmouth; da waren zu beiden Seiten der Bahnlinie die Wälle und Gräben der Festungswerke, welche der friedliebende Teil der Bevölkerung Palmerstons Torheit nannte. Weithin schimmerte einförmig das Meer. Unsere Reisenden waren froh, dem Menschenknäuel im Bahnhofe zu entrinnen und auf jener baumlosen Weide, die sich vor den Häuserreihen Southseas schützend gegen das Meer zieht, zu lustwandeln. Jenseits des Meeresarmes winkte gleich einem Smaragde in azurner Sammethülle die Insel Wight. In der gekräuselten Fläche der Bai ruhten Panzerschiffe der englischen Kriegsflotte, während gerade in diesem Augenblicke der majestätische Lloyddampfer wie ein Riesenschwan hinunterglitt, um auf die

Minute pünktlich im Hafen von Southampton einzulaufen.

Vor einem durch Bretter abgegrenzten Raume drängten sich viele Leute, deren gespannteste Aufmerksamkeit einer Partie Fußballspielern galt; und je mehr sich dieselben drängten und stießen, desto lebhafter wurden die Gespräche der Umstehenden. Eine Anzahl Teerjacken lobte mit sichtlichem Stolze die überaus prunkvollen Uniformen einer Abteilung Dragoner, welche von ihren Übungen nach der Kaserne ritten; eine dritte Gruppe vor dem Hotel bestand aus allerlei Männern und Frauen, die unter seltsamen Gebärden für das Seelenheil ihren Mitmenschen sangen.

Es war die höchste Zeit, daß man das Dampfboot bestieg, welches die Verbindung zwischen dem englischen Festland und der Insel Wight vermittelt. Dort, wo der Meeresarm sich weiter ausbuchtet, bewachten wie Höllenhunde zwei Schlachtschiffe den Hafeneingang und spien Rauchwolken aus ihren ungeheuren Schloten. Onkel Ernest erzählte von den Strömungen und Klippen, welche die Schifffahrt an dieser Küste sehr gefährden, und lenkte Wilfrieds Aufmerksamkeit auf jene Stelle, wo unlängst die „Eurydike" mit Mann und Maus untergegangen war.

Unter den gescheiterten Schiffen dieser Erde figurieren Salondampfer wie Kohlenbarken, und Panzerkanonenboote so gut wie dünnbrettrige Kähne. Und wenn das Fahrzeug sinkt, so ist die Lage für die Passagiere der ersten Kajüte so verzweifelt wie für jene des Zwischendeckes.

Das Landen an dem schier endlos sich hinziehenden Hafendamme von Ryde machte Onkels Erörterungen ein Ende. Wilfried hatte sich gerade in einer weniger philosophischen Weise überlegt, ob er der Mary die gewünschte Postkarte senden solle. Er fühlte doch das Ungeziemliche, dem Dienstmädchen seiner Gönnerinnen einen Gruß zu schreiben. Nun, so tröstete er sich, die Mary nimmt ja die Post früh in Empfang, während die Frauen noch schuhtief in den Federn liegen. Zur Vorsorge schrieb er auch ein duftiges Billet und kaufte im Magazine neben der Postablage einen kleinen, mit Meersand gefüllten Briefbeschwerer ein, der Beatrice Freude machen würde. Die Malerei auf dem zierlichen Porzellanstück stellte auf der einen Seite die Nadeln dar, jene zackigen, von den Meereswogen zerfressenen Küstenklippen; auf der anderen Seite war der berühmte Wasserfall von Shanklin zu sehen, der nach der Versicherung des Krämers mit dem Niagarafalle rivalisiert, obschon dem Naturwunder mit Wasserschapfen nachgeholfen werden muß. Einige eilige Entschuldigungen vorbringend, setzte Wilfried den Gang mit dem geduldig wartenden Onkel ins Städtchen fort. Man wollte in Ryde übernachten und den köstlichen Abend nach Kräften ausnützen.

Die Gedanken Wilfrieds mußten Londonwärts gewandert sein, denn plötzlich rief er: „Morgen ist Pfingstsonntag.“

Eine Flut von Purpurlicht ergoß sich über die verklärte Landschaft, und die Blätterfülle der Ulmen

und Eichen glühte fast übernatürlich im Glanze des untergehenden Tagesgestirnes.

„Wenn unser inneres Auge berührt wird und in der Berührung aufgeschlossen; jedesmal, wenn innere Erleuchtung kommt und sich uns ein Rätsel löst, feiern wir Pfingsten," erwiderte Onkel Ernest bedeutsam. „Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Pfingsten vollziehen sich täglich in unserem Innern, im Innern eines jeden, der ernstlich ringt, und heißen nicht anders, als die stufenweise Entwicklung unseres ganzen Menschen."

„Ja," sagte Wilfried, „neulich behauptete man, es sei in gelehrten Kreisen so ziemlich festgestellt, daß sich das lebende Wesen stufenweise entwickelt habe bis auf den Menschen."

„Warum nicht? Und unsere Menschheit befindet sich noch auf einer recht tiefen Stufe. Vorerst vermag unser Auge, nur mit Fernrohren bewaffnet, jenes Licht einzuschöpfen, welches Christus in solcher Herrlichkeit angezündet hat. Gleich einem wunderbar schönen Ideale, wie es schon der Prophet Micha erschaute, schwebt das Reich Gottes an fernen Himmeln; allerdings hat sich bereits unser geöffnetes Auge dem Zugange der himmlischen Strahlen aufgetan, aber leider erkennen wir vorerst nur den grellen Gegensatz unserer niedrigen Stellung zu jener erhabenen Vollkommenheit, die uns verheißen, aber noch nicht zu eigen geworden ist."

Ein Gegenstand in der Unterhaltung führt zu einem zweiten und dritten; und wie mit sich selbst redend, fuhr Onkel Ernest fort: „Und weil ich

auch in der Bibel einen Baustein zur Entwicklung des Menschengeschlechtes sehe, erscheint es mir oberflächlich, wenn sogenannte Denker unserer Tage alle Fragen und Antworten der heiligen Schrift als abgetan deklarieren. Diese Aufgeklärten vergessen in ihrer Allwissenheit, wie gerade die edelsten Geister hierüber gedacht haben. Dafür haben die Generalpächter der alles verleugnenden Gelehrsamkeit sich selbst ein Anbetertum geschaffen, eine Ersatzreligion; und ihre neue Gottheit ist bereits von einer Klerisei lobhudelnder Baalspfaffen umringt. Aber," lachte Onkel Ernest, „die Seeluft macht Appetit, die Rumpsteaks im Shiphotel sind nicht zu verachten."

Die Rumpsteaks waren gut und genügten, die Differenzen in der Weltschöpfung auszugleichen, und ein gesunder Schlaf in den sauberen Hotelbetten tat das seine.

Ein gesunder Schlaf zu rechter Zeit. Ein gesunder Schlaf versöhnt Himmel und Erde und gleicht die Vergangenheit mit der Zukunft aus. Aber wie viele unter uns schlafen am Tage! Gleichgültig verrichten sie ihr Tagewerk, kennen kein Bestreben nach einem hohen Ideale. So viele edle, große Taten, herrliche Geisteswerke, die Schönheiten der Natur, vermögen sie nicht zu berühren. Ihr Geist schlummert. Sie gleichen jenem Landmanne, in dessen Acker eine verborgene Silbermine lag. Er war durch seine unentdeckte Schatzkammer um keinen Pfennig reicher; ja, man konnte nicht einmal sagen, daß er sie besaß. Arme Menschen! Sie sind umgeben von Herrlichem allüber-

all, sie sind blind bei offenen Augen, sie sind lebendig tot.

Onkel Ernest war keiner von denen, die durch ihr irdisches Dasein nur vegetieren, bei Tage schlafen. Wiederholt hatte sich der Horizont seines Lebens finster umzogen. Schmerzlich hatte er das Schicksal seiner armen, betörten Schwester Lydia, die im fernen Australien starb, betrauert. Sein eigener oft schwankender Gesundheitszustand, der schon mehrere gefahrvolle Operationen erheischte, furchtbare Handelskrisen in der City, die religiösen Wirren in seiner Heimat, welche ihm sehr nahe gingen, waren für den alternden Mann eine harte Prüfung gewesen. Er hatte sie mannhaft bestanden, sich das Leben auf schwerem Weg erobert. Treue gegen sich, gegen den Mitmenschen: Kein Wort bezeichnet Onkel Ernests Wesen besser. Der Wahrhaftigkeit zu dienen, war das Ideal, das er sich selbst geschaffen, das war die Silbermine, die er in seiner Domäne in Redlichkeit ausbeutete. So heiligte die Aufrichtigkeit seine Geistesgaben, und, um mit den Worten seines großen Vorbildes und Zeitgenossen zu reden, statt der dürren Wüste ward ihm eine blühende, fruchttragende, vom Himmel umschlossene Welt, in deren Tempelbau er Gott verehrte.

Der Sonntag brach an, heiter und milde. In wunderbarem Glanze stieg das Tagesgestirn auf, und tausend und abertausend Wellen glitzerten im goldenen Scheine. Geschäftig flogen die Bienen an den Efeuguirlanden der Gärten, und nur das Gesumme der Insekten unter-

brach die friedliche Ruhe, die über der ganzen Insel lag. Freundlich grüßte hoch über der Küste, wohl in der schönsten Lage der Insel, das Schloß Osborne, wo die Königin Viktoria in diesen Tagen weilte.

Ziemlich einsam und menschenleer lag die Gegend, welche unsere Freunde betraten. Die große Mehrzahl der Ausflügler war schon gestern nach den beliebten Badeorten im Süden der Insel weiter gereist, wo im Schutze der hohen Felsmauern Fuchsien, Myrrhen und Lorbeeren mit seltener Üppigkeit gedeihen.

Onkel Ernest konnte sich von dem Zauber, den dieser Sonntagsfriede auf ihn ausübte, nicht befreien, und auch Wilfried war in der feierlichsten Stimmung.

„Onkel," rief er, „ich möchte ein Held werden, aber ich fühle mich oft so beengt, so klein, so ohnmächtig!"

„Sage das nicht, mein Lieber," versetzte Onkel Ernest sehr rasch, indem er den süßen Geruch eines Veilchens einsog. „Kein Mensch bleibt ohne irgend welchen Einfluß auf seine Umgebung; selbst in dem hilflosen Säugling in der Wiege liegt eine Gewalt verborgen, die kein Mathematiker mit all seinen Integralen zu berechnen vermag. Jüngst begehrten zwei Eheleute vor Gericht gesetzliche Trennung. Die Frau erschien mit ihrem Kindlein und erhob gegen den Mann ihre Beschwerden. Aber diesesmal gab unberufen jenes kleine Wesen auf der Mutter Arme Zeugnis. Holdselig lächelnd lallte es den Namen seines Vaters und umschlang

den rohen Mann mit seinen Ärmchen. Ein Strom von Tränen brach aus den Augen der Litiganten. Stumm und erschüttert schaute das Gericht. Und Mann und Frau scheiden — neu vereint aus dem Gerichtssaale. Wahrlich, ihr Jünger des Anwaltentums, Ober- und Reichsgerichte, gestehet eure Niederlage! Euch hat ein hilfloses Kind besiegt. — Klagend sang einst das Kind armer Bergleute in den Straßen, um ein Stück Brot zu verdienen; aber es war dieselbe Stimme des großen Reformators, welche in Bälde die Welt mit ihrem Urwaldgebrülle erfüllte. — Die riesige Wellingtonia Kaliforniens, auf derem Stumpfe ein Redaktionsbureau errichtet werden konnte, erwuchs aus einem Sämchen von der Größe einer Erbse. So vermag ein jeder Mensch in seinem scheinbar noch so kleinen Wirkungskreise Stimmen zu erwecken, die ihr Echo in der ganzen Schöpfung hervorrufen. Ist das nicht für den Größten, wie für den Einfachsten und Geringsten das höchste Ideal, nach dem wir alle streben, dessen Erlangung uns zum Himmel selbst wird?!"

Man war auf eine Höhe gelangt, von welcher aus die Landschaft mit ihren gut angebauten Feldern und Gärten doppelt lieblich erschien. Gegen Osten und Nord brach sich das Meer an dem kiesigen Strande, und die von ihm aufgeworfenen Schaumlinien ließen sich meilenweit verfolgen.

Onkel Ernest war eben im Begriffe, etwas über die Schönheit dieser Szene gegen seinen Begleiter auszusprechen, als dieser ausrief: „Mir schwebt

bei deinen Reden beständig ein Ausspruch unsers Schuldirektors vor. Was der Studierende, sagte er, für seine Gelehrsamkeit, der Kaufmann für seinen Reichtum und der Autor für seinen Ruhm schafft, das tut der Christ für das ewige Leben. Ein jeder opfert freudig diese oder jene Bequemlichkeit, wenn es gilt, ein höheres Ziel zu erreichen; aber der Christ glaubt und wirkt für ein ewiges Glück."

Onkels Gesicht beschattete sich.

„Das ist doch nicht ganz meine Meinung, so verlockend dieser Ausspruch auch lautet. Ich halte es mit dem alten Angelius Silesius:

Du sprichst: Versetze dich aus Zeit in Ewigkeit.
Ist denn an Ewigkeit und Zeit ein Unterscheid?
Gibt es nicht oft Minuten Ewigkeit, wo wir auf Erden die Seligkeit des Himmels oder auch Höllenqualen durchkosten?! Sei eine Welt in der Ewigkeit, die dir beschieden ist, oder wenigstens eine kleine Welt für dich. Wirke! Für wen? Christus heilte nicht nur Wunden der Seele, sondern vielmehr alle körperlichen und sozialen Wunden der schmachtenden Menschheit. Er tröstete die Hungernden nicht nur mit einer entzückenden Aussicht ins Paradies, er speiste sie mit mit dem Brote dieser Erde. Sollte denn die Ausübung der Nächstenliebe in einer geheimen Spekulation auf jene künftige Seligkeit wurzeln, in welcher wir uns zur Belohnung für unsere jetzige Bravheit zum voraus einen Sperrsitz sichern wollen? Ein eitler Streit ist die Alternative Irdisches oder Himmlisches. Beide sind eins. Sind denn die Gestirne weniger

glanzvoll, weil sie aus den Stoffen der Materie und Luft gebaut sind?"

Aufmerksam lauschte Wilfried, fast andachtsvoll.

„So getraue ich mir zu sagen," fuhr der Onkel fort, „das Gute, das Heilige, das Verheißene bezieht sich auf unser irdisches Dasein ebenso gut wie auf ein ungewisses Jenseits. Jeder Mensch kann durch seinen segensreichen Einfluß, die Erde neu verklären. Dein Reich komme. Das treue Walten eines Familienvaters in seinem kleinen Kreise bildet einen lauten Mahnruf an die Herzen von Millionen Ehemännern: Tuet desgleichen! So liegt in einem jeden von uns eine Kraft, wie durch ein neues: Es werde! eine lichtere Schöpfung, eine neue Erde ins Dasein zu rufen."

Wilfried blickte den Sprecher fragend an.

„Ich muß weit ausholen, um mich dir ganz verständlich zu machen," sagte dieser. „Der Naturforscher beobachtet voll Aufmerksamkeit die Vorgänge in der Natur und baut sich aus dem Gesehenen im vegetabilischen Leben die Wissenschaft der Botanik auf; aber dies geschieht nicht von heute auf morgen, ebensowenig der Baum Knospen und Früchte zu gleicher Zeit tragen kann. Aus den Wundern des Firmamentes hat der Naturkundige die Gesetze der Astronomie destilliert; und die aufeinander gelagerten oder verworfenen Erdschichten helfen ihm, die Lehrsätze der Geologie aufzustellen. Nun, mein Freund, das Wesentliche ist also, daß wir nicht im Traume leben, sondern wachen und schauen. Und gleichwie die Natur dem Physiker das Prüfungsmaterial bietet, so bildet das Alltags-

leben das ausgedehnte Feld, auf welchem wir zu rekognoszieren haben. Ja, die alltäglichsten Vorkommnisse sind es gerade, aus welchen wir unsere Schlußfolgerungen ziehen sollen, genau so wie der Fachmann aus den Naturerscheinungen seine Lehrsätze folgert. Da gilt es, diese Dinge vorzumerken, zu formen, denn Gott hat uns durchaus nicht irgend ein religiöses System oder eine hübsch geordnete und vollkommene Institution überlassen, ebensowenig der Geologe bereits eine in verschiedene Formationen spezifizierte und mit Namen versehene Einteilung der Erdrinde vorfand. Indessen liegt dort wie hier ein gewisses, ich möchte fast sagen, göttliches Prinzip der Weltordnung verborgen, das wir mit unserem Forscherauge entdecken sollen.

Und also laß uns nicht in dem Schaukelstuhl der „unantastbaren" Tradition, der Gewohnheit und Bequemlichkeit denkfaul bei Tage schlummern. Vielmehr ist es dein, mein erhabenes Vorrecht, den göttlichen Gesetzen fortwährend nachzuforschen. Es sind unsere persönlichen Erfahrungen im täglichen Leben, die unsere Kenntnis und Selbsterkenntnis formen. Denn, sagt der Philosophe, recht betrachtet, ist auch das Geringste nicht unbedeutsam; alle Dinge sind Fenster, die dem Auge des Denkers einen Einblick in die Unendlichkeit selbst eröffnen. So hat uns Gott wohl den Wegweiser für alle Dinge aufgestellt, aber, wie ich dir bei einer anderen Gelegenheit bereits erklärte, den Weg mußt du selbst gehen lernen. Keine Institution wird je einen Heiligen aus dir schaffen, du mußt dir dein Ideal, deine Kirche selbst aufbauen. Sieh

dich um in Gottes herrlicher Schöpfung und finde dein Element in einer Sphäre voll Barmherzigkeit und sittlicher Hoheit."

Rüstig waren die Spaziergänger so weit ins Innere der Insel gewandert, daß Ryde bis zur Mittagsstunde nicht mehr erreicht werden konnte. Die brennenden Sonnenstrahlen mahnten zur Einkehr in die schattige Laube eines ländlichen Gasthauses, wo eine rasch zubereitete Mahlzeit eingenommen werden konnte. Die Wirtin brachte eine Flasche von ihrem kleinen Vorrate Wein, den sie als den einzigen, den Englands Boden erzeugen konnte, lobte. Es war kein Wein, der die Nerven zerstört und dem Menschen ein traurig frühes Alter bereitet; der Wein, den Oheim und Neffe auf der Insel Wight tranken, war mild, sehr mild.

In einer geringen Entfernung winkte die Kette der Kreidehügel, welche die Insel von den Culver Cliffs bis zu den wogenumbrausten Nadeln im Westen durchzieht. Mit wichtiger Miene — es erfreute ihn, den hochgeehrten Mann etwas belehren zu können — erklärte Wilfried die höchst interessante Bildung dieser Landschaften und berichtete von den seltsamen Fossilien, die hier gefunden wurden und nun im naturhistorischen Museum zu London aufbewahrt sind.

Unterdessen wurde es Abend; die Sterne funkelten und der Mond schien, als Onkel Ernest und Wilfried ermüdet, aber voll Befriedigung über den wohlgelungenen Ausflug ihr Ziel, Ryde, wieder erreichten.

„Es war ein strenger Tag," sagte Wilfried,

als er sich zur Ruhe legte, „aber so schön, so schön kommt keiner mehr!“

Der Pfingstmontag brachte den Ausflüglern insofern eine unliebsame Überraschung, als sich der Morgen mit einem feuchtkalten Seenebel einstellte. Ein scharfer Nordost blies von der Küste Englands herüber, so daß die Damen laut bedauerten, Schal und Umschlagtücher nicht mit auf die Reise genommen zu haben. Vorsichtiger war Onkel Ernest gewesen, der selbst bei dem hellsten Sonnenschein in England nie ohne Schirm und Überzieher einen Ausgang machte. Es war kalt, drohend. Augenscheinlich war über Nacht im Süden Europas eine Depression aufgetaucht, welche dort Regen und Kälte, in England aber unfreundliche Witterung verursachte.

Auf dem Solent wurde es jetzt lebendig. In der Dunstmasse tauchten rasch die Umrisse einiger Schnelldampfer auf, um ebenso schnell im Nebel wieder zu verschwinden. In einem großen Bogen durchfuhr die königliche Yacht den Meeresarm, um Ihre Majestät Viktoria im Hafen von Gosport zu landen; und die öffentliche Meinung rügte die Taktlosigkeit der sonst hochverehrten Monarchin, die zu ihrer Reise nach Schottland gerade den heutigen Volkstag erwählte und den ohnehin ungeheuren Verkehr auf den Eisenbahnen noch schwieriger gestaltete.

„Welch eine Enttäuschung!“ rief Wilfried, als er mit seinem Onkel nach Southsea fuhr, denn ein fernerer Aufenthalt auf der Insel schien nutzlos bei solchem Wetter.

„Enttäuschung," lächelte Onkel Ernest. „Glücklich, wer keine Enttäuschungen kennt, als einen verschleierten Morgen! Im südöstlichen Teile des Stillen Ozeans liegt vor einer einsamen Inselgruppe ein Klippenriff, welches den Namen Disappointment Island, Enttäuschungsinsel trägt. Fahrzeuge, welche sich der vermeintlichen Insel zu nähern suchten, wurden von der Flutwelle auf den Fels geworfen, wo sie zerschmetterten. Ergründe du, mein Freund, erst die Klippenriffe dieses Lebens, die deinem Gesichtskreise noch verhüllt liegen. Du kennst das Leben nur von der sonnigen Seite. Der alte Attinghausen beschwor seine Freunde: „Seid einig, einig, einig!" Ich möchte dir zurufen: „Werde eins mit dir selbst, schaffe in dir einen Halt; dann wirst du nicht von der Hinfälligkeit menschlicher Institutionen, deren Recht ihres Daseins wegdisputiert werden kann, enttäuscht werden und selbst Schiffbruch erleiden. Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde!" rufe ich dir auch heute wieder zu. In diesen Worten des Apostels schaue ich die ganze geistige Anordnung der Schöpfung. Es ist nichts wahrhaft Reelles, Dauerndes, Sicheres, als dieser innere Halt. Im furchtbaren Kreuzestode des vollkommensten aller, den wir kennen, zeigte sich seine größte Kraft. Ein Geist, fast möchte ich sagen, ein Gott erfüllte sein Herz. Moralischer Mut, dem Bösen bis zum letzten Atemzuge die Stirne zu bieten, durchziehe auch deine ganze Seele wie ein Feuerstrom! Werde du in deiner treuen Hingebung an alles, was sich dir als echt und erhaben erweist, zum Helden, zur

zeitlichen Offenbarung des Allerhöchsten selbst. Das ist die göttliche Bestimmung eines jeden Menschen."

Unter solchen Gesprächen hatten die beiden das Dampfboot verlassen und betraten die Hauptstraße der Stadt Portsmouth. Die meist unansehnlichen Gebäude ließen Wilfried gleichgültig, um so überraschter war er, als endlich draußen aus den weißen Dunstmassen die drei hohen Mastspitzen des Flaggenschiffes Victory emporragten. Scheu, fast ehrerbietig betrachtete Wilfried das seltsame Fahrzeug, auf welchem anno 1805 der Admiral Nelson bei Trafalgar das Leben verlor.

Fast gelangweilt musterte Onkel Ernest das historische Schaustück. „Ich kann mich für diesen Mann nicht begeistern, dem die nationale Selbstverherrlichung das wolkenkratzende Denkmal in London aufstellte. Wenn auf der Nelsonsäule in großen Buchstaben stünde: „Dem organisatorischen Talente," so würde dieses Denkmal einige Berechtigung haben. Aber zur Steuer der Wahrheit müßte da oben ein Standbild der berüchtigten Hamilton zuseiten des Seehelden errichtet werden; und ebensowenig dürfte auf dem Sockel der Säule eine Wiedergabe jener grausigen Szenen fehlen, welche auf Befehl Nelsons und seiner Gebieterin ganz Neapel in Blut tränkten. Vielleicht würde auch der Götze Frankreichs weniger angeräuchert, wenn seine Vendomesäule aus den Schädeln der halben Million Menschen aufgebaut stünde, die seinem Ehrgeize zum Opfer fielen. Ist es nicht niederschmetternd, daß sich die Allgemeinheit noch

heute auf einer solch tiefen Stufe bewegt, daß sie mit Enthusiasmus die Bestrebungen des blutigen Eroberers, des eigennützigen, schwungsüchtigen Mitmenschen bewundert und sowohl das Unwürdige seines Zieles vergißt, als auch die Unlauterkeit jedes Dichten und Tuns, in welchem der Mensch von Eigennutz beseelt wird."

„Warum wurde denn Nelson mit Pomp in der St. Paulskathedrale begraben, indessen die Geistlichkeit der Leiche Byrons in der Westminsterabtei die Beisetzung verweigerte? Denn so gut das organisatorische Talent Eintritt zum Nationalheiligtume fand, mußte auch das dichterische Genie in der Poetenecke der Abtei seinen Platz finden."

„Ganz logisch bemerkt, mein Lieber," versetzte Onkel Ernest. „Aber der Seeheld Nelson hatte sich, wenigstens äußerlich, zur Orthodoxie der Staatskirche bekannt, während dieselbe dem Dichter Byron seine offenherzig bekundeten freien Anschauungen nie verzeihen konnte. Du siehst nun selbst, welche Inkonsequenzen den Chorröcken der sichtbaren Kirche anhaften."

Eine flüchtige Röte überzog das Gesicht des jungen Mannes, und die letzten Worte schienen ihn zu beunruhigen.

„Onkel, warum bist du nicht verheiratet?"

Der gutmütige alte Junggeselle ließ sich durch die wunderlichen Querfragen seines Neffen nicht aus dem Humor bringen. Er wußte aus eigener Erfahrung, wie die verschiedensten aufgetischten Themata in der Tat das Resultat der Ideen-

assoziation waren; und bereitwilligst erteilte er gewünschte Auskunft.

„Auch das ist wiederum eine ganz individuelle Sache, die ein jeder mit sich selbst ausmachen muß. In solchen Dingen kann man nicht fragen, nicht tadeln und nicht loben. Es will alles selbst gekostet sein. Die herrlichsten Lustspiele, die wechselvollsten Melodramen, die grausigsten Tragödien sind jene, die man selbst erlebt. Aber das weiß ich, daß ich die Probe bestanden habe, entbehren zu können, ohne zu vermissen. Das aber erflehe ich im Namen deiner ängstlich besorgten Mutter, die dich zärtlich liebt, binde dir nicht deine Hände durch ein vorzeitiges Versprechen, welches dich unrettbar zum Sklaven deiner eigenen Torheit machen würde."

Onkel Ernest sah mit seinen tiefen, hellen Augen auf den Neffen wie ein bittendes Kind.

Als man zur Stadt zurückschritt, war die ganze Gegend in Wolken gehüllt. Der feuchte Morgennebel hatte sich in einen dichten Regen verwandelt, der den Aufenthalt im Freien nicht mehr gestattete. Onkel Ernest und Wilfried fuhren mit dem nächsten Zuge nach London zurück.

Ob wohl ein Körnlein von all dieser Pfingstaussaat im Herzen des Jünglings Wurzel gefaßt; — ob er wohl den heranbrausenden Stürmen Trotz bieten würde, welche das Schicksal, wie Onkel Ernest sagte, in seiner Pandorabüchse für jeden Menschen unabwendbar in Bereitschaft hält?!

Neunzehntes Kapitel.

Auch der Dienstag, welcher dem Bank-Holiday folgte, konnte noch ein halber Feiertag genannt werden. Die ganze Wundermacht der reineren Lüfte, die man genossen hatte, war noch in den Menschen; es schien, als ob noch an diesem Morgen selbst in der Alltagswelt, in den Fabrikdünsten des Geschäftslebens ein besserer Hauch wehte.

Leicht wurde es Wilfried, am Nachmittage das gastliche Haus in der verlängerten Kensingtonstraße aufzusuchen. Vorerst aber handelte er um einen ziemlich hohen Preis ein zierliches Hündchen von der König Karlrasse ein. Das wollte er den Frauen noch bringen, da er nicht mit leeren Händen vor sie treten mochte. Da schlug es ein Uhr. Nein, erst ein Uhr, die Frau saßen gewiß noch beim Gabelfrühstück.

Licht und klar schien die Sonne wieder, und der frische Wind fächelte das Laub der Baumgruppen im nahen Square. Wilfried stand, und seine ganze Seele schaute mit; er fühlte sich wieder umweht vom Pfingstgeiste. Warum hatte er seinem gütigen Onkel nicht alle seine Gedanken geoffenbart? Mehr als einmal war er nahe daran, sich dem ernsten Manne anzuvertrauen; er meint es gut mit ihm. Aber eine unüberwindliche Feigheit hielt ihn davon zurück, Furcht, das befreundete Haus in der verlängerten Kensingtonstraße vielleicht meiden zu müssen. Es schmeichelte seinem Stolze, öffentlich an der Seite des schönen Fräu-

leins zu erscheinen. Die vornehme Beatrice Dolores gab sich sichtliche Mühe, ihn, den einfachen Blauensteiner, geradezu auszuzeichnen. Und nichts auf dieser Welt vermag den Stolz eines jungen Menschen so sehr zu erregen, als wenn er sich von einem schönen Weibe bevorzugt und begünstigt sieht.

Wilfried hatte sich in diesem Jahre noch mehr verändert, als er sich selbst gestehen mochte. Der stille Friede eines bescheidenen Lebenswandels war von ihm gewichen. Der Strom der großen Welt hatte ihn erfaßt. Die Lustbarkeiten des Theaters, die üppigen Formen vom Ballet und Zirkus hatten seine Phantasie erregt. Heißer rollte das Blut in seinen Adern, wenngleich sein ganzes Tun und Denken nur der Bekehrung der Menschheit gelten sollte.

Der Umweg durch den einsamen Square an diesem Nachmittage erschien wie ein Zurückziehen in die Abgeschiedenheit mitten in der unruhigen Welt. Wilfried war wie einer, der in Gedanken versunken, mit irgend einem Entschlusse zu ringen scheint. Unruhig schritt er auf und ab.

Das ungeduldige Kläffen seines vierbeinigen Begleiters schreckte ihn auf. Der Hund konnte doch nicht nach dem Markte zurückgebracht werden; er mochte bei den Frauen als ein Abschiedsgeschenk gelten. Heute wollte Wilfried noch hingehen, dann aber nie mehr.

Ach, da stand schon die muntere Mary mit ihrem Schleifenhäubchen und der blendend weißen Schürze; und Wilfried hätte nicht Wilfried sein

müssen, wenn er die ausgestreckte Hand der stattlichen Person nicht herzhaft geschüttelt hätte. Herzlich war auch der Willkomm von seiten der Madame Dolores, in derem gewohnten feierlichen Ernste etwas wie größere Freundlichkeit lag als sonst; und der aus Gewürzen, Bier, Branntwein und einem Ei zu Ehren des Gastes bereitete Egg flip ließ jenen gänzlich vergessen, daß es jemals einen Pfingstsonntag gegeben hatte. Vergessen waren Onkels mahnende Worte, wie die Sandkörnchen an der Küste, welche die Springflut neulich weggespült hatte.

Während die jungen Leute auf Donnerstag einen Ausflug nach Sydenham planieren, wollen wir den Leser bitten, den blumenduftenden Salon im Westende zu verlassen, um im bescheidenen Privatzimmer der Firma Holyman, Ernest und Co. Zeuge einer Unterredung zu sein, die gar wenig an Blumen erinnerte.

„Ich wiederhole es, Ernest," sagte Mr. Holyman mit einem Gemisch von Mißbehagen und Gereiztheit, „Sie hätten Ihren Neffen im Geschäfte behalten sollen. Es ist schrecklich notwendig, daß wir uns mit Leuten umgeben, welche über gewisse Kapitalien verfügen. Ich mache absolut keinen Anspruch auf das Vermögen des jungen Mannes, aber das Verbleiben Ihres Neffen würde den Kredit unserer Firma wesentlich gesteigert haben." Hierauf gab der Australier seinem Geschäftsteilhaber wie zur Begründung des Gesagten einen Bericht der Lage, die wenig Erfreuliches bot. Da waren viele und große Forderungen auf den

Namen Holyman. Dabei gelangten Dinge zur Sprache, die Mr. Ernest überraschen und befremden mußten. Es gab peinliche Szenen zwischen beiden Männern, und die Luft, die in dem Office herrschte, war gewitterschwül.

„Ich hatte keine Ahnung, Sir, daß Sie spekulierten, spekulierten bis zu einem Grade, der mir unerklärlich scheint!"

„Es war meine Sache, durchaus meine Privatangelegenheit," entgegnete Mr. Holyman sehr rasch. „Die Bauplätze versprachen eine solch vortreffliche Rendite, daß der Krach niemanden mehr überraschte, als mich selbst."

Onkel Ernest schaute finster drein.

„Es würde mir niemals in den Sinn kommen, mich in Ihre Privatsachen zu mischen, obschon solche Spekulationsmanöver den Kniffen der Sportsleute und Wettenden, die Ihnen, Herr, so verdammlich scheinen, nichts vorhaben. Aber Sie wußten doch, daß Ihre gewagten Privatunternehmen auf das Ansehen unseres Hauses nachteilig rückwirken mußten. Bereits spricht man von der Zahlungseinstellung der Firma Holyman, Ernest & Co."

„Nein, Sir," entgegnete Mr. Holyman, „so übel ist die Sache nicht. Meine Villa in Kent ist verkauft, und ich werde nach Australien zurückkehren, um die Leitung unseres dortigen Geschäftes zu übernehmen. Es ist mir gelungen, einen Vergleich mit den unverschämten Gläubigern abzuschließen. Diese Zudringlichen mögen froh sein, daß sie noch fünf Prozent ihrer Guthaben zurückerhalten. Dennoch war es, ich wiederhole es,

geradezu unverantwortlich, Ihren Neffen für unser Haus nicht dauernd zu gewinnen. Er besitzt sechstausend Pfund bares Geld, dazu winkt ihm ein mütterliches Erbe von fünfzehntausend Pfund. Die leiseste Andeutung von Ihnen, und seine Mutter wird mit Freuden eine ansehnliche Summe in unsere Hände legen."

Erstaunen und Unwille malten sich auf Onkel Ernests Gesicht, aber er entgegnete in der ruhigsten Weise: „In der Tat wäre es mir ein leichtes, meine Schwester zu einer Kapitaleinlage in unser Geschäft zu bewegen. Herr! Würden Sie die Ihnen anvertrauten Gelder einer in derartigen Dingen gänzlich Unerfahrenen verwenden, um gewisse Verluste zu ersetzen, welche gewisse Leute durch ihre Spekulationen erlitten haben?"

„Mein lieber Kollege," warf Mr. Holyman in der sanftesten Weise ein, „denken Sie an das Heil der jungen Seele, die Ihnen anvertraut ist. Nun ist Ihr Neffe weg, und mit Betrübnis muß ich hören, daß Gottes Gnade von ihm gewichen ist."

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des Kollegen.

„Er ist in der letzten Zeit etwas phantastisch geworden, mein lieber Neffe. Er liebt es, seinen eigenen Weg zu gehen und wird ihn auch gehen müssen. Aber er ist noch immer derselbe gutmütige Mensch, wie ich ihn stets kannte. Wilfried hat sein kindliches Herz bewahrt. Die Bibel ist uns die beste Bürgschaft, daß sich Warmherzigkeit und ewige Verdammnis niemals reimen. Die Schein-

heiligkeit ist es und nicht anderes, die unserer Familie entsetzliches Unglück brachte."

Mr. Holyman gab keine Antwort und verabschiedete sich von seinem Kollegen auf solche unzeremonielle Weise, daß ihm sämtliche Angestellte kopfschüttelnd nachblickten.

Die Depression vom Pfingstmontag hatte dem Antizyklon, welcher von Westen her nahte, weichen müssen, und gleichförmig hoher Luftdruck bedeckte neuerdings das Land. Ein ungemein reges Leben entfaltete sich im Hyde Park, Tausende von glänzenden Kutschen rollten auf dem breiten Fahrwege; auf der Rotten Row ließen Herren und Damen ihre Hengste sich bäumen, daß ihr Silberschmuck weithin funkelte; und zu beiden Seiten standen jene beliebten Ruhesitze, von welchen aus man behaglich das ergötzliche Schauspiel genießen konnte.

Zur verabredeten Stunde am Donnerstag fuhr Wilfried mit seiner schönen Begleiterin nach dem Kristallpalast zu Sydenham. Alle Wagenabteilungen der Bahnzüge waren mit Besuchern der Rosenausstellung besetzt. Man konnte sich keinen schärferen Gegensatz denken, als den Reichtum der Kleider, diese vornehm aussehenden Gesichter im Bahnzuge mit der dürftig erscheinenden Bevölkerung des Stadtteiles, über dessen Häusermenge der Expreß donnernd hinwegeilte.

Obschon Wilfried den Wunderbau zu Sydenham bereits mehreremal mit seinem Onkel betreten hatte, mußten doch alle Erinnerungen vor dem Anblicke schwinden, der sich ihm heute darbot. Rechts und links vom mittleren Querschiffe entfalteten

lange Baumalleen, köstliche Laubengänge und Haine die vollste Pracht der Blumenwelt, und bemerkenswert waren die Sträucher der verschiedensten Rosenarten, die riesigen Buketts von unvergleicher Schönheit glichen.

Das große Konzert in der Halle begann punkt drei Uhr. Mendelssohns Oratorium Elias sollte aufgeführt werden. Wilfrieds Herz pochte in freudiger Erwartung.

Ja, da saß er, inmitten der andächtig lauschenden Menge, wie im Traumlande, und empfand den Zauber der Musik nie mehr als in dieser Stunde. Wiederum trat Stille ein, dann erfüllte der Gesang der drei Engel seine Seele mit einem so hohen Gefühle der Andacht, daß in seinen Augen Tränen glänzten.

„Ich habe Gott geschaut, ich bin im Himmel," flüsterte Wilfried mit leiser Stimme.

Ja, freilich ist im Himmel, wen Rosenhauch umfächelt, wer im kristallnen Dome den Symphonien von Engelsstimmen lauscht und einer Beatrice die Hand drücken darf!

Das Konzert ging zu Ende, und nach dem Absingen der Nationalhymne, welche stehend angehört werden mußte, strömte die Menschenmenge hinaus ins Freie. Es war ein ruhiger Abend, etwas kühl für die Jahreszeit. Wilfried und Beatrice wandelten nach dem unteren Teile der Parkanlagen, wo der Menschen Zierwerke mehr in den Hintergrund treten, um der schöpferischen Natur ihre volle Entfaltung zu gewähren. Im Gebüsche aber lauerten die grausigen Gestalten des Ptero-

daktylus; ein baumlanger Ichthyosaurus haschte nach der Riesenschildkröte, und andere Ungeheuer der Vorwelt belebten die Gestade des stillen Sees.

Die Grille begann zu zirpen, die Sonne war untergegangen, und feurige Streifen zeichneten sich in dem blauen Abenddunst. Da faßte Wilfried die Hand seiner schönen Gefährtin.

„Nun sagen Sie mir, Beatrice, wollen Sie die Reise durch das Leben an meiner . . .“

Da, Donner und Knall! Ein rasselndes, schmetterndes Krachen, ein knatterndes Gepraſſel, als ob ein hundertzackiges Blitzbündel auf einen Schlag in die nächtliche Dunkelheit gefahren wäre. Ein Feuerwerk entfaltete sich in seiner ganzen Pracht. Es war ein ununterbrochenes Wallen und Flammen, aber den Kern des Lichtergewimmels bildete ein mit Bandkarniesen und Pilastern, mit Kreuzrippchen und Konsolen zusammengefügter Feenpalast, aus dessen Marmorgiebeln eben jene feurigen Schlangen nach allen Richtungen hervorzuckten. Eine halbe Stunde lang schien der Himmel mit Lichtern wie übersät. Dann plätscherten kristallne, leuchtend helle Wasser in Kaskadellen über die Steintreppen herab; der mit Statuen besäte Palast verschwand und verwandelte sich zu einem Walde voll grüner Glühlichtchen, in dessen Hintergrund schmuckvoll gekleidete Hirten und Schäferinnen einen ländlichen Ball eröffneten. Tosender Beifall erschallte von allen Seiten; aber ein donnerartiger Knall, der das Feuerwerk zu Ende brachte, übertönte selbst das Geräusch der unzähligen Menge.

Zug um Zug wurde hierauf in den beiden Bahnhöfen abgelassen, um die neunzigtausend Menschen nach London zu befördern; und das geschah alles so ruhig und ohne Störung, als gälte es nur, eine Anzahl Briefe und Zeitungen zu spedieren. Kurz nachdem der Zug, den Wilfried und Beatrice zur Rückfahrt benutzten, einen Tunnel durchsaust hatte, wurden die Reisenden von einem jähen Feuerschein geblendet. Eine ganze Straßenecke brannte lichterloh; helle Flammen stiegen zwischen den dunkeln Massen der Backsteinmauern auf und strichen selbst an der Bahnlinie empor.

Beatrice erzählte ihrem Begleiter die seltsame Geschichte von dem Kirchenbrande in einer Vorstadt. Dort hatte am Neujahrsmorgen während eines Schneegestöbers der Blitz den Turm getroffen; und nur der angestrengten Tätigkeit der Feuerwehr war es zu verdanken, daß Turm und Kirche nicht den Flammen zum Raube wurden.

„Ja," sagte Wilfried, „es ist bewundernswert, wie diese kleine Schar von dreizehnhundert Mann einen Stadtkomplex von hundertundzweiundzwanzig englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von sechs Millionen, sechshunderttausend Gebäude im Werte von fast tausend Millionen Pfund Sterling beschützen kann und es tut! Und welche Ruhe wird denn der Feuerwehr? Ihre Ruhe ist eine beständige Aufregung, ein stetes qui vive! und ängstliches Lauschen auf die Rufglocke, die mit ihren Schlägen zu erneuter Arbeit aufweckt."

„Aufglocke — ein bedeutsames Wort," flüsterte Beatrice. „In diesen Tagen ergeht der Mahnruf an die Menschheit. Der nächste Donnerstag wird in der Geschichte Englands und seiner Bewohner eine große Änderung bewirken. Wer die Glocken der heiligen Kirche vernimmt, zittert beim Anblicke des Kreuzes unseres Herrn, bei dessen Namen sich alles im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugt."

Corpus Christi, Fronleichnamstag war es, an welchem die Aufglocke der St. Ignatiuskirche den Gottesdienst feierlich einläutete. Die Kirche war gedrängt voll Menschen, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, die glänzende Prozession zu schauen. Zu vorderst hatte Madame Dolores mit Beatrice und Wilfried ihre Plätze genommen, während das Hausmädchen Mary, die ebenfalls katholisch war, zu hinterst beim Hauptportale stand. Häufig streiften die Blicke der munteren Person die aristokratischen vorderen Sitzreihen, als sie den Rosenkranz zu Ehren des heiligen Franziskus betete, und ihre Lippen bewegten sich in stiller Andacht.

Als aber der Kardinal den prächtig geschmückten Tempel betrat, fielen die Anwesenden mit einer Ehrerbietung auf die Knie, als ob sie in die Erde selbst sinken wollten. Wilfried, der erschütterte Wilfried, wagte kaum aufzublicken; ja, als der ehrwürdige Kirchenfürst seine Arme segnend ausbreitete, zitterte der junge Mann sichtbar. Nur einige Protestanten blieben verlegen stehen. Wenn Wilfried jetzt im Hintergrunde der Kirche gestanden wäre, er hätte die ruchlosen Ketzer nicht

nur derb gezüchtigt, sondern aus Zorn und Rache erwürgt.

Der Kardinal, ein ehrwürdiger Siebenziger, wurde mit großer Feierlichkeit empfangen. Schon sein Anblick heischte Ehrfurcht, und die freundliche, gewinnende Miene, die so ganz das Gepräge eines menschenfreundlichen Herzens zu sein scheint, machte ihm sofort das Zutrauen eines jeden eigen. Die farblosen Wangen des Kardinals waren ganz eingefallen, aber wenn er sprach, dann strahlte aus seinen Augen ein Feuer, das mit dem Alter des berühmten Mannes gar nicht übereinstimmte. Da der Kardinal nur von Wasser und Zwieback lebte, so glich seine Gestalt einem lebendigen Toten, aber sein Vortrag von der Kanzel war milde, und wenn er predigte, war es, als wenn sich ein Vater mit seinen Kindern vertraulich unterhielte.

Jetzt quoll die stattliche Prozession in das Kirchenschiff. Zuerst die Chorknaben, Priester und Mönche in großer Menge; dann kam der prachtvolle Thronhimmel, darunter der Zelebrant mit dem Venerabile, und unmittelbar hinter ihm der Kardinal, demütig gebeugt und so andächtig in Miene und Gebärden, als trage er die Sünden aller Menschen. Weihrauchwolken wirbelten in die Höhe und zitterten im Strahle des Sonnenlichtes, das durch die bunten Fensterscheiben sich nur mühsam hindurchdrängte. Das Allerheiligste flammte von tausend Lichtern, und himmlische Wohlgerüche erfüllten das Gebäude. Und nun begann die Messe in all ihrer Herrlichkeit und musikalischen Abwechslung.

Bevor das Credo gesungen wurde, betrat der Kardinal, von Vater Rosecrans unterstützt, die Kanzel. Er begann seine Predigt damit, daß er die Gefahren schilderte, welche unsere Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit über einen jeden kommen lassen. Mit einigen erläuternden Bemerkungen wies der Prediger nach, daß nur die Religion den stumpfen Geist von seinem niedrigen Standpunkte zu erretten vermag. Von hier aus ging der Prediger zum zweiten Teile über und wies auf die Vorteile, welche die Religion dem Menschen gewährt. „Klage nicht, o Mensch!“ rief er, „daß diese Erde deine Sehnsucht nicht befriedigt, erkenne darin vielmehr das Zeugnis deiner edeln Herkunft, deiner höheren Bestimmung. Aus eigener Wahl sollst du dein Herz Gott schenken, denn wahre Seligkeit duldet keinen Zwang. Siehe, darum will dich Gott, der dich als freies Wesen schuf, zu seiner Verherrlichung und zu deiner Glückseligkeit führen; er will mit freier, edler Liebe von dir geliebt sein, deshalb spricht er zu dir: „Sohn, gib mir dein Herz und laß dir gefallen meine Wege.“

Wie er nun dieses ausführte, wo er so viel edeln Stoff vor sich hatte, kann nur derjenige wissen, der das Glück hatte, den Kardinal selbst predigen zu hören.

Wilfrieds Angesicht glühte. Ein Pfeil war ihm ins Herz gedrungen: Der Mahnruf gilt auch dir, folge ihm! Und als sich aus den Gesängen jenes einzige Loblied bildete, von dem das himmlische Jerusalem ewig widerhallt, als der Priester das Allerheiligste erhob, da war auch

Wilfried auf die Knie gesunken und betete mit den Andächtigen.

Die Messe war beendigt. Mit einer Stimme voll Gottergebenheit sang der Kardinal das Nunc me dimittis und entfernte sich langsam, während der Hymnus von den diensttuenden Priestern aufgenommen und zu Ende gebracht wurde. Da ergriff Wilfried unbemerkt die Hand seiner Nachbarin.

„Liebe Madame Dolores," flüsterte er in einem Tone, der einen eben gefaßten Entschluß verriet, „auch ich will der heiligen Kirche angehören; lassen Sie mich mit Vater Rosecrans sprechen."

Es war keine leichte Sache für unsere Freunde, durch das Menschengewirre den Ausgang zu gewinnen, wo Mary ungeduldig auf ihre Herrschaft wartete. Aber bewundernd schaute Wilfried auf Beatrice, die an der Türschwelle einige Bekannte begrüßte; wie eine schöne Statue in einem prächtigen gotischen Rahmen erschien ihm die Jungfrau. Draußen vor dem Hauptportale hielt der Wagen, welcher den Kardinal nach der inneren Stadt zurückführen sollte. Wilfried drängte sich durch die neugierige Menge und murmelte, wie mit sich selbst redend „vive l'église!" Ein kaum sichtbares Lächeln umspielte die Lippen dessen, dem der Anruf gegolten hatte; und ein leichtes Nicken seines Hauptes schien für die Aufmerksamkeit zu danken. Voll Entzücken gesellte sich Wilfried wieder zu den Frauen, um den Heimweg anzutreten.

In London mit seinen sechs Millionen Einwohnern können die zweihunderttausend Bekenner der römischkatholischen Konfession nur einen ge-

ringen Einfluß auf das öffentliche Leben ausüben. Voll Verdruß mußten unsere festlich gestimmten Freunde bemerken, wie das Leben der Großstadt wie an einem gewöhnlichen Wochentage pulsierte. Pferde, Wagen und Reiter jagten wie gewöhnlich geschäftig vorbei, und die allermeisten Menschen hatten ihr Werktagsgewand nicht mit dem sonntäglichen vertauscht.

„Ach Gott," seufzte Madame Dolores, „daß auch diesem unglücklichen Lande das Licht der Wahrheit aufgehen möchte! Sie halten das Gebot des Sonntages und verleugnen in ihrer Verstocktheit das schönste aller Feste, das dem Triumphe Christi selbst gilt."

„Die Predigt war wundervoll!" rief Beatrice.

„Wundervoll," ergänzte Wilfried, „und wenn mir nicht der Hochaltar vor Augen gestanden haben würde, so hätte ich mich in unsere evangelische Kirche versetzt glauben können." Es war ein unbedachtsames Wort aus Wilfrieds Munde. Ein feindseliger Blick der Madame Dolores traf ihn; aber er bemerkte weder diesen noch die vorwurfsvolle Miene ihrer Tochter, und ohne sich im Lauf seiner Rede aufhalten zu lassen, fuhr er fort: „Fast wäre man versucht, aus der heutigen Predigt die Schlußfolgerung zu ziehen, daß der Kardinal den protestantischen Glauben nur zum Scheine verleugnet habe, um ganz unauffällig und mit um so mehr Aussicht auf Erfolg demselben insgeheim Seelen zu werben."

„Mr. Wilfried! Wilfried!" Ein doppelter Ausbruch des Unwillens erscholl aus dem Munde der

beiden Frauen. Erstaunt wandte sich der junge Mann um und gestand, nur aus gänzlicher Unkenntnis der Dinge so unüberlegt gesprochen zu haben. Dann begann er den Eindruck, den ihm der heutige Gottesdienst hinterlassen, mit so hinreißender Begeisterung zu schildern, daß Beatrice versöhnt lächelte und auch das Gesicht ihrer Mama sich glättete.

„Unser Kardinal gewinnt täglich Seelen für die heilige Kirche," sagte Madame Dolores. „Er ist weise und untadelhaft wie der heilige Franziskus. Selbst die Anglikaner und Sektierer können ihm ihre Hochachtung nicht versagen. Ja, es tut not, daß Gott uns solche Heilige schenkt."

Abermals umdüsterte sich das Gesicht der Sprecherin. Unwillig durchflog ihr Blick das Morgenblatt, welches wenig erfreuliche Nachrichten enthielt. In Spanien hatte sich der Geist der Revolution der niederen Volksmassen bemächtigt und mehrere wütende Aufstände gegen die Klöster veranlaßt. In Frankreich erhob sich ein großes Geschrei gegen die Kongregationen, und die antiklerikale Partei veranstaltete fast täglich Kundgebungen gegen die Hierarchie und ihre Anhänger. Ja, selbst hier in England hatte ein Parlamentsmitglied und Lord den Antrag gestellt, sämtliche Klöster der Katholischen unter die Aufsicht des Staates zu stellen.

„Da, Kinder!" rief Madame Dolores entrüstet, „leset! Die Gottlosigkeit unserer Zeiten vermißt sich, den Kultus des Ewigen, den Kultus der Heiligen zu vernichten und den Menschen eine un-

versiegbare Quelle von Tröstungen zu entreißen. Ist das nicht himmelschreiend?"

Das Antlitz Wilfrieds flammte.

„Ja, diese Menschen mit der dreifarbigen Schärpe zerstören lieber Klöster als Bierbrauereien und Weinschenken!"

Zornig ballte er seine Faust. Wüßte er nur eine Tat, die ein Beweis seiner gerechten Entrüstung würde. Schon heute vormittag hatte er die Ketzer, die dem Kardinale ihre Knie nicht gebeugt hatten, niederschlagen wollen. In dem geordneten Bücherschranke der Madame Dolores stand das rotgebundene Adreßbuch der Stadt London. Rasch war der Entschluß gefaßt. Er wollte das Kürzeste ergreifen und mit einem mutigen Streiche die Kirche Gottes von der Tyrannei befreien. Schon nach Verlauf einer halben Stunde ging ein Brief an den edeln Lord in seiner Residenz ab, in welchem seine Herrlichkeit bei der Gebenedeiten und allen Heiligen im Paradiese aufgefordert wurde, dem Teufel zu entsagen und durch seinen Übertritt zur alleinseligmachenden Kirche seine Reue vollkommen zu machen.

Mit einem stolzen Gefühle, eine höhere Tat begangen zu haben, lächelte Wilfried geheimnisvoll vor sich hin: Gott hat ihn dennoch zum Werkzeuge gemacht, durch welches der edle Lord zum Christen wird und durch sein glorreiches Zeugnis für die Wahrheit wahrscheinlich das ganze Parlament von England dem heiligen Vater zuführt.

Da der Tag außergewöhnlich heiter war, schlug Wilfried für den Nachmittag einen Ausflug nach

Kew Gardens vor; er hatte es sich so hübsch ausgedacht, den Rest des Tages in ländlicher Stille zu verbringen. Wem Gott selbst auf dem Altar erschienen ist, der sollte keine Menschen mehr sehen. Ganz unfaßlich schien es dem jungen Manne, wie Beatrice sich ans Klavier setzen und wahrhaftig statt des Ave Verum den Liebesgesang aus Madame Favart trillerte. Wilfried begriff die ernste, heute doppelt streng aussehende Madame Dolores nicht, welche ihre Tochter ruhig gewähren ließ. Wie konnte man nur am Sonntag aller Sonntage, am allerheiligsten Feste der Kirche, weltliche Lieder singen?! O, mit welchen Gefühlen waren sie heute morgen zur Kirche gegangen; welch heiliges Zittern hatte sie ergriffen, als das Licht der Welt unter Trompetenstößen und Schellengebimmel durch die geweihten Hallen getragen wurde! — Starres Erstaunen erfüllte zuletzt Wilfried, als Beatrice den Wunsch aussprach, heute nachmittag Henglers Zirkus in der Argyllstraße zu besuchen.

Wilfried erwiderte nichts, er wagte nichts zu erwidern und konnte nichts erwidern. Er war längst gewohnt, alles als richtig vorauszusetzen, was die Frauen sagten. Aber diese schrecklichen Zweifel sollten endlich aus seinem Herzen gerissen werden. Nachdenklich betrachtete er das schöne Bild über dem Flügel; es stellte die Szene dar, wie die Äbtissin eines Klosters die Nonnen in ihren heiligsten Pflichten unterrichtet.

In diesem Augenblicke schloß Beatrice ihr Klavier und überlas mit lauter Stimme das Programm, mit welchem das Aquarium zu Westminster

die Schaulustigen lockte. Somit entschieden Wilfried und Beatrice für das letztere und fanden sich bald in den Hallen des geräumigen Vergnügungslokales, wo man beim Anblick der neuen Herrlichkeiten bald die geweihten Kerzen, Rauchfässer, Blumen und Monstranzen des Vormittages vergaß. Wilfried war wieder ganz Auge, er hörte den Gesang des großen Lustigmachers Vance, er sah den komischen Tom, den finstern Dick und den schlanken Pipper, den Harlekin Phillips und Signor Mario mit Alice, dem Elefanten Baby. Auch eine Miniatureisenbahn konnte man sehen, ferner ein Spiralgerüste, auf welchem Bella, die unsterbliche Bella, auf einem Globus stehend, auf und niederstieg. Eine andere Merkwürdigkeit war ein Chinese, der noch nie gelogen hatte. Orgeln, Schellen und verschiedene Musikkapellen spielten ab und zu ihre ernsten und heiteren Melodien, so daß Wilfried und Beatrice den Palast mit seinen zehntausend Lichtern mit dem Bewußtsein verließen, einen recht angenehmen Tag von mannigfacher Unterhaltung verbracht zu haben.

Es war spät, als die beiden die heimatliche Schwelle überschritten. Madame Dolores hatte sich bereits zur Ruhe begeben, nur Mary, die Köchin, war im Nebenzimmer mit Aufräumen beschäftigt.

„Liebste Beatrice," sagte Wilfried plötzlich, „wollen Sie mir meine unüberlegte Rede von heute vormittag verzeihen? Ich wollte Sie nicht verletzen, gewiß nicht, als ich von dem Kardinale sprach. Beatrice . . ."

„Ich habe gar nichts zu verzeihen," erwiderte sie leise, „die glückseligste Stunde meines Lebens war heute vormittag, als das Nunc me dimittis gesungen wurde und der Kardinal segnend seine Hände über uns ausbreitete."

Purpurröte umfloß die Schläfen der Jungfrau. Wilfried legte den Arm um ihre Schultern und zog Beatrice zu sich aufs Sofa. Beatrice entzog ihm ihre Hand nicht. Die Gardinen im Zimmer bewegten sich, — war es der Zugwind oder war es eine Täuschung? Da umfaßte Wilfried das holde Geschöpf; Beatrice lag in seinen Armen, und ihre Lippen küßten einander.

Ein altes Sprichwort sagt, daß die Wände Ohren haben. Aber nicht nur Ohren, sondern auch Augen. Und wem es daran liegt, seine Herzensangelegenheiten vor den Menschen geheim zu halten, der mache seine Liebeserklärung auf dem anderen Ende des Mondes, wo es weder Gardinen noch Schlüssellöcher gibt, sonst weiß es tags darauf die ganze Pension Holloway und die Welt.

Aber nicht nur die Gardinen und Schlüssellöcher in der verlängerten Kensingtonstraße können sehen, auch in der St. Ignatiuskirche wacht das Späherauge. Mary, das Dienstmädchen, war an diesem ereignisvollen Tage nicht die einzige Person, welcher das Reden und Tun Wilfrieds nicht gleichgültig schien.

Als heute vormittag der Kardinal die Stufen des Hochaltars hinanschritt, hatte ein junger Mensch von fremdländischem Aussehen noch eiligst die St. Ignatiuskirche betreten. Dem Kirchen-

diener, der dem reich gekleideten Fremden gern einen Sitzplatz anweisen wollte, bedeutete er, man möge ihn nur ruhig lassen. Der junge Fremde war ein ziemlich hochgewachsener Mensch mit schwarzem Haupthaare, und sein sonnverbranntes Gesicht deutete auf südländische Herkunft. Er mochte für ziemlich hübsch gehalten werden, doch lag in seinen Zügen kein angenehmer Ausdruck; und als der Kirchendiener ihn anredete, sah er scheu zur Seite, wie wenn er sich fürchtete, den Blicken eines Menschen zu begegnen. Was um ihn her vorging, schien dem Fremden ziemlich gleichgültig zu sein. Beim Sursum Corda erhob sich sein Herz nicht zu jener andachtsvollen Stimmung, die sich mit Gott beschäftigt; und als die Schelle die Gegenwart des Allerhöchsten ankündigte, verzog er sein Gesicht zu einer Grimasse. Plötzlich hellte sich sein Antlitz auf.

„Endlich!" murmelte der Fremde, „Herr Vetter, wir haben dich gefunden, Tante Klara wird Freude an ihrem Söhnchen erleben. Man darf nicht mit leeren Händen nach Blauenstein kommen!"

Niemand hatte den Fremden bemerkt, kein Mensch von den Hunderten in der Kirche kannte ihn; und als der Priester die ewige Ruhe vom Himmel erflehte, schlüpfte der Unbekannte wie ein Aal behende zur Türe hinaus.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein großer Staatsmann soll einst gesagt haben, daß er die neue Welt eingerichtet habe, um das Gleichgewicht der alten wiederherzustellen.

Mr. Holyman aus Australien hatte dem sündhaften Europa die Gnade nicht aus der neuen Welt bringen können und packte unmutig seine überseeischen Koffer. Dolly van Diemen aus Salem, Westaustralien, hatte allerdings die Patrioten Blauensteins außer Rand und Band gebracht und sie Hanswurste genannt. Aber nun schlief Dolly längst in der kühlen Erde, und die Festseuche grassiert noch heute in Blauenstein wie ehedem.

Während Mr. Holyman auf dem Meere der besseren australischen Küste zusegelte, entstieg einem Ozeandampfer, der seine Passagiere im Hafen Londons landete, ein junger, aus Salem, Westaustralien, hergereister Mann. Kaum hatte er sein Handgepäck in Ordnung gebracht, als er nach der City fuhr, um seinen Onkel Ernest, Teilhaber der Firma Holyman, Ernest & Co., aufzusuchen. Und wir erkennen in dem Ankömmling Cyril van Diemen, den Bruder des allzu früh verstorbenen Dolly, der eigentlich nur so weit aus dem fernen Lande gekommen war, um seine Verwandten in Europa zu besuchen.

Onkel Ernest empfing den jüngeren Sohn seiner verstorbenen Schwester mit Wohlwollen und gewohnter Herzlichkeit. Er bezeichnete Cyril die

Adresse der Firma Loving & Co., wo er vorläufig seinen Vetter Wilfried begrüßen konnte. Dorthin begab sich Cyril, fand aber eines hohen Feiertages wegen das Geschäft geschlossen, und mußte in der Pension Holloway, deren Adresse er ebenfalls seinem Onkel verdankte, zu seinem größten Erstaunen vernehmen, daß sein Vetter Wilfried wahrscheinlich in der katholischen Kirche zu finden sei. In welcher Weise Cyril van Diemen dem Gottesdienste beiwohnte, ist uns zur Genüge bekannt.

Am anderen Morgen betrat Wilfried in gewohnter Weise das Geschäftshaus der Herren Loving & Co. Im Wartezimmer saß ein junger Elegant, der auf ihn zu warten schien.

„Habe ich die Ehre, Herrn Wilfried aus Blauenstein zu begrüßen," sagte der Fremde, indem er sehr verbindlich lächelte und aus lauter Höflichkeit in sich zusammenkriechen wollte.

„Ah, willkommen, Cyril!" lachte Wilfried und schüttelte seinem Vetter die Hand. „Ich hatte dich mir anders vorgestellt. Aber entschuldige, daß ich dich nicht schon gestern sehen konnte."

„Leider war mir dein Aufenthaltsort unbekannt, sonst würde ich dich ohne Verzug aufgesucht haben. Das nächste Mal werde ich wohl so klug sein, mich nach der Adresse meiner Verwandten zu erkundigen."

„Ja, was ich sagen wollte," meinte Wilfried, „hast du schon Quartier gefunden? Ein schönes Zimmer steht, glaub ich, bei Holloways gerade zur Verfügung. Ich bin allerdings mehrere Abende

in der Woche in Anspruch genommen, aber sonst magst du ganz über mich verfügen, Vetter."

Wilfried wollte sofort mit seinem Verwandten nach Kensington fahren, aber fatalerweise lag dessen Reisekoffer noch auf der „Lusitania."

„Das trifft sich ja herrlich," rief Wilfried, „wir fahren hinunter nach den Docks und holen deine Siebensachen. Ich bin in der Gegend ziemlich orientiert. Eigentlich wäre noch mehreres im Geschäfte zu besorgen, aber ich werde es morgen mit verdoppeltem Eifer nachholen. Es gilt einen Freundschaftsdienst," schloß er gutmütig.

Cyril berichtete während der langen Eisenbahnfahrt, was ihn veranlaßt hatte, die Reise nach Europa zu unternehmen. Er wollte bei seiner nunmehr erreichten Volljährigkeit das ihm zukommende mütterliche Erbe beim Amte in Blauenstein erheben; er wollte sich dort die nötigen Ausweispapiere verschaffen, um Engländer werden zu können.

„Ich habe nicht mehr Lust," erklärte der vornehme Herr, „in Australien als deutsche Leberwurst oder helvetischer Käsekrämer zu gelten." Auch hatte Cyril Aufträge und Grüße für die Familie Randen in Blauenstein.

„So, mit dem Randen willst du Freundschaft schließen," lachte Wilfried munter, „da kannst du gleich meine Grüße an den sauberen Zeisig mitbestellen, wenn sich der Herr meiner noch erinnern will."

Das Weiß in Cyrils Augen rollte seltsam hin und her, aber er unterbrach den Vetter nicht, da

es ganz sein Wunsch war, den Ausbruch unvorsichtiger Gedanken nicht zu unterbrechen.

Auf der Rückfahrt nach dem Westend begann Wilfried das Erzählen. Ausführlich schilderte er seine eigenen Erlebnisse; er beschrieb die großartigen Theatervorstellungen und Musikhallen mit einer solchen Begeisterung, daß Cyril bedauerte, die Herrlichkeiten nur auf kurze Zeit genießen zu können. Wilfried wollte sofort mit seinem Vetter das Aquarium besuchen, aber das ging mit dem großen Reisekoffer nicht wohl; und man fuhr nach der Pension Holloway, wo dem Gaste dasselbe Zimmer angewiesen wurde, welches einst sein Bruder Dolly bewohnt hatte.

Gern hielt sich Cyril zu Wilfried, da dieser ihm jede freie Stunde widmete, die er nicht bei seiner Braut zubrachte. Das Leben Wilfrieds war diese ganze Zeit über nichts als ein beständiges Rennen und Fahren durch alle Stadtteile Londons. Eine Lustbarkeit folgte der anderen. Bald lud er seinen Vetter in die italienische Oper, bald machte er an schönen Nachmittagen Landpartien und zeigte seinem Begleiter mit freudigem Stolze die St. Ignatiuskirche, wo die Engel singen; und seine Brust hob sich erst dann erleichtert, als Cyril das Ballet im Empiretheater mit ungeheucheltem Entzücken betrachtete.

Ungefähr vierzehn Tage nach des Vetters Ankunft traf ein Brief aus Blauenstein ein, dessen Inhalt Wilfried nicht wenig zum Nachdenken stimmte.

„Die unfreundliche Gesinnung Onkel Arveds,“ schrieb Frau Klara, „tritt jeden Tag deutlicher hervor, und Gott weiß, wie und wo sie enden wird. Nur noch selten besucht mich meine Schwägerin Lucie, und wenn dies geschieht, so nimmt sie eine tadelnde Miene an, die mir das Blut ins Gesicht treibt, während deine Cousine Lizzie hämisch lacht. Schwere Prüfungen des Lebens kommen meist mit einem Schlag und stumpfen durch ihre Heftigkeit das Schmerzgefühl ab, während diese immer wiederkehrenden kleinen Quälereien mich fast aufreiben. O, das gibt schlaflose Nächte für mich einsame Frau, viel Herzweh und Bitterkeit! Leider kann ich dir, lieber Sohn, nicht verhehlen, daß auch du daran schuld trägst. Onkel Arved soll mißfällig vernommen haben, — woher, wollte er mir nicht gestehen — daß du mitten am Tage das Geschäft verlässest, um dich in Vergnügungen zu stürzen. Du habest eine Bekanntschaft angeknüpft, welche ungeheuren Aufwand und schwere Opfer an Geld erheische; ja, man will dich in einer Jesuitenkirche gesehen haben.

Unbedachtsame Worte fassen sofort Boden und werden mit Freuden weiter getragen, daraus bildet sich eben die Unterhaltung unter den Leuten. Klugheit im Reden ist viel wert und bedingt Achtung; aber Vertrauen am unrichtigen Orte bringt Schaden. Also lerne dich zurückhalten, lieber Sohn! Deinem Onkel Ernest kannst du dich immerhin anvertrauen, er meint es gut mit dir. Hoffentlich verstehst du nun, was ich von jeher in meinen Briefen immer bedauerte; aber ich will schweigen

und meine erneuten Sorgen für mich tragen. Deine Schwestern trösten mich liebevoll."

Das Gefühl der Seligkeit, welches Wilfried seit einiger Zeit behaglich eingewiegt hatte, erlitt durch dieses Schreiben einen derben Stoß, und seine Gedanken wurden in solch andere Bahnen gelenkt, daß er geraume Zeit brauchte, um sich zu fassen. Obgleich ihn das Bewußtsein von der Schuld frei sprach, je anders als lauter gehandelt zu haben, so mußte er sich doch gestehen, daß sein Lebenswandel sich so geändert hatte, daß dieser seine Mama nur betrüben konnte. Die arme Mama — er fühlte, daß bei dem Gedanken an sie eine flammende Röte sein Gesicht bedeckte. So viel litt sie schon, sollte er ihr noch mehr Kummer machen?

Wilfried zerarbeitete sich sein Gehirn nicht mit Nachdenken, wie wohl solche Gerüchte nach Blauenstein gelangen konnten. Er wollte sich hinsetzen und seiner Mama einen beruhigenden, zärtlichen Brief schreiben. Da schlug die Glocke am nahen Kirchturme fünf Uhr. Rasch warf Wilfried das Schreibzeug beiseite. Es war die höchste Zeit, nach dem Kloster des heiligen Ignatius zu eilen, wo die verheißene Unterredung mit Vater Rosecrans stattfinden sollte.

„Wie gefällt dir dieser van Diemen?" fragte unten im Speisezimmer Frau Holloway ihren Gatten.

„Ich kann nicht behaupten, daß er nach meinem Geschmacke ist. In seinen Zügen lauert ein gewisses Etwas, das abstoßend wirkt. Er ist das Gegenteil von seinem Bruder, der bei all seiner

Verwilderung der treuherzigste Bursche der Welt war. Ja, was ich sagen wollte: Ich hatte eben im Badezimmer zu tun, im Gange war es totenstill, kein Laut auf der Treppe hörbar; doch halt, wer kommt leise hinauf geschlichen? Es war der Australier. Ich konnte seine Bewegungen aufs genaueste verfolgen. Jetzt streckte er den Kopf in das Zimmer des jungen Wilfried und sah sich flüchtig um. Plötzlich trat ich in das Schlafgemach. Der Mensch sah sehr verlegen aus, als er meiner ansichtig wurde, doch faßte er sich bald und zeigte mir ein Buch, das ihm der Vetter geliehen habe, wie er behauptete. Es war ein in Saffian gebundenes Buch mit Goldschnitt. Heute sah ich es in van Diemens Zimmer. Es war ein Roman, wie ihn die Verderbtheit liebt und die Langeweile. Gut ausgeführt, spannend, schmutzig."

„Den ihm unser Freund schwerlich geliehen haben wird," ergänzte lachend Frau Holloway. „Van Diemen benimmt sich schändlich. Ich an Wilfrieds Stelle würde den Kerl anderswohin spazieren führen als ins Theater."

Unterdessen hatte Wilfried das Ignatiuskloster erreicht und zog klopfenden Herzens die Glocke. Man mußte ihn erwartet haben, denn ein altaussehender Mann ließ den jungen Menschen ein, ohne ein Wort zu sagen und riegelte die hölzerne Türe wieder hinter ihm zu. Wilfried befand sich in einem gewölbten Durchgange, welcher wieder Einlaß zu verschiedenen Räumlichkeiten gewährte. Von der Decke eines kleinen Gemaches schwebte eine Lampe, und in der Wandnische stand eine große

Figur der Jungfrau Maria, welche ein wächsernes Jesuskind in den Armen hielt.

Im Hintergrunde des Gemaches saßen zwei Männer im Ordenskleide; beim Eintritt des jungen Fremden erhob sich der eine und entfernte sich auf einen Wink seines Gefährten, und Vater Rosecrans, denn das war der andere, bewillkommte Wilfried aufs herzlichste.

Vater Rosecrans wäre nicht der feine Menschenkenner gewesen, wenn er nicht aus den Worten seines Schützlinges erkannt hätte, daß wieder störende Einflüsse ihr feindseliges Wesen getrieben hatten. Das war nicht mehr der Ausdruck kindlichen Zutrauens, mit welchem Wilfried die ersten Mahnworte des Paters einst angehört hatte.

„Ich möchte so gerne die Wahrheit kennen lernen," sagte Wilfried. „Meine Mutter tut fortwährend Fürbitte, daß auch mich die Wahrheit erleuchten möge." Eine leichte Röte überflog sein Gesicht bei diesen Worten, als ob die Erwähnung unangenehme Gefühle in seiner Brust geweckt hätte. „Mr. Holyman, ein über alle Maßen gottesfürchtiger Mann, spricht beständig von Wahrheit; Onkel Ernest ist ein hochedler Mann und doch nicht religiös; und der Kardinal erschütterte mich mit seiner Predigt über die Wahrheit bis ins Innerste. Und doch gehen die Ansichten und Bestrebungen all dieser Leute so sehr auseinander, wie der Osten von dem Westen. Ich möchte die Pilatusfrage in die Worte umkehren: „Wo ist Wahrheit?" Der Kardinal muß mir darüber Auskunft geben, er . . ."

„Mein lieber, junger Freund," entgegnete der Priester lächelnd, „seine Eminenz ist mit Geschäften derart überhäuft, daß . . ."

„Sie meinen," erwiderte Wilfried sich besinnend, „als Ausländer und Laie erschiene ich ihm zu gering, wie einst dem Pfarrer von der Magdalenenkirche?"

„Im Gegenteil, mein Freund! Wie ein Vater breitet der Hirte seine Arme aus, denn keine Seele darf verloren gehen. Wenn die Welt ihn nur hören könnte, es stünde freilich besser mit ihr, unsere Beichtstühle würden sich füllen, und die Menschen aus ihrer fürchterlichen Verwirrung zur Wahrheit kehren." Hierauf zeigte Vater Rosecrans mit überzeugender Beredsamkeit, daß es nur eine Wahrheit gibt. Wir haben nur ein Oben und Unten, nur einen Tag und eine Nacht. Was ist denn Wahrheit? Die heutige Menschheit beschäftigt sich nicht mehr mit der überirdischen Welt, ihr bleibt nichts anderes als die grobe Materie. Unsere Staatsmänner sind nur noch herzlose Politiker, unsere Redner nur noch Menschen, die debattieren um des Debattierens willen. Aber das Wissen und die Wissenschaft haben ihr „bis hieher und nicht weiter". Nun denn, wenn wir in dieser trostlosen Öde angelangt sind, wo die menschliche Philosophie stille stehen muß, da antwortet die Kirche auf unsere Frage. Die Kirche, deren tröstliche Stimme uns hier um so willkommener und verständlicher sein muß, weil sie uns über unsere endgültige Bestimmung unterrichtet. Darum haben stets die

Neigungen und Gefühle der menschlichen Natur ihre Zuflucht zu der Religion genommen; und der Mann, der mit Wort und Tat die göttliche Lehre predigt, wird unser Jahrhundert beherrschen.

„O, über den Unverstand dieser Welt!“ rief Vater Rosecrans und erhob die Augen zu der wächsernen Jungfrau in der Nische, „sieht sie denn nicht, daß unsere Kirche die einzige wahre auf Erden ist, da sie die göttlichen Eigenschaften besitzt, die Gott der Herr ihr selbst verliehen hat! Denn da sie ihr Amt in regelmäßiger und ununterbrochener Reihenfolge von den Aposteln herleitet, so ist auch sie heilig und eine unbefleckte Quelle der Wahrheit.“

„Ehrwürdiger Vater,“ stammelte Wilfried, die Zunge stolperte ihm bei dem Worte Vater, „als ich im Hause der Madame Dolores mit Euch sprach, befand ich mich in einem Zustande großer Verwirrung. Heute fühle ich mich mehr beunruhigt und betrübt.“

„Auch diese Unruhe, diese Betrübnis wird schwinden, mein lieber, junger Freund. Besiege deinen Unglauben! Du stehst am Borne der Wahrheit, schöpfe mit vollen Zügen, und du wirst den ersehnten Frieden finden. Ja,“ fuhr der Pater fort, „überall ist Kunde von dem Abgrunde trostloser Verzweiflung ebensowohl wie von der wahren Glückseligkeit. Selig ist der Mann, der die Prüfung bestanden. Die Kraft und Begeisterung des neuen Lebens erweckt und beseelt ihn, und er wird so hoch stehen wie Sankt Franziskus und der heilige Augustin.“

Jetzt erhob sich der Priester und nahm seinen Weg nach dem Inneren der Klostergebäude. Eine feierliche Stille umschwebte Wilfried und gab seiner Einbildungskraft neue Nahrung. Vater Rosecrans schritt eine schmale Treppe hinunter, bis sie am Fuße der letzten Stufe eine kleine Halle betraten. Es war die Hauskapelle des St. Ignatiusklosters, welche von Ungeweihten nicht betreten werden durfte. Im kleinen Heiligtume stand ein der heiligen Jungfrau geweihter Altar von reinstem carrarischen Marmor; die Seitenwände der Kapelle waren aus jenem prachtvollen, schwarzen Gestein mit leuchtenden gelben Adern, das man gewöhnlich Portor nennt, erbaut.

Vater Rosecrans verbeugte sich andächtig vor dem Altare und murmelte ein Gebet; es hätte seiner Weisung zum Niederknien nicht bedurft, sein zaghafter Begleiter tat es von selbst. „Schon die Hirten zu Bethlehem beteten ehrfurchtsvoll an," lispelte der Pater, „und die Weisen aus dem Morgenlande brachten Myrrhen, Weihrauch und Geschenke. Gibt es ein rührenderes Schauspiel und das mehr geeignet ist, einen Strom von Segnungen auf die Erde herabfließen zu machen, als wenn wir Menschenkinder unsere Kleinodien auf den Altar der Himmelskönigin legen?"

„Wahr, sehr wahr," versetzte Wilfried, als sie die andere Treppe wieder emporstiegen. Beide kamen durch einen langen Gang an einer Reihe von Gemächern vorbei und betraten durch ein hohes Portal die Klosterbibliothek. Schwarze Gestalten

saßen in den verschiedenen Fensternischen, ohne von den Eintretenden Notiz zu nehmen.

Es war keine Bibliothek, wo die Folianten und Oktavbände von unten nach oben und von rechts nach links aufgestellt waren. Lauschige Räume bargen wertvolle Handschriften; seltene Bücher, kirchliche Altertümer, Kupferstiche und Zeichnungen waren in Gruppen abgeteilt, welche das Tageslicht vorteilhaft beleuchtete, ohne sie zu beeinträchtigen. Über dem großen Kaminsimse prangte das Porträt des Stifters der Gesellschaft Jesu.

Der stets gefällige Begleiter Wilfrieds entnahm einem Schranke den Ritual, das Buch, welches die Art und Weise, die Sakramente zu verwalten, vorschreibt. Er zeigte dem Lernbegierigen das Sakramentarium, welches die Gebote und Worte enthält, die von den Bischöfen und Priestern bei der Feier der Messe gesprochen werden. Vater Rosecrans schlug auch den Missal nach, welcher das alles enthält, was während des Jahres bei der Messe gesprochen wird, und erläuterte seinem Schüler den Ordo romanus, die Horae und das Chorbuch.

Mit einem Herzen voll Dankbarkeit und Freude eilte Wilfried den Weg nach seiner Wohnung zurück. So war doch noch Aussicht vorhanden, für die Wahrheit zu leben wie der heilige Augustin und die Seligen im Paradies. Am abendlichen Himmel schwammen vereinzelte Wölklein und glühten im Purpur der sinkenden Sonne; die letzten Lichtstrahlen spielten in den Vorhängen des Zimmers. Entzückt sank der erregte Jüng-

ling auf einen Stuhl und betrachtete das liebliche Schauspiel. Tausend funkelnde Sterne begannen jetzt hervor zu leuchten, und der bis dahin weiße Vorhang glänzte in dem zartesten Himmelsblau, wie es in den milden Nächten über den Strömen des Paradieses ausgespannt ist. Da erhob sich wie durch Gottes Machtgebot ein gewaltiger Dom, durch unzählige Lichter vergoldet. Von den schlanken Säulen, die sich bis zur Decke erhoben, hingen weiße Draperien mit goldenen Sternen besät. Alles, was die wohlriechendsten Blumen, die kostbarsten Gewürze darbieten konnten, schien auf dem Altare vereinigt, während sich eine Musik in leichteren und lebhafteren Tönen hören ließ. Es war eine stete Harmonie ohne künstlichem Zusammenhang, aber so reizend, daß sie mit keinem Instrumente verglichen werden konnte. Sie drang ein wie ein Strom der Töne, die Sinne unbewußt einwiegend. Da erschien über dem Hochaltar eine verschleierte und verhüllte Gestalt. Sie war vom Haupt bis zu den Füßen in ein weißes Gewand gekleidet. Jetzt ließ die Wunderbare ihren Schleier fallen, die zauberhafte Gestalt wurde deutlicher, und Wilfried erkannte in ihren hehren Zügen seine Beatrice, während die Musik in die Melodie des himmlischen Lobgesanges überging: Magnificat anima mea Dominum.

Am nächsten Tage nach der Unterredung mit Vater Rosecrans war Wilfried seltsam zerstreut in der City. Die himmlischen Litaneien der Engel folgten ihm bis in das Geschäftslokal und ver-

scheuchten alle irdischen Gedanken; ja, einmal ertappte er sich, daß er beim schwarzen Kaffee in der Mekkastube das Gloria in Excelsis überlaut anstimmte.

Das erste, was Wilfried tat, war, daß er nur solche Bücher in seinem Schlafzimmer duldete, welche die heilige Kirche gestattete. Die deutsche Bibel entfernte er von dem Tische und verschloß sie in den untersten Schrank. Nur mit dem kleinen Büchlein meinte er es besser, weil darin ein Kruzifix abgebildet war. Schlimmer erging es dem Gebetbuche der Anglikaner. Voll Ingrimm nagelte er das verhaßte Buch unter das Bild der heiligen Jungfrau, das an der Wand hing; gleichsam die Schlange darstellend, welcher die Jungfrau den Kopf zertritt.

Cyril van Diemen rüstete sich, die Reise nach Blauenstein anzutreten. Seine Anwesenheit war eine aufregende Zeit für Wilfried gewesen. Mit tausend Grüßen an seine Lieben in Blauenstein nahm Wilfried Abschied von dem abreisenden Vetter. Wir können nicht behaupten, daß Wilfried bei den vielen Vergnügungen, denen er nachging, seinen Pflichten im Geschäfte mit weniger Eifer vorstand. Er besuchte nach wie vor vormittags seine Kundschaft, er erzielte schöne Aufträge und dadurch eine bedeutende Entschädigung, welche ein erhebliches Einkommen für den jungen Mann bildete. Aber die vielen Theaterbesuche und Ausflüge, die Reitpferde, die teuren Geschenke, mit denen er die Frauen stets überhäufte, waren eine harte Prüfung für seine Finanzen.

„Ein jeder kann seinen bescheidenen Anteil zur Förderung des Gottesreiches auf seine Weise beitragen. Es gibt auch in unseren Tagen noch Kreuzzüge," hatte der Kardinal in seiner Predigt gemahnt. Und Wilfried zog sein Schwert und focht für die Wahrheit. Sein Herz blutete, wenn er an die geistige Not der Mitmenschen dachte. Fortan verging kein Tag, an welchem er nicht der Marianischen Gesellschaft oder der Erzgebruderschaft vom heiligen Kreuze ungenannt eine Geldgabe spendete. Er gab nur noch dem katholischen Haarschneider seine Kundschaft und las mit Vorliebe katholische Zeitschriften.

Einige Tage nach Cyrils Abreise fand die Hausfrau der Pension Holloway in der Schublade des Küchentisches einen Streifen Papier, auf der die Worte standen: „Wenn Sie mir schreiben, senden Sie den Brief unter der Adresse C. v. D. Postlagernd Blauenstein." — Was bedeuteten diese Worte? Frau Holloway sann nach. Sollte ihre Kate? Doch nein, was in aller Welt konnte das Dienstmädchen mit dem Australier zu tun haben?

Wilfried hatte sich formell mit Beatrice Dolores verlobt und seine Braut mit einem wertvollen Diamanten in einfachem Goldreife erfreut. Der glatte oder Hochzeitsring sollte erst am Traualtare überreicht werden. Fast noch lieber als das kostbare Juwel war Beatrice das Verlobungsgeschenk ihres Wilfried, ein goldenes Kreuz, welches Vater Rosecrans selbst geweiht hatte. Aus den Augen der holden Empfängerin leuchtete es selig; und den Geliebten innig umschließend, sprach

Beatrice: „Ich trage das heilige Symbol zu Ehren unseres hochgelobten Herrn und danke Gott, daß er den Geber dazu berufen hat, seinen Ruhm vor aller Welt zu bekennen."

Herr Loving gab zu Ehren des Brautpaares in seiner geräumigen Villa ein glänzendes Bankett, bei welchem, es braucht kaum gesagt zu werden, Onkel Ernest keiner der Geladenen war. Sämtliche Bekannte der Familie Loving von nah und fern, reiche Kaufleute, ja selbst einige Lords aus dem Westend hatten sich eingefunden. Das Essen war vortrefflich und alles so fein und delikat gekocht. Das Gespräch drehte sich meist um kirchliche Dinge, aber es wurde doch vieles gesagt, was gar lieblich in die Ohren unserer jungen Leutchen klang. Wilfried fühlte sich sehr geschmeichelt und schwamm in einem Meere von Entzücken und Wonne.

Auch einige Prälaten und Geistliche hatten sich eingefunden; aber vergebens suchte Wilfried mit seinen rastlosen Blicken unter den ersteren nach Vater Rosecrans. Es wurde ihm mitgeteilt, daß der ehrwürdige Vater auf längere Zeit in Angelegenheiten seines Ordens abreisen mußte. Wilfried, der seinen Mentor sehr vermißte, weigerte sich entschieden, von einem anderen Pater geistliche Belehrung zu genießen, als von Vater Rosecrans. So wurde denn die Hochzeit auf das nächste Frühjahr festgesetzt, bis zu welchem Zeitpunkte der junge Mann mit Hilfe der heiligen Jungfrau in den Schoß der heiligen Mutterkirche geführt sein würde.

Die Gottes- und Frauendienste waren nun alles, womit Wilfried sich beschäftigte. Schon früher hatten Holloways über seinen Aufwand den Kopf geschüttelt, — jetzt hätten sie erst sehen sollen! Wilfried war entzückt von seinen neuen Freunden, während er die alten kaum mehr beachtete; es schmeichelte seiner Eitelkeit, in solchen Kreisen zu verkehren, deren vornehme Manieren er aufs peinlichste nachzuahmen sich bemühte. Ungewöhnlich lebhaft war der einst so stille Junge geworden, er sprach, lachte und schien der bewundernswerteste Mensch unter der Sonne. Seinen Onkel Ernest zu sehen, vermied er geflissentlich; seinen guten Freund Edwin, eine ganz schätzbare Bekanntschaft, zu besuchen, fiel ihm gar nicht mehr ein; und wenn er ihm in der City zufällig begegnete, beschränkte er die ganze Unterhaltung auf den Austausch weniger gleichgültiger Worte. — Immer trauriger klangen die Briefe von Frau Klara. Wohl fühlte Wilfried sein Herz zerrissen, wohl schrieb er dann die zärtlichsten Worte an die geliebte Mutter; aber im nächsten Augenblicke war Blauenstein und alles vergessen, wenn wieder eine neue Lustbarkeit winkte.

Aber wenn der glückliche Verlobte auch niemals daran dachte, seine Perle von einer Braut anders als mit verehrender Bewunderung und Hingabe zu betrachten, so fühlte er doch seine Pulse rascher schlagen, wenn er die hübsche Mary vor sich stehen sah. Ihre ganze Gestalt übte eine unleugbare Anziehungskraft auf ihn aus, und die stattliche Person, die sich im Hause viel ausnehmen durfte, hatte

ihm gerade in den letzten Tagen ihre Neigung zu ihm so merklich als möglich gezeigt. Und Wilfried führte die schöne Mary ins Theater, ganz heimlich zwar, denn seine Braut, die er nun einmal schwärmerisch verehrte, brauchte nichts davon zu wissen. Es war ja nichts Böses dabei; niemand in Olympia kannte ihn von den Millionen der Großstadt oder kümmerte sich um ihn. Zudem sah Mary so stattlich aus und war so modisch gekleidet, daß ein jeder, der sie nicht kannte, in ihr eine Dame von Rang vermutete. Wilfried behandelte sie mit ritterlicher Höflichkeit und Anstand und freute sich wonniglich, als sie ihm gestand, daß, wenn er nicht der Verlobte des Fräuleins wäre, sie ihn am liebsten selbst genommen hätte. Mit Entrüstung erzählte Mary, daß ihr Schatz, der gottlose Hallunke, ihr untreu geworden sei und die Kellnerin vom „blauen Aal" geheiratet habe.

Und wieder ging Woche an Woche vorbei. Die Welt war nichts als ein überschäumendes Meer von Vergnügungen und Lustbarkeiten, ein Ozean von funkelnder Schönheit und von Entzücken.

Vanitas Vanitatum! O, wie flüchtig, wie vergänglich ist doch das Gefühl, das du, armer Sterblicher, dein Glück, deine Glückseligkeit nennst.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Blauenstein war erregt, Blauenstein lag in Fieberkrämpfen. Standen die Vorposten von Cetewayos schwarzen Scharen schon auf der Burgruine, um Unheil und Verderben auf das Städtchen zu sprühen; oder hatten die Umstürzler die rote Fahne über Nacht auf dem Brunnenstock aufgepflanzt?

Nichts von alledem!

Der heilige Cyril aus Salem, Westaustralien, war in Blauenstein eingetroffen und hatte nach der ersten Begrüßung nichts eiligeres zu tun gehabt, als seinen neuen Bekannten zu verkünden, daß Wilfried katholisch geworden sei.

„Wie, was!" riefen die erstarrten Blauensteiner. „Wilfried, des Oberst Rosen selig einziger Sohn! Von den verschrobenen Engländern kann man sich so was bieten lassen, aber unsereins hat doch mehr Gehirn!"

Am anderen Tage war keine Seele im ganzen Städtchen, die nicht wußte, daß Wilfried Bischof geworden sei. Die Ängstlicheren sahen schon, wie der Scheiterhaufen die Leiber ihrer Angehörigen auf dem Obstmarkte verkohlte, allgemein befürchtete man eine Invasion der schwarzen Scharen. Sonntags waren die Blicke der meisten Kirchgänger auf das Haus mit dem Erker gerichtet, und man tauschte Bemerkungen aller Art aus über das, was vorging. „Es ist nur gut, daß sie reich ist, man könnte sonst seinen Ärger an ihr auslassen," keifte ein Gemüseweib, dem Frau Klara schon

manchen schönen Batzen zu verdienen gegeben, „das kommt von der weibischen Erziehung, die der Junge hatte, da sind meine Rangen aus anderem Schrot und Korn gemacht!“ Manche hätten auch gerne ihr Mitleid mit der armen Frau Klara ausgesprochen; aber die anderen wollten das nicht gelten lassen; eine vornehme Witfrau, besonders wenn sie noch reich ist, bedarf keines Mitleides.

Im vorderen Zimmer des Erkerhauses saß Frau Klara, und während sie ihre in Schmerz aufgelösten Töchter zu trösten suchte, rollten Tränen über ihre bleichen Wangen. Nur weniges von den unheilvollen Gerüchten hatte sie vernommen, aber dieses wenige genügte, um sie in Angst und Trauer zu versetzen.

Cyril van Diemen hatte bei seinem Oheim Arved bereitwillige Unterkunft gefunden, da Frau Klara zu krank war, um den Gast beherbergen zu können. Frau Lucie Ulrich sah die Ankunft ihres australischen Neffen nicht ungern. Der weitgereiste Junge berichtete gern und mit Anstand und war die Zuvorkommenheit selber. Mit seiner Cousine Lizzie hatte Cyril bald gute Bekanntschaft geschlossen. Diesen netten, jungen Mann ließ sie sich gefallen, der war doch ganz anders als sein Bruder.

Fräulein Lizzie Ulrich war eine ziemlich große Dame geworden. Aber während ihr Gesicht unschön, ja, ihre Nase geradezu häßlich genannt werden mußte, suchte sie diese stiefmütterliche Ausstattung von der Natur auf jegliche Weise auszugleichen. Tagelang verkehrte sie im Arbeitszimmer der alten Putzmacherin, der einzigen, die

Blauenstein aufzuweisen hatte, und ließ sich aus der Hauptstadt Modejournale kommen, um in der ausgesuchtesten Toilette aufzutreten.

„Was sagte ich immer und immer wieder!“ rief Onkel Arved entrüstet, als er sich von Cyril Dinge berichten ließ, die ihn vor Zorn erbeben machten. „Sagte ich nicht stets, diese sentimentale Schwärmerei meiner Schwester würde zu nichts Gutem führen! Gott sei's geklagt, alle Leute in Blauenstein werden noch mit Fingern auf uns deuten.“

„Apropos, Lizzie,“ bemerkte Cyril zu seiner Cousine, die eben ins Zimmer trat, „ich habe Grüße an einen Herrn Randen zu bestellen. Kannst du mir vielleicht seinen Wohnort bezeichnen?“

„Ist's möglich, kennst du die Randen?“ tönte es aus dem Munde der erfreuten Dame. „Mama,“ rief sie nach einigem Nachsinnen, „du bittest lieber gleich Randens zum Nachtessen, dann kann Cyril alles in Bequemlichkeit abmachen. Unsere Freunde haben immer viel auf meinem frommen Vetter Wilfried gehalten, sie werden mit Vergnügen von seinen neuesten Heldentaten vernehmen.“

Der Abend brach an, Randens eilten herbei, um sich wieder einmal auf ihrer Freunde Kosten satt zu essen. Cyril erzählte, und es war dabei nicht vieles, was dem fernen Vetter zum Lobe gereichte. Zur Steuer der Wahrheit muß indes berichtet werden, daß Tante Lucie auch gerne etwas Entschuldigendes gesagt hätte, die beleidigenden Ausfälle Lizzies gegen Wilfried schienen ihr doch zu stark zu sein. Aber sie wollte ihren Gästen nicht

widersprechen und lag ganz in dem Willen ihrer gewandten Tochter gefangen.

„Klara hat sich wie eine Klausnerin der Gesellschaft ferngehalten und ihren Kindern verschrobene Begriffe eingepflanzt," meinte Tante Lucie begütigend, als die Unterhaltung allmählich einen erregten Charakter annahm, „ich sagte es schon immer. Doch, die arme Klara ist seit Jahren leidend und meint es im Grunde so gut."

„Tante Klara ist gar nicht so krank, wie sie sich einbildet," rief mit ihren spitzen Stimme Lizzie Ulrich, „sie leidet an Gefühlsduselei und Empfindeleien."

Eine lieblose Äußerung, so lieb- und herzlos wie die Sprecherin selbst! Ja, so war Fräulein Lizzie Ulrich. Das altkluge Mädchen war zu einem schmächtigen Backfischchen mit langen Zöpfen, kurzen Kleidern und einem zugespitzten Mäulchen herangewachsen, und aus dem halbwüchsigen Mädchen wurde eine schlanke Dame mit etwas aufgestülpter Nase und einer Zunge so lang wie Fräulein Lizzies Schlepprock. Sie hatte ihre geheime Freude an den Vorwürfen, die ihre Tante Klara trafen; sie nahm Rache für ein harmloses Wörtchen, das einst dem Knaben Wilfried über sein schnippisches Bäschen entschlüpfte.

Der Braten wurde aufgetragen, und für die nötigen Zutaten war gesorgt: Saure Gurken, die in der Blauensteiner Gegend wuchsen, scharfe englische Senfe, mixed pickles und rote Pfeffer aus heißen Gegenden, die Cyril van Diemen importierte. Man trank die Gesundheit der Tochter vom Hause,

die in diesen Tagen ihre Verlobung mit einem jungen Beamten aus der Hauptstadt feierte.

Ein Ausdruck der Befriedigung lag auf dem Gesichte der Frau Randen, als sie vernahm, wie der fromme junge Herr in London die Gesellschaft von Kammerjungfern nicht unter seiner Würde halte.

„Der hat immer so einen Geschmack an Gemeinem gehabt," rief sie, „der wird doch nicht ein solches Menschheiraten!"

„Heiraten!" lächelte Cyril voll Hohn. „Ich versichere Sie, Frau Randen, der heiratet gar nicht. Wozu gibt es denn ein Findelhaus in der Guildfordstraße? Anstatt nachts im Bette zu liegen wie anständige Leute, durchschwärmt er alle Straßen Londons, und wird auch im Geschäfte nur selten noch gesehen."

„Der unsinnige Verschwender," brummte Herr Randen, in dessen Rocktasche ein Dutzend unbezahlter Rechnungen und Mahnbriefe steckten, „mit der Hälfte des Geldes, das der Narr zum Fenster hinausschmeißt, hätte ich an der Börse Tausende von Pfunden gewonnen."

„Er ist ein gottloser Narr!" zischte Fräulein Lizzie. „Das einfältige Milchkalb! Wie oft ist er geimpft? Wäre ich Onkel Ernest, ich hätte ihn sofort in Bedlam einlogiert."

Die kleine Schlange! Erst gestern hatte Lizzie Ulrich von Onkel Ernest ein Schreiben erhalten, in welchem dieser in kurzen, aber nicht unfreundlichen Worten seines Neffen Wilfried erwähnte.

„Du hättest doch deinen Vetter warnen sollen,

Cyril," meinte Tante Lucie, die bei aller Abneigung gegen ihre Schwägerin Klara dennoch den ihr angeborenen Gerechtigkeitssinn nicht verleugnen konnte.

„Gewiß, Tante, ich warnte ihn wiederholt," versicherte der junge Herr sehr rasch. „Es gelang mir auch, aus seinem Zimmer die häßlichen Bücher zu entfernen. Am Morgen meiner Abreise erschreckte mich sodann das übernächtige Aussehen des Vetters dermaßen, daß ich ihm riet, ohne Verzug einen Arzt zu konsultieren. Wilfried schenkte der gutgemeinten Warnung kein Gehör und nötigte mich noch in der letzten Minute zu einer Flasche Portwein."

„Nun, wie ist deine Unterredung mit Tante Klara abgelaufen?" fragte Fräulein Lizzie neugierig. Cyril berichtete, daß er die Tante in einem Zustande schmerzlicher Erregung gefunden habe, aber seltsamerweise wollten weder Tante Klara noch Großmama Ulrich seinen Nachrichten Glauben schenken.

„Es ist die Sentimentalität aller Sentimentalitäten; sie will dem pflichtvergessenen Menschen noch gar die Stange halten," rief Lizzie Ulrich und brach in ein Gelächter von spöttischer Verächtlichkeit aus. Aber Tante Lucie hatte sie nicht beachtet, und Cyril fuhr in seinem Berichte fort:

„Tante Klara schluchzte auf eine wahrhaft herzbrechende Weise. Tante! sagte ich, was ich gesehen habe, habe ich gesehen. Ich verließ sie in einem Zustande des tiefsten Wiederkäuens, will sagen Nachgrübelns." Und der Australier ent-

schuldigte diese herzlose Äußerung mit seiner mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache.

Gellendes Gelächter unterbrach den Erzähler, und man sprach von anderen Dingen. Herr Randen ließ sich gerne das neueste aus London berichten. Man sprach vom Tageswunder des zoologischen Gartens, wo die aus dem fernen Osten importierte Anaconda die nicht viel kleinere Pythonschlange verschlungen hatte; und der alte Herr Randen wußte gar lustig zu schildern, wie die Regierung Portugals im Konflikte mit England der englischen Admiralität eine alte Fregatte abkaufen wollte, um England mit Krieg zu überziehen. Allgemeine Fröhlichkeit herrschte heute abend, und als Herr Randen sich endlich beurlaubte, fand es seine Ehehälfte eine gar schwere Aufgabe, den unsicher Dahinschreitenden nach Hause zu befördern.

Anderen Tages verbreitete sich das Gerücht in Blauenstein, daß Wilfried in London das Leben eines Sultans führe. Die einen erklärten, er sei Mormon und Bigamist geworden, die anderen Erzbischof; ja, der alte, getreue Christian verharrte bei seiner Behauptung, man habe den Herrn Wilfried zum Kannibal gemacht.

„Nun," verbesserte Frau Geheimrat Ulrich, „ein Kardinal ist er nicht geworden. Es ist unbegreiflich, welchen Unsinn die Leute von meinem Enkel schwatzen."

Schmerzlich litt die gute Großmutter unter dem unglückseligen Gerede; aber mit Bangen sah die in Schmerz aufgelöste Frau Klara der Unterredung mit ihrem Bruder Arved entgegen.

„Ich habe dir unangenehme Mitteilungen zu machen, Klara," sagte Onkel Arved in einem Tone, der auch Leute von stärkeren Nerven außer Fassung gebracht haben würde. Diese unangenehmen Mitteilungen bestanden in einem Schwall von Schmähungen gegen den fernen Neffen, „und nun, bitte, in Zukunft keine Unverschämtheiten mehr, Frau Schwester!"

Die arme Frau Klara wollte mit bebender Stimme antworten, aber sie konnte noch nicht sprechen. Die Falten ihres Herzens waren zerrissen. Was sollte sie sagen? Ihr Kind verteidigen? Jedes Wort, das Frau Klara hervorbrachte, zog ihr zehnfache Vorwürfe und Bitterkeiten zu. Aber die beherzte Schwester Wilfrieds konnte nicht länger zusehen und ruhig bleiben. Ihr Herz entbrannte vor Unwillen, als die hochmütige Lizzie ihre Mama mit Blicken der Geringschätzung betrachtete. „Wenn mein armer Bruder unrecht gehandelt hat, so ist es nicht deine Sache, Cousine, zu verschlimmern. Vor allen Dingen würde ich an deiner Stelle den Schleppreck etwas kürzen, du wirbelst ja den Straßenstaub auf und hüllst ganz Blauenstein in — Dunst ein."

Ein haßerfüllter Blick traf die Sprecherin, und Fräulein Lizzie fuhr auf wie eine Furie. Wenn die Weiber den Ausbrüchen der Leidenschaften unterworfen sind, so scheinen sie alle Selbstbeherrschung zu verlieren und kümmern sich nicht mehr um das, was sie sagen oder tun. Lizzie überschüttete ihre Cousine mit einer Flut von Beschimpfungen; ein

jedes Wort war eine Schmähredе auf Wilfried, ein jedes Wort ein Lob auf Cyril van Diemen.

Ja, höher und höher stiegen die Vorzüge des australischen Vetters, und dieser ließ es sich wohl sein im Sonnenschein der leicht erworbenen Gunst. Wenn Cyril im Kreise lustiger Freunde saß, so konnte er laut mitjubeln; und es stand dem Sittenrichter seines abwesenden Vetters wohl an, den Stammgästen im „Goldenen Löwen" allerlei Schwänke aufzutischen. Saß er aber beim Kaffeetisch der Großmama Ulrich, so nahmen seine Züge eine Miene der schlauen Einfalt an, daß ihm selbst die ehrwürdige Frau ihre Sympathie nicht versagen konnte.

Es war viel geschehen seit Cyril van Diemens Ankunft in Blauenstein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter kam ins Land gezogen und London seufzte unter seinem ungewöhnlich strengen Regimente. Ein eisiger Wind eines Februarabends fegte draußen durch die verödeten Straßen; es war eine unheimliche, gespenstige Nacht, als Onkel Ernest behaglich in seinem Lehnstuhle die Daily News las und sein Gipspfeifchen schmauchte. Ein gewaltiger Schneesturm hatte an diesem Tage die Straßen mit fußhohem Schnee bedeckt; die Eisen-

bahnzüge blieben stecken, die Post konnte ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, kurz, die Geschichte der Weltstadt stockte gänzlich am heutigen Tage.

Eine blaue Flamme spielte auf den glimmenden Kohlen des Kamins; bisweilen loderte eine Lohe empor und belebte das Zimmer durch ihren Glanz; bisweilen schien sie erlöschen zu wollen. Trübe Gedanken bemächtigten sich unwillkürlich Onkel Ernests; er ließ die Zeitung fallen und überließ sich einer melancholischen Stimmung.

Da ertönten drei oder vier dumpfe Glockenschläge von der St. Ignatiuskirche, viel voller und tiefer als gewöhnlich. Onkel Ernest fuhr auf aus seinen Träumen und lauschte, bis der letzte Ton in der Winternacht verhallte.

Leise öffnete sich die Zimmertür, und die Dame des Hauses trat zögernd ein. Bestürzung malte sich auf ihrem Antlitze, und fast mitleidig war der Blick, den sie auf den alten Herrn richtete.

„Mr. Ernest," hub sie nach einer Pause an, „was bedeutet dieses Läuten in der Jesuitenkirche? Heute ist doch kein Festtag der Katholiken, ich habe im Kalender nachgesehen. Mein armer Herr, ich fürchte, ich fürchte . . ."

Onkel Ernest sah die Sprecherin an, als redete sie in der Zulusprache.

„Was fürchten Sie?"

„Ich fürchte, es galt Ihrem Neffen, möge Gott der armen Mutter in dieser Prüfung beistehen!"

Onkel Ernests Herz klopfte vernehmlich, seine Schläfen hämmerten. Er konnte kein Wort glauben,

er wollte seine eigene unnötige Furcht belächeln, es gelang ihm nicht. Unruhig schritt er auf und nieder. Er war entschlossen, eine nächste Gelegenheit zu ergreifen und sich Gewißheit verschaffen.

* *
*

Es ist eine unheimliche, gespenstige Nacht. Die Bäume im Park ächzen und senken ihre Äste zur Erde; ohnmächtig stürmt der Wind gegen die eisenfesten Strebepfeiler der St. Ignatiuskirche. London scheint ausgestorben, wie zu Eis und Schnee verzaubert; — ein Wagen rollt lautlos die öde Straße hinunter, und seine Spuren schwinden im erneuten heftigen Schneefall. Die Lichter der Straßenlaternen flickern in ihren gläsernen Käfigen, die spärlichen Häuserreihen schwinden mehr und mehr in der nächtlichen Finsternis. Der Wagen hält vor dem Gartentore; ein dienender Bruder geleitet vier in Umschlagtücher tief Verhüllte zum Portal der Klosterkirche, welches sich wie von selbst den Eintretenden öffnet. Die Kirche ist ganz leer, — eine schaurigkalte Dunkelheit liegt in dem Dome, in dem feierliche Grabesstille herrscht, und das leiseste Auftreten erregt durch das Echo ein Flüstern in dem weiten Gewölbe.

Schweigend ließen sich Wilfried, Beatrice, Madame Dolores und Herr Loving, die als Zeugen gekommen waren, in Andacht auf die Knie nieder; wie von unsichtbarer Hand angezündet, brannten auf dem Altare des heiligen Franziskus zwei Wachs-

kerzen, und ungesehen im Chore murmelten die Mönche ihr Kyrie eleison in wechselnder Reihenfolge. Da erhob sich wie ein Gespenst eine Figur und zeigte die Umrisse einer menschlichen Gestalt. Vater Rosecrans, in ein langes, priesterliches Gewand gekleidet, näherte sich dem Altar; auf einen Wink des Priesters trat der junge Konvertit an die Seite seines geistlichen Vaters, während die bei der Zeremonie gegenwärtigen Zeugen in einem Seitenstuhle des Heiligtums knieten.

So trat Wilfried feierlich zur katholischen Kirche über. Das Glaubensbekenntnis, das er vor den geistlichen und weltlichen Zeugen ablegte, war dasselbe, welches Rom von allen Apostaten der evangelischen Kirche fordert. Hierauf bezeugte der Vater Rosecrans vor Gott und den Engeln, sowie vor den Anwesenden, daß Wilfried Francis heute, nämlich am . . . ten Tage des Monats Februar 18 . ., aller Irrtümer und Sünden, aus der uns erteilten päpstlichen Macht und Gewalt, von uns absolviert worden und, nachdem er zuvor dem Protestantismus entsagt und sein Glaubensbekenntnis abgeleget, die römisch-katholische und alleinseligmachende Religion angenommen habe, desgleichen auch das heilige Abendmahl nach vorbeschriebener Art und Weise der katholischen Kirche mit gebührender Ehrerbietung genießen dürfe.

Die Zeremonie endete, die Anwesenden erhoben sich. Bebend ergriff Wilfried die Hand seiner Braut, über deren Wangen heiße Tränen flossen, und Madame Dolores schien sehr bewegt. Auch Herr Loving gratulierte. Langsam, gemessen, schritt

Vater Rosecrans mit dem neuen Francis nach der Sakristei.

Es waren mehrere Pater im Zimmer und einige Mönche.

„O, du Stern des Meeres! Du Leuchte des Ozeans!“ — ich habe es weit gebracht, dachte der überraschte Wilfried, als diese Worte an seine Ohren klangen — „du, vor der sich alles im Himmel und auf Erden und unter der Erde beugt,“ betete der Subprior mit lauter Stimme, „du heilige Mutter Gottes, allgemeine und fleckenlose Königin; Maria, Befreierin des Menschengeschlechtes; Maria, leuchtend mit einer vollkommenen Heiligkeit wie die fleckenlose Lilie unter den Dornen; du Rose, welche nie welk wird; habe Dank, daß du uns gewürdigt hast, heute wieder deinen Ruhm zu verkündigen. Ja, wir wollen den Entschluß fassen, deiner Heiligkeit so nahe als möglich zu kommen, weil dies dein Wille ist, dir, Gebenedeite, zu gefallen.“

Ehe Wilfried das geweihte Gebäude verließ, wurde er von dem Subprior noch benachrichtigt, daß der Kardinal demnächst nach der St. Ignatiuskirche kommen werde, um die Firmung in der Diözese zu vollziehen. In welchem Zustand des Gemütes Wilfried an diesem Abend war? Er wußte es selbst nicht. Seine Stimmung konnte ein Gemisch von Enthusiasmus und einem beinahe beängstigenden Gefühle genannt werden. Er verbarg sich die Rechtlichkeit seines Schrittes nicht, er glaubte getreulich Wort für Wort alles, was er öffentlich bekannt hatte. Aber er wollte überhaupt

an nichts mehr denken, niemanden mehr sehen, als seine Beatrice und Madame Dolores; er wollte auf der erwählten Bahn fortschreiten und Gott und die Heiligen über alles lieben.

Wie damals am Fronleichnamstage, so war auch am Tage der Firmung die Klosterkirche mit einer erwartungsvollen Menge gefüllt. Voll Neugierde blickten alle Anwesenden auf den Konvertiten Wilfried, dessen lange Gestalt sich inmitten der Kinderschar fast lächerlich ausnahm. Doch gab ein leuchtender Blick seiner Braut dem jungen Christen die Kraft, von dem Oberhirten das heilige Chrisma in einer geweihten Stimmung zu empfangen. Und als nun der Kardinal den Gefirmten mit einem gelinden Backenstreiche an Jesu Passion erinnerte und auf die Leiden um des Glaubens willen hinwies, da wußte sich Wilfried gewappnet gegen den bösen Feind und alle Teufel.

„Mein lieber Sohn," sagte auf dem Heimwege Madame Dolores mit einem Ton voll Innigkeit, „wie wenig vermag doch die Welt unsere Glückseligkeit zu erkennen! Die Kirche mahnt uns, die Sünde aus unseren Herzen, welche das einzige Hindernis gegen den Frieden ist, hinweg zu nehmen. Die Kirche allein kann uns Demut und Frieden verleihen!"

Ein Tauwind hatte sich draußen aufgemacht, das Wetter war umgeschlagen, und die rasch zunehmende Wärme der Atmosphäre machte sich fühlbar geltend. Als man zu Hause anlangte, bot sich den Eintretenden der Anblick einer großen Zerstörung dar. Der lang anhaltende Frost hatte die

Wasserleitung beschädigt, und nun ergoß sich aus der gesprungenen Röhre ein Quell in das Badezimmer. Das unwillkommene Naß floß — ach! in überreichlichem Maße über die Treppe hinunter, und selbst in der Küche tröpfelte es von der Diele.

Nun aber gab's Lärm. Madame Dolores, ganz außer sich vor Schrecken beim Anblicke der nassen Teppiche, verdorbenen Seidenkleider und feuchten Gipsdecken, beschuldigte die Köchin der Nachlässigkeit und machte sie für den Schaden haftbar. Mary wollte das nicht gelten lassen, ein Wort gab das andere, es entstand ein Wortwechsel, der gar nicht zu beschreiben ist; eine Fülle von Scheltworten und Drohungen ergoß sich wie drinnen der Wasserstrom im Badegemache. Die zornglühende Hausfrau drohte der unverschämten Person mit der Polizei, und die nicht minder aufgebrachte Mary wollte noch in derselben Minute Haus und Hof verlassen.

Einige Zeit sah Wilfried bestürzt zu. Eine solche Szene war ihm noch nie vorgekommen. Die weihevolle Stimmung vom Nachmittage war gewichen. Erst spät abends legte sich der Sturm. In etwas bedrückter Stimmung verließ Wilfried das Haus. Er hatte bei sich den Gedanken überlegt, Onkel Ernest in rückhaltlosester Weise von seiner Glaubensänderung Mitteilung zu machen. Lange sann er hin und her, er wollte sich selbst bereden, daß alles dies unnötig sei. Aber der junge Mann fühlte sich doch von dem in ihm wohnenden Pflicht-

gefühle überwältigt, und er beschloß, den Onkel aufzusuchen.

Schwer wurde Wilfried dieser Gang: seine Beine schwankten, sein Herz schlug heftig, als die Wohnung seines Onkels sichtbar wurde; die Freudigkeit, für den Glauben zu sterben, wollte ihn schier verlassen und mit einem Leichenbittergesicht betrat er das Haus.

Mit wenigen Worten, aber herzlich wie immer, empfing Onkel Ernest seinen Neffen; schweigend vernahm er von demselben die Ereignisse der letzten Zeiten, seine Sinnesänderung. Als aber Onkel die Tatsache gewiß wurde, daß sein Neffe den Glauben seiner Väter verlassen hatte, als der alternde, würdige Mann laut weinte, da fühlte Wilfried auch sein Herz zerrissen. Die schönen Formeln, mit denen er den Onkel trösten wollte, erstarben auf seiner Zunge.

„Wie soll ich vor deine Mama, deine Verwandten treten?" schluchzte Onkel Ernest.

Das waren die einzigen Worte, mit denen der edle Mann seinem gepreßten Herzen Luft machte. Kein Blick des Unwillens entstellte seine Augen, kein Vorwurf entfloh seinen Lippen. Von dem Momente an, da er von dem überschwänglichen Treiben seines Neffen hörte, tadelte er mehr als je das Betragen seines Geschäftsteilhabers Holyman, dessen Andächteleien den jungen Mann von einem Extrem in das andere getrieben hatten. „Wer nur um äußerer Gründe willen seine Meinung ändert," begann endlich Onkel Ernest mit gefaßter Stimme, „der wird alle Jahre einen neuen Glauben

bekennen müssen. Dich leitete gewiß eine ehrliche Überzeugung, aber es war eine hohle, erkünstelte Überzeugung, wie man sie nur deinem Alter zuschreiben kann."

Wilfried sah auf den Boden und konnte seine Verlegenheit nicht verbergen.

„Zwei Tage nach Petri Stuhlfeier," begann er endlich mit verschleierter Stimme . . .

„Was für eine Stuhlfeier?"

„Letzte Woche kaufte ich mit Madame Dolores und Beatrice die Hausgeräte und Möbel — es zuckte wie eine tiefe Erregung in Onkels Gesicht — für neunhundert Pfund, — Onkel Ernest schlug die Hände über dem Kopfe zusammen — auch ließ ich mich in die Lebensversicherung aufnehmen für tausend Pfund Sterling, die Police ist zu gunsten meiner künftigen Ehegattin Beatrice ausgestellt. Madame Dolores will uns eine silberne Teekanne und die Stühle für die Dienstenzimmer zur Aussteuer schenken."

„Mein Freund, mein Freund, mein armer Wilfried!" rief der erschütterte alte Herr, „wie unendlich leid tust du mir! Warum verbargst du mir das alles? Warum versagtest du es mir, deinem einzigen Verwandten im fremden Lande, meine rettende Hand auszustrecken, bevor du blindlings eine unselige Tat nach der anderen begehst! O, das war ein Mangel an Vertrauen, den ich nicht verdiente!"

„Onkel, ich bin all deiner Liebe und Güte nicht wert," sagte der Zerknirschte mit tonloser Stimme, heiße Tränen stürzten aus seinen Augen.

Onkel Ernest lehnte sich in seinen Stuhl zurück, den Kopf in seine Hand gestützt. Tief, sehr tief empfand er den Kummer für seinen Neffen und beklagte die unselige Lage, in welcher sich dieser fand. Mit tränenvollen Augen näherte sich Wilfried leise und küßte voll Inbrunst die Hand des edeln Mannes.

Wann würden sie sich wiedersehen?! — —

Eine Geschäftsreise, die Wilfried nach Irland und Schottland für die Firma Loving & Co. zu machen hatte, hielt ihn für längere Zeit von London entfernt. Als er nach der Pension Holloway zurückkehrte, lag auf seinem Schreibtische ein Brief mit dem Postzeichen Blauenstein. Ein Schreck durchbebte ihn, das Schreiben war von Mama. Die Hand mußte gezittert haben, die Adresse war nicht mehr deutlich geschrieben wie früher.

Wilfrieds Knie zitterten. Seine Gesichtsfarbe wechselte, Schweißtropfen perlten auf der Stirne, und mit verwirrtem Blicke las er den Brief, der folgendermaßen lautete:

„Mein Sohn!

Wenn du den Jammer sehen wolltest, welchen ich über die Nachricht deines unglückseligen Abfalls von der seligmachenden Erkenntnis Gottes empfinde, so zweifle ich nicht daran, wofern du mit deinem wahren Gotte nicht auch deine stets treue Mutter verleugnet hast, dein kindlich Herz werde über meinen häufigen Tränen brechen.

O, daß ich diesen Tag erleben mußte! O, du Sohn meines Leibes, den ich mit Schmerzen ge-

boren habe, wenn nicht alle kindliche Liebe gegen deine Mutter bei deinen angenommenen Irrtümern in dir erloschen ist, so höre mich, die ich durch diesen Tränenbrief mit dir rede. Ich bin deine Mutter, meine mütterliche Treue gehört stets dir, meinem Sorgenkinde; ich wollte stets dein Bestes suchen und erlangen, zumal in Sachen, welche deine Seligkeit und dein ewiges Heil betreffen.

O, daß dich doch wieder das Äußerliche irre führte! Kann das eine heilige Religion sein, die sich vor der Bibel scheut, die doch das ewige Brot des Lebens ist, und ihren Kindern die heilige Schrift als ein schädliches Buch aus den Händen reißt? Ach, liebes Kind, denke daran, wie du einst deine lieblichen Kindergebete lalletest, wie dich eine Mutter küßte, ein Vater segnete, wie dir das teure Gotteswort schon frühe in deine Hand gedrückt wurde, wie du die süßen Worte eines liebenden Jesus auf deinen Lippen hattest! So lieb dir die Bibel, mache dich los von den Stricken der Knechtschaft, die dich gefangen hält; kehre wieder zur Wahrheit des Evangeliums, das die Elenden erhöhet und die Hungrigen mit Gütern füllet. Erbarme dich über deine arme Mutter, die du sonst mit Herzeleid in die Grube bringen wirst. Die Welt kann meinen Schmerz nicht verstehen. Um dich weint deine treue Großmutter, um dich weinen deine Schwestern, die dich zärtlich lieben, Gottes Güte Tag und Nacht anrufen und nicht zweifeln, Gott werde unsere Gebete erhören.

Deine dich innig liebende, um dein ewiges Heil tief bekümmerte Mutter.

Nachschrift: Die liebe Großmama liegt seit einigen Tagen auf dem Krankenlager. Der Arzt gibt wenig Hoffnung. Großmama leidet und trauert mit deiner duldenden Mutter."

Kalter Schweiß, kalt wie Eis, perlte auf Wilfrieds Stirne. Er wischte sein nasses Gesicht und wünschte, daß er sich selbst wegwischen und seiner Qual ein Ende bereiten könnte. Aus der Tiefe seines Herzens stieg vor seinem erschütterten Geiste der Schmerz empor, den er seiner armen Mutter bereitet hatte. Es begann in ihm zu stürmen, und dann ergoß sich sein geängstigtes Herz in einem Strom von Tränen. Eine weiche Trauer kam über ihn, er gedachte seiner Mutter, die er so liebte, und die schon frühe verkündet hatte, was seine Seele fröhlich und selig machte. Selig — Wilfried fühlte einen Stich durchs Hirn zucken — bin ich nun nicht ein rechtgläubiger Christ geworden, der keine Messe versäumt und keine Litanei?!

Wieder fühlte er sich beschämt und zürnte mit sich selbst, er, der noch vor kurzem am Altare gelobt hatte, sein Kreuz auf sich zu nehmen und alle Leiden um des Glaubens willen zu erdulden. Wilfried schaute auf zu den Bildern, die an der Wand hingen; hastig warf er sich vor Franziskus und der heiligen Teresa auf die Knie; aber weitab fluteten alle die unaussprechlichen Empfindungen, deren sein im Grunde warmes und tief fühlendes Gemüt nur fähig war; und während seine Finger den Rosenkranz hielten, rief er in herzzerreißendem Tone: „O Mutter, liebe Mutter, hilf mir, verlaß mich nicht!"

Wilfried dachte an Beatrice. Wohl hatte ihre glanzvolle Erscheinung einen zauberhaften Eindruck auf ihn auszuüben vermocht; aber er gestand es sich selbst, daß er sie allerdings hoch verehrte, aber im Grunde seines Herzens nicht wirklich liebte. Er wußte, daß er sie nicht ehrlich lieben konnte, weil, weil — die berückende Mary seine Sinne in ganz anderem Maße gefangen nahm, als selbst die glänzende Gestalt seiner Braut, an die er sich so voreilig gekettet hatte.

Wie im rasenden Taumel, in unseliger Verblendung hatte er die letzten Zeiten dahin gelebt. Alles von sich schieben, was ihm den Weg zum Vergnügen verquerte, Lust und Genuß, Ausgelassenheit und Vergnügen, das war die Achse, um die sich sein Leben drehte. Nun war der Schleier plötzlich zerrissen. Wilfried sah den Abgrund und fühlte, es ging hinab. Er hatte seinen Glauben, seine Freiheit geopfert; er hatte Mutter, Schwestern und alle verleugnet; er war untreu gegen andere und gegen sich selbst. Wo er noch kurz vorher nur Schönheit und Mannigfaltigkeit der Harmonien gesehen hatte, in welchen sich seine Seele mit Entzücken verlor, da schien ihm plötzlich alles gesucht, erkünstelt und mangelhaft. Was er getan, nahm mehr und mehr die wahre bedenkliche Farbe an, die Vergangenheit verdüsterte sich wie ein unheimlicher Hintergrund, und eine heftige Gewissensunruhe nahm wie ein Stachel Besitz von seiner verwundeten Seele.

Laut stöhnte Wilfried beim Gedanken an den grenzenlosen Jammer seiner guten Mutter. Die

Welt würde natürlich eine andere Auslegung für seinen Übertritt zur katholischen Kirche finden, und die arme Mutter mußte alles stillschweigend über sich ergehen lassen. — Wohin er auch sah, kein Ausweg, keine Hilfe!

Eine empfindliche Kühle, welche sich fühlbar machte, mahnte Wilfried, die wohnlicheren Zimmer im unteren Stockwerke aufzusuchen. Eine neue schmerzliche Überraschung harrte seiner.

Ein verschlossenes Couvert, das Onkel Ernests Schriftzüge trug, wurde ihm überreicht. Zwei Depeschen aus Blauenstein entfielen dem Umschlage: das eine Telegramm meldete die gefährliche Erkrankung von Großmama Ulrich, das zweite ihren Hinschied. „Die liebe Großmama ist sanft entschlafen," stand dabei mit Bleistift geschrieben, „es war mir nicht mehr vergönnt, der Heimgegangenen die Hand zu drücken. Auch dir wird ihr Hinschied nahe gehen, dein trauervoller Onkel."

Jetzt vernahm man Schritte. Mr. Holloway kam, um den jungen Mann, der ihm beinahe fremd geworden, zu begrüßen. Er erschrak. War das wirklich Wilfried? Der blühende, unbefangene Jüngling mit den hellen Augen, der heiteren Stirne und den roten Wangen? Lautlos schritt Wilfried am Herrn des Hauses vorüber; blaß und hohläugig, mit einem schlaffen Zug um die Lippen, so betrat er wieder sein Gemach. Mit hastiger Eile riß er sein Schreibfach in dem Koffer auf und tastete nach den Briefen. „Habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch tuest etwas wider Gottes Ge-

bot. Empfange dieſe letzte Mahnung deiner treuen Großmutter.“ Das hatte ihm die Verblichene noch geſchrieben. Wilfried drückte die teuren Schriftzüge an ſeine Bruſt und küßte ſie unter heißen Tränen. Dann verſchloß er die Türe und warf ſich auf das Lager nieder. Mit offenen Augen in das Dunkel ſtarrend, lag er, wehrlos gegen die Flut von Gedanken und Empfindungen, die dieſer Tag des Schreckens in ihm entfeſſelt hatte.

Erſt als der Morgen angebrochen war, und das rege Treiben und Leben auf der Straße wieder ſeinen Anfang genommen hatte, verfiel Wilfried in einen leichten Schlummer.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

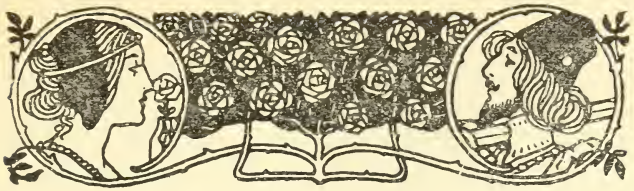
Am Abende dieſes Tages wurde die Bevölkerung Londons durch eine entſetzliche Untat in Aufregung verſetzt. Straßen und Squares des Weſtendes widerhallten von den markerſchütternden Stimmen der Zeitungsverkäufer: Entſetzlicher Mord auf der Brightoneiſenbahn! In einem Coupé erſter Klaſſe des Expreßzuges entdeckte man den Leichnam eines älteren Herrn, deſſen Kopf eine klaffende Schußwunde trug. Verſchiedene Anzeichen laſſen darauf ſchließen, daß ein gewaltſamer Kampf zwiſchen dem Unglücklichen und dem unbekannten Mörder ſtattgefunden haben mußte. Wahrſcheinlich wollte dieſer Ruchloſe verhindern,

daß sein Opfer die Notleine ziehe. Ein so frecher und zugleich so geheimnisvoller Raubanfall hat sich nie vorher auf der Eisenbahn zugetragen. So weit wir wissen, ist noch nicht der geringste Anhaltspunkt zur Entdeckung des Missetäters gefunden. Wenn man es nicht mit einem Wahnsinnigen zu tun hat, so scheinen alle Umstände auf einen vorbedachten Raubmord zu deuten, denn sämtliche Wertsachen des Ermordeten waren verschwunden. Ein weiteres Telegramm aus Brighton meldet, daß ein Verdächtiger verhaftet wurde, aber nachdem er sein Alibi beweisen konnte, wieder auf freien Fuß gesetzt werden mußte.

Am folgenden Morgen hatte Edwin, der Angestellte in der Firma Holyman, Ernest & Co. die eingegangenen Briefe zu öffnen, da sein Prinzipal nach dem Kontinente verreist war, und las zu seiner grenzenlosen Bestürzung in einem derselben die Worte: „Lieber Onkel, wenn du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Mein Entschluß ist gefaßt. Lebe wohl, Wilfried."

Sofort stürzte Edwin zu den Herren Loving & Co., man hatte Wilfried seit einiger Zeit nicht mehr im Geschäfte gesehen. Rasch bestieg der Freund einen Wagen, der ihn mit Windeseile nach dem Westende fuhr. Das Unglaubliche schien leider wahr zu sein; nirgends fand sich eine Spur des Vermißten. Das Zimmer Wilfrieds war leer.

Zweiter Teil.



Erstes Kapitel.

Ein scharfer Wind durchzog das Land; in langen Wasserfäden sank der Regen vom einförmigen Himmel und machte den Aufenthalt im Freien gar unliebsam. Unheimliches Halbdunkel lagerte wie ein riesiger Schatten über Stadt und Land, als sollte alles mit schwarzem Flore begraben werden. Es ist schon ein unerfreuliches Bild, welches das rußige Birmingham mit seinen Schornsteinen und grauen Backsteinhäusern an einem heiteren Tage darbietet; aber es war nicht zu vergleichen mit dem trübseligen Aussehen der großen Fabrikstadt am heutigen Abende, wo der anhaltende Landregen in einen eigentlichen Wolkenbruch auszuarten arten drohte.

Nur ein Fußgänger schien sich um das Wetter nicht zu kümmern. Es war ein mittelgroßer Mann, ein stark aussehender Mensch, der seiner Kleidung nach einen Arbeiter vermuten ließ. Von Zeit zu Zeit warf er einen scheuen Blick unter dem Regenschirme hervor, der von grober Baumwolle war, schritt dann eilig die breite Hauptstraße entlang und ward bald nicht mehr gesehen.

Im Eckzimmer seines einfachen Hauses in der Vorstadt Edgbaston saß William Penn, der angesehene Fabrikbesitzer. Hielt aber auch seine Hand ein Zeitungsblatt fest, so schien seine Aufmerksamkeit von dem Inhalte des Journales nicht gefesselt zu sein, denn er blickte nachdenklich hinaus in die zunehmende Dunkelheit, die sich rasch über die Straßen senkte.

Ruhig lag das freundliche Haus in der baumreichen Vorstadt, sinnend stand William Penn am Fenster, an welches draußen der Regen peitschte. Da tauchte aus der dunstenden Straße der Umriß einer menschlichen Gestalt auf; vorsichtig näherte sich dieselbe dem hölzernen Gartentore und verschwand eiligst unter dem Vordach des Hauses.

„Ein Arbeiter ist draußen und wünscht dich zu sprechen," meldete das Hausmädchen.

„Doch mich wohl nicht? Ein Arbeiter zu dieser Stunde?" fragte der Hausherr verwundert.

„Er wollte mir seinen Namen nicht nennen. Er trägt einen Schlapphut tief ins Gesicht gedrückt, und seine Kleidung ist armselig. Vielleicht ein Bettler."

„Führ ihn herein."

William Penn hatte den Grundsatz, niemanden von seiner Schwelle zu weisen — selbst auf die Gefahr hin, unwürdige Subjekte zu empfangen. Wer ihn einmal gesehen hatte, mußte ihn lieben; selbst die größten Bösewichter würden sein Haus nicht ohne inneres Dankgefühl und Segenswunsch verlassen haben. William Penn war ein schlichter Mann, der für seine Arbeiter sorgte und voll heili-

gen Ernstes glaubte, daß die Grundsätze der allgemeinen Liebe und Menschlichkeit auf Erden verwirklicht werden können. Wirkte aber William Penn auf eine wahrhaft segensreiche Weise in der großen Welt, so war seine Gattin, eine zweite Elisabetha Fry, ein mahnendes Beispiel christlicher Barmherzigkeit und tatkräftiger Nächstenliebe in der inneren Mission.

Das Mädchen hatte sich eben angeschickt, den Fremden hereinzuführen, als derselbe ohne weiteres in das Zimmer stürzte. In demselben Augenblicke erschien auch die würdige Hausfrau in der Türe.

„Helfen Sie mir, um aller Barmherzigkeit willen! Helfen Sie mir, Mrs. Penn! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin Wilfried, Wilfried aus Blauenstein!“

William Penn war aufgesprungen, um seine Frau zu beschützen, denn er hielt den Eindringling für einen Rasenden.

„Wilfried, der kleine Wilfried!“ stammelte die verwirrte Frau. Sie mußte sich erst besinnen. Der Fremde wischte sich mit einem Tuche sein Gesicht und befreite sich von einem falschen Barte. Erst langsam und mit Mühe konnte sich Frau Penn fassen, und entdeckte allmählich, nachdem sie ihn eine zeitlang betrachtete, die alten wohlbekannten Gesichtszüge wieder. Es war wirklich Wilfried, derselbe, den sie in seinem elterlichen Hause zu Blauenstein liebgewonnen hatte. Er war freilich größer geworden, und wie verändert sah er aus, schrecklich verändert! Fast abschreckend erschien sein

farbloses Gesicht, und seine Züge trugen einen traurigen Ausdruck, der ihr vollends fremd war.

Ein lautes Pochen an die Haustüre unterbrach die Stille, die notwendigerweise diesem unerwarteten Zusammentreffen folgen mußte.

„Es ist der Polizist von Scotland Yard!“ schrie Wilfried verzweiflungsvoll. Seine Knie schlotterten, es flimmerte ihm vor den Augen. Den falschen Bart vom Tische reißen und sich in einen nahen Schrank flüchten, war eins.

„Was ist dir, lieber Freund?“ sagte William Penn zu dem zum Tode Erschrockenen, „welch seltsame Furcht erschüttert dein Gemüt? Offenbare uns, was dein Herz bewegt, dieses Haus ist eine heilige Freistadt für die Bekümmerten, unsere Teilnahme gehört den Elendesten.“

Diese freundlichen Worte des hohen Mannes flößten dem unglücklichen Jungen Mut ein; und als die vorsorgliche Hausfrau rasch einige Erfrischungen besorgte, deren er wahrlich sehr bedurfte, begann er sich etwas zu beruhigen. Doch erst nach einiger Zeit war er imstande, die traurige Kunde alles dessen, was er erlebt hatte, seinen Gastfreunden zu geben. Und nun erzählte Wilfried, anfangs zögernd, dann zuversichtlicher, seine ganze Geschichte von dem Augenblicke an, wo er, ein stiller Junge, mit seinem Onkel den Boden Englands betreten hatte. Er erzählte von seiner allmählichen Gesinnungsänderung; er verschwieg nicht, in welchen Taumel von jugendlichen Torheiten er nach und nach versank; er gestand seinen Übertritt zur römischen Kirche; er berichtete von seiner Ver-

lobung mit dem schönen, aber verschwenderischen Fräulein, und verhehlte auch seine Leidenschaft zu anderen weiblichen Erscheinungen nicht. Wilfried schilderte den Schmerz seines guten Onkels und seine eigene Verwirrung.

„Wie ein Donnerschlag," schloß er seine oft von Seufzen unterbrochene Rede, „traf mich der Brief meiner armen Mutter und zeigte mir, in welch unseliger Verblendung ich mich fand. Meine arme Mama! Was soll aus mir werden, wenn ich auch dich verliere?" Und im Innersten erschüttert, bedeckte der unglückliche Junge sein Gesicht mit den Händen und brach in erneutes Schluchzen aus.

William und Frau Penn schwiegen. Ein tiefer Schmerzensausbruch ist immer heilig; und in einem Gefühle, das nicht bloß Teilnahme, sondern Ehrfurcht vor dem Unglücke war, wagten die beiden keinen Laut. Erst nachdem William Penn Wilfried Zeit gelassen, sich ein wenig zu fassen, nahm dieser wieder das Wort: „An jenem Abend, der mir das Billet von Onkel Ernest brachte, fühlte ich mich öde und erstarrt. Alles in mir schien erstorben, chaotisch gährte es um mich her, meine Sinne verließen mich. Wie ich die Nacht zugebracht habe, weiß ich nicht, qualvoll in jedem Falle. Ohne zu wissen, was ich beabsichtigte, stieg ich die Treppe hinunter. Alles war ruhig und still, die Gäste der Pension Holloway saßen im Speisezimmer; kein Mensch bemerkte mein Weggehen. Ich lief die nahe Kensingtonstraße hinunter zum Park. Es war mir, als verfolgten mich die Vorübergehenden mit forschenden, durchdringenden Blicken. Ich rannte,

so schnell mich die Füße trugen, hinaus, weiter, durch endlose Straßen. Als ich endlich einen Augenblick inne hielt, fand ich mich in der Einsteighalle des Viktoriabahnhofes. Ein Zug zur Abfahrt nach der Südküste stand bereit. Rasch löste ich eine Fahrkarte, und schon dampfte der Zug aus der Halle. Als die Häuser spärlicher wurden und die weißen Kreidefelsen der Surreyhügel sich erhoben, da erwachte in mir die Erinnerung an unsere heimatlichen Berge; ich weinte, weinte wie ein Kind, und die Tränen erleichterten mein Gemüt. Ich verließ den Zug an der ersten Haltestelle und eilte dem nächsten Hügel zu. Ja, ich war glücklich, glückselig selbst in meinem Elende, als ich die Landschaft mit Hügeln und Tälern zu meinen Füßen sah.

Was ich beabsichtigte, weiß ich nicht mehr; ich glaube, ich hatte gar keine, keine Pläne. Endlich mahnte mich der Hunger, ins nahe Städtchen hinunter zu steigen, wo ich in einem Wirtshause etwas genoß. Die Abteilung des Zimmers, welches ich betrat, war leer. Ich aß und trank und lauschte achtlos der Unterredung, die einige Männer nebenan in ziemlich erregtem Tone führten. Bald aber fesselte das, was sie sagten, meine ganze Aufmerksamkeit. Gespannt folgte ich ihrem Gespräche; und wie groß war mein Schrecken, als ich vernahm, in einem Zuge von London nach Brighton sei ein alter Herr von einem jungen Manne ermordet worden! Meine Knie zitterten und wollten mir den Dienst versagen, mein Haupt senkte sich gedankenschwer auf die Brust. „Ein Mord auf derselben Linie, auf der ich fuhr!“ dachte ich. „Und

der Mörder ein junger Mann; wer weiß, man wird mich Unglückseligen für den Mörder halten!" Eine grenzenlose Furcht überkam mich, Todesschrecken rieselte durch meine Glieder. Fliehen, mich verbergen, war mein erster Gedanke. Ich . ."

William Penn war sichtlich in großer Bewegung und ging erschüttert auf und ab.

„Lieber Freund," sagte er endlich, während seine Gattin voll Mitleid hinsah, „ich zweifle keinen Augenblick an dem, was du berichtest, aber warum denn diese törichte Furcht, die sich dir ganz unnötigerweise aufdrängte?"

„Denken Sie an meinen damaligen Seelenzustand, Mr. Penn," rief Wilfried leidenschaftlich, „die Gedanken durchschwirren unser Gehirn viel rascher, als wir sie aussprechen können, namentlich in Zeiten vermeintlicher oder wirklicher Gefahr. Die Verwirrung hat oft schon den Tapfersten zum Feiglinge gemacht, und einen Helden konnte man mich nie nennen. Leicht wäre es jenen Männer gewesen, mich in der verwirrten Gemütsverfassung, in der ich war, zu überreden, daß ich und kein anderer den Mord begangen habe. Meine trostlose Verzweiflung machte mich gerade zu einer Zeit zum Mutlosen, wo ich am meisten der Geistesgegenwart und Ruhe bedurfte. Kann man mich nicht aus Argwohn beobachten lassen? Die geheime Polizei wird mich verfolgen, auf allen meinen Schritten sehe ich lauernde Gesichter. Wilfried in den Händen der Polizei! — Diese Nachricht allein würde genügen, um meine Mama zu Boden zu werfen."

William Penn blieb ernst und stille.

„Erzähle weiter, was sich hierauf zugetragen hat," mahnte er endlich.

„Ob man mich im Wirtshause beachtet hat, weiß ich nicht; ich hatte am Hause gegenüber den Schild eines Trödlers bemerkt. Wie unsinnig eilte ich in den Laden und handelte rasch einen alten Rock, diesen Schlapphut und einen falschen Kinnbart ein. Um nur recht geschwind fortzukommen, gab ich dem Krämer ein Goldstück, deren ich stets mehrere in der Tasche führte. Der Händler stand vor mir, sah bald das Geld an, bald mich. Um meine Verlegenheit zu verbergen, starrte ich auf eine Landkarte, die einzige Zierde der Trödlerbude. Ich mußte mit dem Finger darauf gedeutet haben, denn der Mensch wollte wissen, ob Birmingham denn der Ort meiner Herkunft sei. „Nein!" rief ich, eiligst den Laden verlassend. Mit verdoppelter Eile rannte ich durch Seitenwege und Fußpfade in mehrfach veränderter Richtung, bis mir ein verlassener Steinbruch Unterkunft bot. Ich schlüpfte in eine Höhle, befestigte den Bart unter meinem Kinn, färbte mir die Augenbrauen und das Gesicht mit dem Mergel und wanderte so weiter. Mein Schreck war grenzenlos, mein Kopf schmerzte, ich glaubte, jeden Augenblick zu sterben."

„Armer, junger Freund," sagte William Penn, als Wilfried tief Atem schöpfte. „Und wie ging es weiter?"

„Schlecht und elend. Gehetzt wie der Sklave in Onkel Toms Hütte, mit einem falschen Verdachte auf mir lastend, den ich selbst durch mein kopfloses

Benehmen auf mich heraufbeschworen hatte, wollte ich lieber auf die Tretmühle gehen, als dieses Leben weiter führen zu müssen. Sumpfige Moore waren meine Zuflucht, die Nächte brachte ich meist in verlassenen Scheunen zu. Meine größte Furcht war, angeredet zu werden; ich war überzeugt, daß mein Zittern Argwohn erregen würde. Ich scheute mich, nach London zu gehen, und dennoch zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin zurück. Geradezu vernichtend wirkte es auf mich ein, als ich in einem Dorfe einen Maueranschlag erblickte, auf welchem ich mich vom Kopf bis zu den Füßen beschrieben las. Der Krämer von Surrey mußte ein gutes Gedächtnis gehabt haben. Ich vergaß meine Verkleidung und vermeinte jeden Augenblick, die Handschellen des Detektivs an meinen Gelenken zu spüren. Was würde die Beteurung meiner Unschuld vor Gericht fruchten?" Wieder erfolgte ein wilder Ausbruch der bittersten Verzweiflung.

„Ich kam in London an," fuhr der Geängstigte nach einer Weile fort, „mein Herz pochte laut. Wohin sollte ich gehen? Planlos irrte ich umher und gelangte endlich in die Gegend der Euston Road, wo ich einen neuen, großen Schreck hatte. Ich war immer bange, erkannt zu werden, weil ich meiner Verstellung doch nicht hinlänglich trauen durfte. In einer schmutzigen Seitengasse gerieten sich, gerade als ich vorüberschritt, zwei Weiber von einem Wortwechsel ins wirkliche Handgemenge. Es entstand ein Tumult von Geschrei, Gelächter, Flüchen, Schlägen und rachsüchtigsten Verwünschun-

gen der fürchterlichsten Art. Alles wollte Zeuge des Streites sein und rannte durcheinander. Ohne mich um diese Szene zu kümmern, wollte ich weiter schreiten, als ich zwei vornehm gekleidete Männer gerade auf mich zukommen sah. „Es sind Geheimpolizisten, dich zu verhaften," rief es in mir. Der starre Blick, den ich ihnen zugeworfen, mußte ihre Aufmerksamkeit erregt haben, mein Äußeres verriet ihnen den Bettler. „Nun seht einmal diese Frechheit!" rief der eine und steckte eine Zigarette in Brand, „gibt es denn keine Polizei?" Für meine Sicherheit besorgt, griff ich zu einem verzweifelten Mittel, ich stürzte plötzlich aus dem Menschenknäuel und eilte um die Straßenecke. Durch diesen unbedachtsamen Streich machte ich jedoch meine Sache schlimmer. Bald hörte ich, daß mehrere Menschen mich verfolgten, und der Ruf: „Haltet den Dieb!" setzte auch andere in Bewegung. Wie toll rannte ich in die Halle der Midlandeisenbahn, als wenn ich einen abfahrenden Zug besteigen wollte, durcheilte mehrere Wartesäle und verließ das Gebäude auf der anderen Seite. In dieser Weise gelangte ich zum nahen Nordwestbahnhofe, wo es mir gelang, unbefangen einen Zug zu betreten. Die auf meinem Gesichte aufgetragene Schminke verbarg den Mitreisenden seine Glutröte, das Rollen des Zuges übertönte das Klopfen meines Herzens. So bin ich verlassen, krank und elend, zu einem Leben verdammt, das schrecklich ist; in meinem Kopfe lagert sich ein quälender Druck, der nicht weichen will; das schwere, heiße Denken bohrt tiefer und

tiefer und zeigt mir die ganze Erbärmlichkeit dieses Lebens."

Mit der größten Teilnahme hatten William und Frau Penn dieser Erzählung zugehört, und als Wilfried beendet hatte, begann der erstere mit bewegter Stimme: „Es ist ein schweres Bekenntnis, mein lieber Freund; aber Gott wird denen, die ihn lieben, alle Dinge zum besten lenken. Wenn du in eine Gemütslage gerätst, die dich beinahe zwingt, das ganze Dasein, das Universum zu verfluchen und den Vater zu verwünschen, der dir dein Dasein schenkte, dann erst, nachdem die Freuden dieses Lebens apokryph geworden sind, lernst du dem Freunde nahen, der einen Zachäus und eine Magdalena nicht verstoßen hat. Nur wer in Abgrundtiefen versunken war, kann die wunderbare Schönheit des christlichen Urbegriffes, rettende Liebe für einen jeden, ergründen; und eben darum wird dieses kostbare Kleinod nie auf eine systematische oder formelle Weise errungen werden können. Ja, es ist wahr," schloß William Penn, „wir sollen Christus in uns wohnen lassen."

Der arme Verfolgte wurde von dem würdigen Paare in ein Schlafzimmer untergebracht, wo er vor den Augen der übrigen Bewohner des Hauses verborgen blieb. Aber sein Schlaf glich mehr einem unerquicklichen Halbschlummer und wurde von den fürchterlichsten Träumen unterbrochen. Mehr als einmal fuhr er entsetzt in die Höhe; aber das Bewußtsein, sich an einem sicheren Orte zu finden, beruhigte ihn auf Augenblicke.

Wilfried verharrte vorläufig in seinem Zimmer,

nachdem er einen neuen Anzug, der neben seinem Bette lag, gegen die elenden, vom Regen durchdrungenen Lumpen vertauscht hatte. William und Frau Penn saßen unten am Frühstückstische und berieten, was zunächst für die Sicherheit ihres Schützlinges zu tun sei. Da wurde der Gärtner gemeldet.

„Nun, John, hat der Blumenhändler die Tulpen schon geliefert?“ fragte William Penn den Eintretenden.

„Die Tulpen sind seit gestern abend im Garten,“ sagte der Gärtner, ein alter Mann, der gerne Gelegenheit suchte, um seinem Arbeitgeber eine Neuigkeit zu melden, die schwer auf ihm lastete. „Als ich gestern in der Dämmerung . . .“

„Was ist denn geschehen, John?“ meinte William Penn mit der unbefangensten Weise, obschon sein Herz vor Erregung schlug und auch seine Frau eine gewisse Ängstlichkeit nicht verbergen konnte.

„Ich war mit dem Ordnen der Blumentöpfe im Treibhause beschäftigt. Der Regen goß in Strömen, als in der Baumallee, welche zum Kloster der Oratorianer führt, ein Polizeimann auftauchte und langsam an unserem Garten entlang schlenderte.“

„Es war eine Streifwache, die jede zwanzig Minuten die Straße durchschreitet. Was ist denn da Besonderes, John?“

„Höre weiter!“ entgegnete John. „Kaum war der Uniformierte verschwunden und alles stumm geworden, als es sich wieder regte und eine Person

von sehr verdächtigem Aussehen hinter den Bäumen sachte hervorschlich. Es war ein Mensch mit braunen Gummischuhen an den Füßen, sein Bart war lang und ein zerknitterter Hut bedeckte die Hälfte seines Gesichtes."

„Und was geschah dann, John?" rief die Hausfrau, die vor Angst beinahe zitterte, da sie den armen Wilfried für entdeckt hielt, „was hatte der Mensch mit unserem Hause zu tun?"

„Er warf lauernde Blicke nach allen Seiten, dann näherte er sich rasch dem Gartentore, aber er öffnete es nicht, sondern sprang gewandt wie Katze über die Hecke, wo er im dichten Gebüsche verschwand. Nach einer halben Stunde wurde es wieder lebendig in der Hecke; ich sah Füße sich regen und vermutete, daß sie demselben Menschen gehörten, den ich vorhin gesehen. Richtig, da stand mein Mann schon, als ob er erst die Straße heruntergekommen wäre, am Gartenzaune. „Ist euch nicht ein junger Mann aufgefallen, der diese Straße herunterrannte?" fragte mich der Mensch. „Niemand, Mister," antwortete ich, ihn anstaunend, „was soll's denn mit ihm sein? Seit sechs Uhr arbeite ich hier im Garten und sah keine Seele als den Bobby, — im Volksmund heißt der Schutzmann nur Bobby — der Mensch wünschte mir gute Nacht und entfernte sich."

„John," belehrte William Penn den Gärtner, „es war wahrscheinlich ein Geheimpolizist, der wegen eines Einbruchdiebstahls in der Nachbarschaft Wache hielt. Wir müssen froh sein, daß die Polizei so genau ist."

John war zufrieden.

Dem armen Wilfried standen die Haare zu Berge, als man ihm das Vorgefallene mitteilte. Er griff sich an den Unterkiefer, Gott im Himmel! da werden die Knoten des Hängeseiles befestigt. Vergebens tröstete ihn Frau Penn und mahnte zum Gottvertrauen. Trübe und düster verging der Tag.

Am Abend kam William Penn aus seiner Fabrik zurück und brachte keine tröstlichen Nachrichten. Die Tagesblätter waren voll Neuigkeiten, die mit der Untat auf der Brightoneisenbahn direkt oder indirekt zusammenhingen. Man wollte einen jungen Verdächtigen gesehen haben, dessen Spuren sich bis nach London und Birmingham verfolgen ließen. Die Londoner Polizei arbeitete Tag und Nacht, um mit dem ihr eigenartigen Scharfsinne das Geheimnis zu lüften. Es lag in diesem Ereignis etwas so Außerordentliches, daß in der ganzen Bevölkerung Englands kein Mensch war, dessen Einbildungskraft nicht an dasselbe gefesselt wurde. Worte und Blicke wurden abgewogen, Hunderte von jungen Leuten vor den Untersuchungsrichter gestellt; ja, einige im Gemüte Zerrüttete drängten sich in die Polizeistationen, um eine Tat zu bekennen, die sie nie begangen hatten, und mußten fast gewaltsam aus den Gebäuden entfernt werden. Eine wahre Flut von Zuschriften aus dem Publikum ergoß sich über das Londoner Polizeikommissariat zu Scotland Yard: Die allerverschiedensten Ratschläge und Winke zur Entdeckung des Mörders, seltsame Annahmen und Begründungen der furchtbaren Tat wurden eingeschickt; ja, einige unbe-

kannte Spaßvögel wollten den Schlupfwinkel, wo sich der mutmaßliche Mörder verborgen hielt, genau kennen und lachten recht herzlich, wenn sie die guten Wächter der öffentlichen Sicherheit hintergangen hatten.

Klagende Windstöße strichen über die Vorstadt Edgbaston und schüttelten Baumalleen und Gebüsche mit starker Faust. Auch der zweite und dritte Morgen brachte Nebel und Regen. Es gab keine Sonne, keinen Mond mehr. Ebenso traurig war die Stimmung des armen Wilfried. Der fieberhaften Aufregung seiner Nerven folgte das Bewußtsein trostlosester Verlassenheit und Niedergeschlagenheit. Er fühlte sich unsäglich elend, vernichtet. Das war nur ein Kinderspiel gewesen, als man ihn einst im Gymnasium verleumderisch bezichtigt hatte; und doch, wie hatte er sich damals für den Unglückseligsten aller Menschen gehalten! Wilfried war nunmehr in der Lage des Mannes, der an die herrlichste Tafel geführt wurde und dem Hungertode verfiel; er sah das Schiff, das sein ganzes Vermögen trug, in den Hafen einlaufen und an der Schutzmauer zerschellen. Dieser Zwiespalt zwischen den Forderungen des menschlichen Herzens und der Jämmerlichkeit des Empfangenen ist tief tragisch und durch und durch wahr. Wer hätte das nicht schon selbst empfunden?

Einige Tage gingen vorüber, ohne daß sich etwas Besonderes zugetragen hätte. Die liebenswürdige Familie tat alles, den Unglücklichen zu trösten. Man beriet hin und her, und eines Morgens sprach sie William Penn, nachdem er die

Zeitungen sorgfältig durchgesehen, folgendermaßen aus: „Wir können nichts Besseres tun, als unseren Freund noch einige Tage in strengster Verborgenheit zu halten. Dann erweitern wir allmählich diese Ordnung, wir machen es so: Wilfried soll mich hie und da nach der Stadt begleiten. Sein gänzlich neuer Anzug und sein verändertes Aussehen wird ihn vor allen Nachstellungen schützen, dafür stehe ich. Den Namen Wilfried drückt kein Verdacht; die Häscher fahnden vielmehr nach einem unbekannten jungen Manne, dessen Benehmen ihre Aufmerksamkeit erregen mußte. Unser Freund war es selbst, der sich durch sein unglückseliges Gebaren an jenem Tage einen furchtbaren Verdacht aufbürdete. — Wer weiß, wozu alles gut ist! Du kanntest deine Fehler und Schwachheiten nicht, jetzt hast du dich selbst erkennen gelernt. Sendet uns Gott nicht Leid und Wehe, auf daß das Herz fest werde! Ein oberflächliches Leben, in welchem alles glatt zu gehen scheint, hat nichts Bildendes oder Veredelndes für den Menschen. Die Bequemlichkeit nimmt nur unsere Sinne in Anspruch, ohne den Charakter zu kräftigen. Das behagliche Hingleiten auf ruhigem Fahrwasser bewahrt uns nicht vor dem Untersinken, denn der leiseste Windstoß vermag den Kahn in eine Stromschnelle zu werfen, in der er sich fortwährend dreht, ohne weiterzukommen. Dagegen nötigt uns gerade ein sturmgepeitschtes Meer, mit Aufbietung all unserer Kräfte dem Winde zu widerstehen. O, welche Freude empfinden die Schiffer über ihre glücklich vollendete Fahrt! Erschöpft, dem Tode nahe,

schmachtet der schiffbrüchige Matrose auf dem Wracke, aber, siehe da: beim Auftauchen eines fernen Segels durchströmt ihn neues Leben, er fühlt sich neu geboren, und sein Vertrauen wird in ihm so lebendig, wie er noch nie besessen. Denn er ist fest überzeugt, daß seine Rettung nahe ist. Und so halte auch du, mein junger Freund, die Hoffnung und verzage nicht, eingedenk des apostolischen Wortes: „Wir sind gerettet durch die Hoffnung."

Ein glücklicher Umstand forderte unsere Freunde auf, geduldig zu sein. John, der Gärtner, war der treueste Mensch, den man sich denken mochte, aber er hatte einen Fehler, den man ihm nicht abgewöhnen konnte: er konnte nicht schweigen. Was er wußte, wußte in einer Stunde die Welt. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß gerade in jenem Augenblicke, als Wilfried sich dem Hause näherte, der Gärtner im Hintergebäude mit den Gerätschaften beschäftigt war. Aus dem Geplapper des Alten zu schließen, konnte sich der des Mordes Verdächtige nicht in dieser Straße befinden; so dachte jener Geheimpolizist, welcher wie ein Schweißhund der Spur des jungen Mannes bis nach Edgbaston gefolgt war.

Einsam und ruhig war die Straße. Die Detektives und uniformierten Häscher schwärmten um so mehr in den anderen Stadtteilen nach dem Verdächtigen. Hierauf baute William Penn seinen Plan. Er wie seine Gemahlin war von der Unschuld seines Schützlings durchaus überzeugt, aber

was nützen alle Berufungen auf die Unschuld: Das Gericht will keine Beteuerungen, mögen sie noch so feierlich sein, sondern Akten, Beweise. Was nicht in den Akten steht, ist nicht in der Welt, existiert nicht für den Richter. So wie die Sachen lagen, sprach ein schwerer Verdacht gegen jenen jungen Menschen, der von Surrey entflohen war. Desto entschlossener war William Penn, Wilfrieds Unschuld an den Tag zu bringen oder ihm in seiner verhängnisvollen Lage nach Kräften beizustehen.

Vorsichtig wurden alle Kleider, welche Wilfried getragen, vernichtet. Aus dem ärmlichen Bettler machte man einen anständig gekleideten jungen Mann, der häßliche Kinnbart verschwand, und Wilfried konnte sich trotz aller Betrübnis eines Lächeln nicht erwehren, als er sich vor dem Spiegel mit Backenbärtchen und einer goldenen Brille fand.

Nach Verlauf von einer Woche konnte William Penn keine Gründe mehr finden, den Verborgenen länger zurückzuhalten; und so sah sich Wilfried zum erstenmal beim Mittagstische der Familie, welcher er als ein Bekannter vom Kontinente vorgestellt wurde. Da die gute Frau Penn von ihrem Aufenthalte in Deutschland wußte, daß dort Wein oder Bier nur selten bei der Mahlzeit fehlten, hatte sie beides für Wilfried auf den Tisch gestellt; ja, William Penn sorgte selbst für ein Kistchen Zigarren, um die Bequemlichkeit seines Gastes zu erhöhen, obschon die Quäker keine geistigen Getränke genießen und nicht rauchen. Aber Wilfried lehnte alles dankend ab. Er konnte doch nicht umhin, Vergleiche anzustellen zwischen seinen

feinfühlenden Gönnern und jenem gottseligen Mr. Holyman, der Feuer vom Himmel auf einen jeden erflehte, der eine Zigarre in Brand steckte.

So kam der Sonntag.

Zweites Kapitel.

„Die römisch-katholische Kirche des Kardinal Newman ist hier ganz in der Nähe, Wilfried. Ich will dich hinbegleiten, wenn du dem Gottesdienst beiwohnen willst," sagte William Penn nach dem Frühstücke.

Wilfried staunte über den Edelmut dieser Leute. Es war von William Penn keine Kleinigkeit, daß er sich hergeben wollte, mit seinem Gaste eine katholische Kirche zu besuchen; aber die Gastfreundschaft steht obenan, und den leisesten Wunsch eines Mitmenschen hoch zu achten, gereicht dem Quäker zur heiligen Freude. Aber Wilfried empfand keine Lust, die Messe anzuhören, sondern erklärte sich bereit, William Penn in seinen Gottesdienst zu begleiten.

Die ganze Familie rüstete zum Ausgange. Scheu, zaghaft schritt Wilfried zwischen seinen Beschützern, seine Angst wollte oft überhand nehmen. Todesschweiß rann über sein Gesicht, als ein Schutzmann zufällig die Straße herüber kreuzte. Aber eine dankbare und tröstende Stimmung kehrte wieder, wenn er auf seinen Begleiter schaute; diese hohe

Gestalt schien unserem geängstigten Freunde etwas wie Zuversicht einzuflößen.

Das Zimmer, in welchem sich die Quäker zu ihren sonntäglichen Erbauungen versammelten, lag ziemlich ferne in der inneren Stadt. Kein Name, keine Inschrift bezeichnete es. Kein Kreuz, kein Spruch diente dem Raume zur Zierde. Als William Penn mit seiner Familie erschien, erhoben die Anwesenden, ohne zu sprechen, ihre Augen; die tiefe Stille wurde durch nichts unterbrochen, und Wilfried fühlte sich sehr verlegen. Wie eine Mahnung aus fernen Zeiten fiel ihm ein letztes Wort seines Onkels ein: „Nicht in Momenteindrücken, nicht in methodischer Weise, sondern in den Eingebungen des Alltaglebens äußert sich das Wehen des Geistes.“ Als aber Wilfried diese ehrlichen Leute versammelt, in allen Gesichtern einen Ausdruck tiefer Ehrfurcht gemalt sah, als er das Antlitz des edeln Mannes schaute, der den Verstoßenen und Elenden dieser Welt sein Haus öffnete, da fühlte er sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Ja, diese Kommunisten des Gottesreiches verkehren mit dem einfachsten Manne in liebreichster Weise, und was unsere modischen Weltverbesserer zur Karikatur machen, die Gleichheit und Brüderlichkeit, erhält bei ihnen praktischen Wert. Laßt immerhin diese Quäker ein jegliches Priestertum, jeglichen Eidschwur, alles Tragen von Waffen und die Teilnahme am Krieg verwerfen, — ihr Protest gegen alles Dogmatische ist die letzte und reinste Verwirklichung der ursprünglichen Lebensideale christlicher Grundsätze.

„Meine Brüder," sprach William Penn, „wir trachten alle nach einem Ziele. Die Magnetnadel unserer Pilgerfahrt zeigt immer nur nach einer Richtung. Aber widrige Winde nötigen uns oft zu lavieren. Wir mögen noch so viele Segel setzen, als das Schiff tragen kann, so scheinen wir nicht recht fortzukommen, und mehr als einmal ertönt der schreckensvolle Ruf „Brandung nach vorn!" Wir sind für Gott geschaffen und für das Herrlichste bestimmt. Aber wie oft senkt sich wie ein Nebel die nächtliche Finsternis unseres eigenen Unverstandes auf unsere Pilgerfahrt und gibt uns schutzlos den starken Strömungen preis, welche den Kurs zwischen den Klippen so gefährlich machen! Wohin weist uns die Magnetnadel unseres Herzens? Zu Gott. Was ist Gott? Gott ist die Liebe. Ja, meine Brüder, in diesem Zeichen soll die Schöpfung stehen, von dieser Sonne beleuchtet werden. Und nur in der Ausübung himmlischer Liebe findet die Menschheit den verlorenen Frieden wieder. Der ganze Hauch der Gottesreligion ist Liebe; alle Tugenden, die Jesus Christus lehrte, gründete er auf Liebe zu Gott und den Menschen.

Darum lasset uns das Schwert ziehen und für das Gottesreich kämpfen, nicht wie der Schweizer Tell, Wallace von Schottland oder Garibaldi von Italien, die nur für nationale Rechte fochten. Wir kennen ein größeres Vaterland, das auf der Landkarte nicht abgezirkelt ist; es gilt der ganzen Menschheit, es gilt einem jeden Menschen, daß er heilig werde und frei wie Christus selbst.

„Sie sind tot, die nach dem Leben des Kindleins

trachteten." Das Evangelium der Nächstenliebe ist neu lebendig in unseren Tagen. Der Spötter Voltaire tat einst den Ausspruch, daß zwölf Männer das Evangelium aufbauen mußten, aber er wolle zeigen, daß es ein einziger Mann umstürzen könne. Ist das wirklich geschehen? Gewiß nicht, meine Brüder! Das falschverstandene Evangelium allerdings ist auf Sand gebaut und kann von einem einzigen Manne zertrümmert werden. Jesus Christus aber lebt heute noch, überall, wo liebevolle Gesinnung herrscht. Wir dürfen unser Gemüt nicht durch vorüberziehende Wolken trüben lassen. Noch heute naht die sanfte Lichtgestalt den Verlassenen und tröstet sie. Es ist der Heldengeist der Liebe, der unter Menschen wandelt. Ja, wenn es Abend werden will, Krankheit und finstere Schwermut überhandnehmen, da kommt die Liebe, himmlische Liebe, da kommen die Trostesworte treuer Freunde. Ja, das ist Religion, denn die Liebe kommt vom Himmel und wird erst im Kreuze geoffenbart. Da klingt das fromme Lied der Krankenschwester weihevoller, zum Herzen sprechender, als alle Vorträge des Domchores und Konzertsolisten. Erst das Elend, der Jammer heilt jene Wunden, welche in den chirurgischen und pharmazeutischen Abteilungen als längst unheilbar erklärt wurden. Das verborgene Motiv, welches das Wunder bewirkt, ist die Liebe. Da werden die Standesunterschiede überbrückt, da wird nicht mehr nach Taufschein oder Beichtzettel gefragt: vom Kreuze flattert das Pergament des Eigendünkels zerrissen hernieder. Das ist das Gottesreich, das

wir suchen; die Liebe ist der Ambos, wie Theodore Beza sagt, an welchem alle eisernen Hämmer zerbrechen."

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, dann nahm William Penn wieder das Wort: „Aber oft muß uns ein Gefühl der Wehmut und der Trauer überkommen, wenn wir unsere Lauheit mit der rastlosen Tätigkeit anderer vergleichen. Einem jeden Menschen ist ein Pfund anvertraut worden, auf daß er wie ein Verwalter von fremden Gute davon den richtigen Gebrauch mache. Der Fleiß, mit welchem du dein dir angewiesenes Feld bebaust, erregt die Aufmerksamkeit eines jeden, der des Rates und der Hilfe bedarf. Dann erst, wenn du selbst imstande bist, zu raten und zu helfen, und der andere deines Beistandes bedürftig wird, kannst du es als einen Teil des dir angewiesenen Tagewerkes erachten, ihm zu raten und beizustehen.

Soll denn ein Bürgerkrieg herrschen im Innern des Menschen zwischen der Sehnsucht des Herzens und unserer Verzagtheit, wie in einem schlecht organisierten Staate! Halten wir fest am Glauben an die Verwirklichung des Gottesreiches! Christus ist keine Lüge, seine Taten sind keine schöne Legende, sie sind Wahrheit. Mit Recht sagte einst Angelus James: „Errichtet einen Holzschuppen neben der St. Paulskathedrale, gebt mir einen Mann, der von der Liebe des Gekreuzigten predigt; und dieser Holzschuppen wird gedrängt voll Zuhörer stehen, während im herrlichen Dome nebenan alle süßen Litaneien der Chöre nur an tote Statuen klingen, wenn dort nicht auch die Liebe gepredigt wird."

Ich muß Christus in meinem Herzen tragen, wenn ich ihm andere zuführen will, um dem Gottesreiche Menschen zu gewinnen. Sei voll der frohen Botschaft, und du wirst sie auch anderen verkündigen! Wir alle kennen die Geschichte von dem Gefangenen, der das Bild Christi mit seinen Fingernägeln in die Mauer des Kerkers kratzte, um es seiner einzigen Freundin, einer Spinne, zu zeigen."

„Brüder," sagte ein junger Mann; sein braunes Gesicht und seine derben Züge ließen in ihm den Heizer aus der nahen Maschinenfabrik erkennen, „man will vielerorts geltend machen, daß die frohe Zuversicht auf ein seliges künftiges Leben uns zur Verrichtung unserer Pflichten hienieden gleichgültig, ja, untauglich mache."

„Gerade das Gegenteil," erwiderte William Penn. „Ich gedenke vielmehr jenes berühmten Malers, der mit einer unbeschreiblichen Sorgfalt zu Werke ging und den Pinsel nie beiseite legen wollte. Als man ihn fragte, warum er sich denn solche Mühe gebe, war seine Antwort: „Weil ich für die Ewigkeit male." Erfreute denn sein Gemälde nicht die Augen seiner Zeitgenossen? Spornt denn der Gedanke an die herbstliche Ernte den Landwirt nicht schon im Frühjahr zur Tätigkeit an und läßt ihn die Aussaat mit verdoppelter Sorgfalt bestellen? So sind Diesseits und Jenseits, Gegenwart und Ewigkeit eng mit einander verschlungen, in großen, heiligen Kreisen zusammengeknüpft; so spiegelt sich in unserem freudigen Bewußtsein der erfüllten Pflicht der Widerschein jenes Gottesreiches, nach dem wir trachten."

Die Andacht war zu Ende. Wieder herrschte tiefes Stillschweigen, ein jedes überließ sich seinen eigenen Betrachtungen, dann reichte man sich gegenseitig die Hand. Lautlos, wie sie gekommen, verließ die Gemeinde den Versammlungsort. Der Rest des Sonntages wurde ruhig und in Zurückgezogenheit zugebracht.

Was nun? Wilfried legte die Hand an den schmerzenden Kopf. Wohl hatten die herrlichen Worte des Vormittages einen wohltuenden Einfluß auf ihn ausgeübt, aber er fühlte sich doch wieder unendlich unglücklich. Die Freunde waren in die Abendandacht gegangen, nur Wilfried blieb auf seinem Zimmer zurück.

Kalt und tot lag es vor ihm. Suchend irrte sein Blick umher, nirgend war ein Ausweg zu sehen. Das Schicksal so vieler Menschen hing von ihm ab; und er, der jede Fliege aus dem Waschbecken rettete, stand selbst in großer Gefahr, sein Leben hing an einem dünnen Faden, der jeden Augenblick reißen konnte. Was war aus seinen Lieben in Blauenstein geworden? Eine Todesblässe überzog sein Gesicht. Langsam, entsetzlich langsam vergingen die Minuten. Mechanisch blickte Wilfried auf die Straße hinunter. Endlich sah er die hohen Gestalten seiner Beschützer die Allee einherschreiten.

„Leidet mein Freund wieder am Verfolgungswahn des jammervollen Castlereagh," lächelte der freundliche Hausherr, als er die bekümmerte Miene des jungen Mannes sah, „während er doch zu Tun und Wirken des großen Cobden berechtigt wäre?"

„Lieber Herr Penn," sagte Wilfried unter Tränen, „sehen Sie, der Gedanke an meine Vergangenheit ist mir schon qualvoll genug, aber diese Ungewißheit und beständige Angst drückt mich vollends nieder."

„Geduld, Geduld, mein Lieber! Vielleicht wird der wirkliche Mörder schon heute, morgen entdeckt."

„Vielleicht auch erst nächstes Jahr oder gar nicht," rief Wilfried erregt. „Bis dahin soll ich verdammt sein, ein Leben ohne Existenz, Zweck, ohne Namen und Bewußtsein zu führen?! Sie kennen doch, Frau Penn, jenen Spruch, den mir Mama einst in mein Liederbuch schrieb?"

„Ich erinnere mich an das Buch, Wilfried, aus dem du mir oft vorlasest," erwiderte die Angeredete. „Der Spruch ist von Konrad Ferdinand Meyer." Und im tadellosesten Deutsch rezitierte Frau Penn die Klage des sterbenden Hutten:

„Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll,
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll."

„Das will ich auch nicht," lächelte William Penn. „Überlasse es mir, für deine Sicherheit zu sorgen. Das beste wäre freilich, wenn du den heißen Boden Englands verlassen könntest. Aber bevor du das Wagnis unternimmst, muß ich die Gewißheit haben, daß sowohl deine Erscheinung als auch dein Benehmen nicht die leiseste Aufmerksamkeit erregen. Wir fahren morgen irgendwohin, nach dem hübsch gelegenen Kenilworth, betrachten uns die Ruine und treffen noch vor Nacht wieder hier ein. Genau werde ich aus den Gesichtern der Mit-

reisenden lesen können, ob sie bei deinem Anblick nicht Verdacht schöpfen. Sollte sich etwas zutragen, so könnte ich dich wenigstens für den Augenblick beschützen und vor dem Ärgsten bewahren. Läuft aber, wie ich bestimmt erwarte, unsere Probefahrt ohne beunruhigende Zwischenfälle ab, so wirst du deine Abreise nach dem Kontinente ohne Gefahr antreten können."

Am Montag goß es wie mit Mulden vom Himmel, als William Penn mit seiner Familie und Wilfried zum Bahnhofe schritt, so daß sich der junge Blauensteiner wunderte, wie man bei solchem Wetter ausziehen mochte. Voll Angst betrat er die Einsteighalle; ja, als der Schaffner die Fahrkarten prüfte, war Wilfried abermals drauf und dran, zu entfliehen, und nur ein ernster Blick seines Begleiters hielt ihn von dem Beginnen zurück. Überraschend schnell hatte sich der Himmel aufgehellt; denn es ist bekanntlich nichts Seltenes, daß auf dem Lande heiterer Sonnenschein herrscht, während die Dunstmassen über den großen Fabrikzentren sich gegen Mittag verdichten und häufig in unendliche Platzregen auflösen.

Beim Anblick der Ruine von Kenilworth vergaß Wilfried auf eine Weile seine traurige Lage. Hier war es, wo einst sich die Königin Elisabeth mit ihrem Großschatzmeister, dem berühmten Lord Burleigh, von dem schönen, aber charakterlosen Leicester bewirten ließ. Wehmütig erinnerte sich Wilfried der Burgruine bei Blauenstein, die er als froher Knabe oft bestiegen hatte, und auch Frau Penn gedachte der vergangenen Zeiten.

Eine Einladung zum Tee im nahen Garten brach die Unterhaltung ab. Auf dem Tische lagen mehrere Zeitungsblätter. Wilfried hatte seit Wochen keine Zeitung mehr berührt. Unschlüssig zaudernd, nahm er doch endlich ein Blatt zur Hand. Da fiel sein Blick auf folgende Stelle: „Gefunden in der Themse, in der Nähe des Ufers, der stark in Verwesung übergangene Körper eines jungen Mannes. Auf der beinahe unkenntlich gewordenen Leiche wurde einiges Geld und eine leere Brieftasche gefunden. Der Leichnam konnte nicht identifiziert werden. Auf der Brieftasche stand der Buchstabe W auf dem silbernen Schlosse. Der Leichenschauer stellte den Besichtigungsschein aus: „Gewaltsamer Tod durch Ertrinken, wahrscheinlich Selbstmord."

Erschüttert starrte Wilfried auf das Blatt, es zitterte in seiner Hand. Dieselbe Tat wie dieser unbekannte Unglückliche hatte er vor kurzem selbst begehen wollen! — Glücklicherweise war niemand im Garten, der seine Aufregung bemerkte. So unbefangen als möglich reichte Wilfried seinem Beschützer das Zeitungsblatt und machte ihn auf den Artikel aufmerksam.

Das freundliche Gesicht William Penns nahm einen sehr ernsten Ausdruck an, er schüttelte den Kopf und meinte, daß dieser Umstand der ganzen Angelegenheit seines Freundes eine andere Wendung geben könne.

„Deine Bekannten in London werden dich in jenem unkenntlich gewordenen Selbstmörder vermuten; die Worte, die du am Tage deines Ver-

schwindens an Onkel Ernest richtetest, werden diese Vermutung nur bestärken. Deine Freunde werden dich für tot halten und ihre Nachforschungen nach dem verschwundenen Wilfried einstellen. Deine arme Mama wird deinen Tod betrauern — ein lautes Schluchzen unterbrach den Sprecher — aber dein guter Onkel in London wird Sorge getragen haben, deiner Mutter die Trauerkunde so behutsam als möglich mitzuteilen. Was ich sagen wollte, du brauchst nicht beständig nach rechts und links gegen alle Leute zu schauen, die im Wege stehen, das macht sie nur aufmerksam und erregt Verdacht."

William Penn entwickelte seinen Plan, der unsern Wilfried zwar ängstigte, aber doch zuletzt von seiner Ausführbarkeit und Richtigkeit überzeugte.

Drittes Kapitel.

Sommerliche Wärme durchströmte Berg und Tal. Summend umschwärmten die Bienen die Blumenkelche, Tausende von Insekten erfüllten die Luft mit ihrem Gesumme, welches der Waldstille an schönen Sommertagen ein so feierliches Gepräge gibt.

Scharf hob sich das Marmorkreuz eines neuen Grabes vom dunkeln Grün des Blauensteiner Friedhofes ab. Ja, dort hatten sie sie gebettet, die treue Großmutter. Sie, die so lange die Seele der ganzen

Familie gewesen, war ausgezogen in die ewige Heimat. Nun ruhte ihre Hülle, in weicher Scholle gebettet. Die fernen Bergkuppen grüßten hinein in den stillen Garten, und die Bäume des Waldes hielten getreulich Wache.

Frau Klara lag krank zu Bette. Die Gemütsbewegungen der letzten Zeiten waren zu groß gewesen. Längst hatten dunkle Gerüchte von Unheil die Luft durchschwirrt, immer schlimmer waren die Nachrichten geworden. Eine dumpfe Schwere lagerten auf dem Gemüt der treuen Mutter, ein unbestimmtes Gefühl, daß schreckliche Dinge geschehen seien. Als aber der Brief von Onkel Ernest mit der Trauerkunde von dem Verschwinden Wilfrieds und seinem mutmaßlichen Tode eintraf, da flüsterte die arme Frau tonlos: „Alles, alles aus“ und blieb dann regungslos, starr. Mit einem wehklagenden Schrei sank sie zu Boden und wurde von den weinenden Schwestern des betrauerten Wilfried zu Bette gebracht.

Trauer, tiefe Trauer, war in dieses einst so glückliche Haus eingezogen. Die treue Mutter lag auf dem Krankenlager, und herzzerschneidend war ihr Jammer, ein jeder Schmerzensausbruch.

„Mein Kind!“ rief sie, „mein verlorenes Kind, soll ich dich denn niemals wiedersehen? O Gott, erbarme dich seiner armen Seele!“

Onkel Ernest hatte in liebevoller Weise geschrieben und fortwährend die Resultate seiner rastlosen Nachforschungen gemeldet. Er hatte auch trotz innerlichen Widerstrebens Madame Dolores aufgesucht, aber diese war begreiflicherweise selbst

in höchster Unruhe und wußte nichts von dem Vermißten. Als aber Onkel Ernest von dem Leichenfunde in der Themse hörte, hatte er sich mit Herrn Holloway nach dem Leichenschauhaus begeben. Alter und Größe, namentlich aber die auf dem Ertrunkenen vorgefundene Brieftasche mit dem Anfangsbuchstaben W schienen die beiden Herren darauf hinzuweisen, daß man es wahrscheinlich hier mit dem gesuchten Wilfried zu tun habe; wenigstens konnten sich Onkel Ernest und Herr Holloway dieser Ansicht nicht erwehren. Auch Herr und Frau Holloway schrieben an Frau Klara Worte der herzlichsten Teilnahme.

Auch Onkel Arved in Blauenstein versuchte, seine Schwester zu trösten, aber auf seine Art. Die neue Sachlage gab dem Vormunde wieder mancherlei zu ordnen; und während ihm der Hinschied der Großmama Ulrich sehr nahe gegangen war, versetzten ihn die neuesten Ereignisse in eine doppelt gereizte Stimmung. Ein Selbstmörder in der Familie, der Neffe seines erlauchten Geschlechtes ein Selbstmörder! Entsetzlich! Onkel Arved hatte seine Schwester Klara soviel zu fragen und mit ihr zu ordnen; sie sollte Berichte geben, erklären, und nun konnte er kaum eine Antwort erlangen. Würde Frau Klara geahnt haben, welch ein neuer furchtbarer Verdacht auf ihrem Kinde ruhte, sie hätte einen Schlag gekriegt, an dem sie gestorben wäre.

Christian der Gärtner und Melchior der Kutscher besprachen das Ereignis des Tages. Beide Alten beklagten den armen, jungen Herrn. Wilfried war ihnen von Kindesbeinen an lieb ge-

wesen, er hatte ihnen nie Ursache zu Klagen gegeben. Der ruhige Knabe war stets so still und zurückgezogen, war so ganz anders als die Dorfrangen, die keine Frucht auf dem Baume und keine Blume in den Gärten schonten. Und nun tot, dieses traurige Ende! —

„Die Guten müssen immer weg," meinte Christian. „Er war so freundlich und anständig mit uns, gerade das Gegenteil von diesem Australier, der mich kaum grüßt. Der Geck, es ist schade, daß nicht der . . ." und Christian hustete bedeutungsvoll.

„Unkraut verdirbt nicht. Der Kerl wird in seinem Hochmute noch versaufen. Zu was hockt er die ganze Zeit beim Haarschneider und zwirbelt seinen Schnurrbart? Zu was läuft er im geheimen aufs Postamt, wo doch der Briefträger dreimal ins Haus kommt? Und dann hockt er so fromm bei den Weibsleuten hier und tut ihnen so schön, gerade wie vor Jahren sein netter Vater."

In der lauschigen Gartenlaube saß bei seiner Cousine Lizzie Cyril van Diemen, dem es in Blauenstein gut gefallen mochte, denn er hatte seine Abreise von Monat zu Monat aufgeschoben. Beide, Vetter und Base, trugen Trauerkleider, wohl um der verstorbenen Großmama Ulrich willen. Immer noch gewährte der liebliche Rosengarten einen gar gemütlichen Aufenthalt. Da glänzte noch wie ehemals die weiße Rinde der Birken durch das Gebüsch; und der Blick auf das üppige Laub der Bäume, welches noch nicht von hochsommerlicher Hitze versengt war, tat dem Auge unbeschreiblich wohl.

„Ich mache dir übrigens mein Kompliment, Cousinchen," lachte Cyril, „das schwarze Kleid steht dir vorzüglich," aber schnell erinnerte er sich, daß man in Trauer war, und legte sein Gesicht wieder in ernste Falten.

„Das Gescheiteste, was unser Herr Vetter tun konnte," meinte Fräulein Lizzie, „war, daß er recht zu gelegener Zeit abschwebte. Dieser schwarze Kaschmir, den ich für Großmama selig trage, mag immerhin für Tante Klaras Wilfried gelten."

„Wie geht es ihr?" fragte der junge Herr, indem er sich eine Zigarette rollte, „ich habe sie seit Wochen nicht mehr gesehen, da Tante zu angegriffen ist, um Besuche zu empfangen."

„Ein Glück für ihn, daß er gestorben ist!" rief Lizzie hastig. „Der Stachel seiner Schande ist durch seinen Tod etwas gemildert. Ein Glück . . ."

Cyril rieb sich die Hände und lehnte behaglich im Rollstuhle.

„Soeben empfange ich wichtige Nachrichten aus London."

„Was für Nachrichten?" Fräulein Lizzie war die Ungeduld selbst, bis der Vetter einen Brief, der den Poststempel London trug, aus seiner Rocktasche herausgefischt hatte.

„Man spricht davon," hieß es in dem Schreiben, „daß der junge Wilfried seine Braut im Stiche gelassen habe und mit der Kammerjungfer seiner künftigen Schwiegermutter verschwunden sei. Wahrscheinlich aus plötzlicher Furcht vor den Folgen, aus Angst vor der Klage auf Alimentation

— entschuldige, Cousinchen, es steht wirklich so da — stürzte er sich in die Themse!" „Eine Scheußlichkeit nach der anderen kommt ans Tageslicht," schloß Cyril seine Vorlesung, „ein netter Vetter, was he not?"

„Keinen netteren konnte es geben," ergänzte die spitze Stimme der Cousine. „Ja, weißt du, neulich stellte im Landrate ein Abgeordneter die Frage, ob ein zum Katholizismus übergetretener Bürger dem katholischen Landesteile zugeteilt werden müsse?"

„Sie mögen ihn nun dem untersten Kohlenbehälter zuteilen, wo Schwefel und Bimsstein den Aufenthalt gemütlich machen," lachte Cyril van Diemen.

Und Fräulein Lizzie Ulrich flog noch an demselben Abend in die Kaffeevisite, wo sie ihre vielgeliebte Zunge in verdoppelter Tätigkeit gebrauchte und gar sonderbare Dinge von einem verstorbenen Vetter in London zu berichten wußte, obschon Tante Lucie ihre Tochter mahnte, die Toten in Ruhe zu lassen.

Einige Tage später lehnte Cyril van Diemen behaglich in die Wagenpolster des Morgenschnellzuges, der nach der Oberamtsstadt direkten Anschluß hatte. Cyril war mit den nötigen Ausweisschriften versehen, die er dem britischen Konsul vorzeigen wollte, und beabsichtigte, heute noch Engländer zu werden.

„Nimm dich in acht," hatte Onkel Arved beim Frühstücke noch gesagt, „daß du mit dem Gentlemann auskommst."

„Pah!“ lächelte der junge Herr unterwegs, „dieses Kind wird wohl wissen, Herr Onkel, was es zu tun hat.“ Damit strich er sich den Schnurrbart und streifte seine Glanzhandschuhe glatt. Aber so stolz und siegesgewiß der angehende Engländer von Blauenstein abgereist war, so verstimmt und gereizt kehrte er am Abend wieder heim. Cyril hatte eine Miene, wie wenn er schwefelsaures Natron gekostet hätte; vielleicht trug die Zugluft im Eisenbahnwagen die Schuld an der Erkältung, die Cyril als Grund seiner Verstimmung angab.

In der nachlässigen Stellung eines vollkommenen Modegecken hatte Cyril van Diemen aus Salem, Westaustralien, an der konsularischen Türe gelehnt. Wie einstens Wilfried, so drückte er zwei-, dreimal dieselbe Klingel an der Hausglocke. Da öffnete sich die Türe und ein Herr mit bartlosem Gesichte stand vor dem Ungeduldigen. „Wer schellt denn hier wie ein Besessener? Was wollen Sie?“

„Ich wünsche den Herrn Konsul zu sprechen,“ erwiderte Cyril mit etwas gedämpfter Stimme.

„Es ist erst neun Uhr,“ entgegnete der Herr Konsul in scharfem Tone. „Können Sie denn nicht lesen „Audienzstunden halb zehn bis halb zwölf?“ Doch erlaubte der gestrenge Herr dem anderen einzutreten. Wie der etwas betretene Cyril die britische Unionsflagge mit den Kreuzen des heiligen Georg, Andreas und Patrick an der Wand erblickte, da kehrte seine Zuversicht wieder; und das stolze Selbstbewußtsein, welches dem echten Engländer niemals fehlt, schien ihn erfüllen zu wollen. Mit

wenigen, bestimmten Worten sprach er sein Verlangen aus, Engländer zu werden, wenn möglich heute noch.

Der Herr Konsul ließ einen leisen Pfiff hören.

„Engländer wollen Sie werden," versetzte er in einem Tone erzwungener Ruhe, „Engländer werden Sie heute nicht, morgen nicht, bis ans Ende aller Tage nicht."

„Entschuldigen Sie, Herr Konsul," entgegnete Cyril, dessen Zorn sich bei diesen sonderbaren Worten zu regen begann, „ich bin seit Jahren in der englischen Kolonie Australien domiziliert, meine Ausweispapiere beweisen es; und meinem Wunsche, Engländer zu werden, kann durchaus nichts hinderlich sein. Ich weiß das ganz genau, ich . . ."

Die Brust des Konsuls hob sich konvulsivisch bei diesen Worten, und mit vor Erregung bebender Stimme sagte er: „Und dennoch werden Sie nicht Engländer und werden es nie sein können."

Cyril wollte das nicht gelten lassen.

„Wenn Sie meinem berechtigten Verlangen nicht willfahren können, Herr Konsul," sagte er, „so werde ich mich an die englische Gesandtschaft wenden. Noch diesen Tag werde ich nach der Hauptstadt fahren."

Der Herr Konsul erbleichte vor Zorn.

„Fahren Sie hin," rief er mit erkünstelter Ruhe, „und lassen Sie sich von dem Herrn Gesandten dasselbe bestätigen, was ich Ihnen hiemit sage: Nur derjenige Ausländer, der in England, also wohlverstanden in England — nicht in Afrika oder

Australien — geboren wurde oder dort eine Reihe von Jahren ansässig war, kann sich nach Erfüllung gewisser Bedingungen naturalisieren lassen oder mit anderen Worten, Engländer werden. Das trifft aber in keinem Falle für Sie zu, wie ich aus Ihren Papieren sehe. Somit haben Sie nur auf den Namen eines Kolonialuntertanen Ihrer britischen Majestät Anspruch, nichts anderes.

„Die Unverschämtheit dieses Burschen!“ sagte zu seinem Angestellten der entrüstete Repräsentant Ihrer Majestät, „ein solcher Naseweis ist mir noch nie vorgekommen, selbst damals nicht, als ich noch Vizekonsul war; will mich bekritteln und bildet sich ein, unsere Gesetze besser zu kennen als wir selbst.“

Wochen vergingen, und Cyril van Diemen dachte endlich an seine Abreise nach Australien. Mit seinem Weggehen verstummte allmählich im Städtchen das Gerede über den verstorbenen Wilfried, nachdem die Blauensteiner das ganze Sündenregister der Menschheit über sein Haupt ausgeleert hatten. Da glücklicherweise ein Krieg in Südafrika in diesen Tagen ausgebrochen war, so ordnete man eine Versammlung im „Goldenen Löwen“ an, um gegen das Unrecht in dieser Welt zu protestieren; und im Proteste der Blauensteiner gegen den Krieg in Südafrika verlor sich die letzte Erinnerung an den schuldbeladenen Wilfried.

Frau Klara lag auf dem Krankenlager und schwebte zwischen Leben und Tod. Wilfried war tot, obschon ihn das Totengericht erst fünf Jahre nach seinem Tode für verschollen erklären durfte. Wilfried war moralisch tot und begraben. Alle

Gegenstände, die an Wilfried erinnerten, wurden von Lizzie aus dem Hause entfernt oder vernichtet, seine Photographien aber verbrannt. — O, ihr Unversöhnlichen!

Wer, o Menschen, hat euch das Recht gegeben, einen armen Mitmenschen hinzurichten — auf ewig? Dürfet ihr einen Mord, der ewig bleibt, verüben? Kein Gott im Himmel, keine Macht auf Erden gibt einem Erdenwurme das Recht, ein Mitgeschöpf verdammlich zu vernichten, auf ewig. Du, Selbstgerechter, Selbstgefälliger, hast das traurige Geschäft selbst usurpiert und willst es verrichten, weil Gott selbst davor zurückbeben würde. O, ihr Unversöhnlichen! Das Strafgericht über den Irrenden vollzieht sich täglich ohne den Schall der letzten Posaune, ohne daß die Sonne blutrot wird, ohne daß ihr euer Haupt verhüllt und Schwefel und Feuer über den Sündigen regnen lasset. Ist nicht von allen Taten die Reue die göttlichste für einen Menschen? Ist sie nicht der höchste Orden, den sich der Mensch anlegen kann!

Viertes Kapitel.

Doktor Maurizio Vittore war einer der angesehensten Ärzte der Hauptstadt. Mit Liebe hing der noch in jungen Jahren stehende Mann an seine Berufe; und die schönen Erfolge, die er gleich

bei Antritt seiner Praxis in ziemlich schwierigen Fällen aufweisen konnte, hatten ihm bald zu einer großen Kundschaft verholfen. Jedermann gewann den geschickten, jungen Arzt lieb; und da gerade in der nahen Privatheilanstalt ein guter Operateur fehlte, so wurde ihm die Leitung dieses Spitales gerne übertragen.

An einem heißen Nachmittage saß Doktor Maurizio wie gewöhnlich in seinem Arbeitszimmer. Die Sprechstunde war vorbei; aber noch saßen einige Kranke, Männer und Frauen im Wartezimmer. Eine ältere Frau, die dem Junggesellen die Haushaltung besorgte, sagte zum Arzte: „Auch ein junger Mann wünscht den Herrn Doktor zu sprechen, er ist mir unbekannt."

Auf das Geheiß des Arztes wurde der Unbekannte vorgelassen. Scheu sah sich dieser im Zimmer um. Verwundert blickte Doktor Maurizio auf das seltsame Gebaren: es mochte ein Mann in den Zwanziger sein; zwei starke, dunkle Backenbärte und ein auffallend üppiges Kopfhaar gaben ihm das Aussehen eines Ausländers; dicke Brillengläser verdeckten seine Augen. Doktor Maurizio saß da, ohne ein Wort zu sagen.

Der Fremde lag in seinen Armen und drückte ihn heiß an die Brust.

„Ist's möglich, Moritz, kennst du deinen Freund Wilfried nicht mehr.

Das Erstaunen des Doktors war grenzenlos. Jahre lagen dazwischen, seit sich die Freunde zum letztenmal die Hand drückten. Wohl hatten sie noch einige Male Briefe gewechselt, aber, wie es

zu gehen pflegt, die Briefe waren seltener und in längeren Zwischenpausen geschrieben worden und hatten endlich ganz aufgehört. Die Stürme der letzten Jahre waren nicht an Moritzens Ohr gelangt. Seiner Dankbarkeit gegen Frau Klara hatte Doktor Maurizio schon früher dadurch Ausdruck gegeben, daß er seiner Wohltäterin trotz ihres Sträubens die Geldsummen zurückerstattete, die sie ihm für seine Studien zur Verfügung gestellt hatte.

„Wilfried!“ rief der Doktor, „bist du es wirklich? Es ist kaum glaublich!“

„Lieber Moritz, ja, ich bin es wirklich, ich bin Wilfried, dein alter Schulgenosse!“

Herzlich schüttelte der Doktor die Hand seines Freundes und hieß ihn willkommen.

„Aber was ist denn eigentlich vorgefallen, Lieber?“ fragte er nach dem ersten Rausch der Freude. „Was hat dich bewegen können, England zu verlassen? Ja, so sehr ich mich über das Glück deines Hierseins freue, so ist es doch einleuchtend, daß deine Reise eine unfreiliige war, darauf deutet deine Erregtheit, dein bis zur Unkenntlichkeit verändertes Aussehen. Vor wem solltest du dich um Gotteswillen zu verbergen haben?“

Ernster und ernster wurden die Züge des treuen Freundes, als Wilfried seine traurigen Ereignisse zu schildern begann; und schließlich traten Trauer und Besorgnis in seine Miene, wie der unglückliche Flüchtling endlich auf seine verzweifelte Lage zu sprechen kam. In sichtlicher Bewegung ging der Doktor, die Hände auf dem Rücken, auf und ab.

Das Gehörte hatte auch ihn, den starken Mann, im Innersten erschüttert.

„Mut," sagte er endlich und wandte sich an Wilfried, „Gott ist groß! Vorerst eine Frage. Weiß deine Mama von dem, was vorgefallen ist? Hat sie von deiner Flucht aus England Kenntnis?"

„Mama hält mich für tot, die ganze Welt hält mich für tot, für schlimmer noch als tot!" schluchzte der arme Mensch, und jetzt weinte er, daß die Tränen stromweise über seine Wangen flossen.

„Es hört sich an wie eine seltsame Tragödie," murmelte der Doktor, „ja, das Leben liest sich oft sonderbarer als ein Roman. Jetzt kann ich mir noch kein Urteil bilden, es hat mich alles zu sehr überrascht. Vorderhand hältst du dich so tapfer als möglich zwischen diesen vier Wänden. Diese Stadt darfst du mir nicht betreten. Wie leicht könnte . . . ."

„Du hast recht, lieber Doktor, ich glaube, ich könnte meine Gefühle nicht verbergen, wenn ich zufällig einem Bekannten begegnen würde. Die Spürhunde von Scotland Yard durchschnüffeln die ganze Welt. Ja, selbst in Basel las ich meine Beschreibung in einer Zeitung, so genau muß mich der verdammte Krämer in Surrey der Polizei beschrieben haben."

„In Basel!" rief der Doktor verwundert, „was zum Kuckuck plagte dich in Basel, bist du nicht direkt hieher gereist? Unsinn, Wilfried, dieser Umweg!"

„Ich zittere noch jetzt bei dem Gedanken an diese angstvolle Reise. Mehr als einmal war ich

im Begriffe, den Sprung zum Wagenfenster hinaus zu wagen, wie Charley Peace in England."

„Und ein nettes Salto mortale wäre das gewesen! Du, der furchtsamste aller Menschenkinder," scherzte Doktor Maurizio. „Aber sage mir, wozu diese Voyage en Suisse?"

Ausführlich vertraute Wilfried seinem Freunde, was sich seit seiner Ankunft in Birmingham zugetragen. William Penn hatte, wie wir wissen, das längere Verbleiben des Flüchtlings in Edgbaston für unnötig erachtet und demgemäß dessen Abreise nach dem Kontinente vorbereitet. Hiebei ließ er sich von dem richtigen Gedanken bestimmen, daß viel weniger in der Gegend selbst, wo die Untat des Mordes geschehen war, nach dem Missetäter gefahndet würde, als in dem großen London, das ja, wie alle großen Städte, stets eine beliebte Zuflucht für Vögel allerlei Gefieders bildet. Denn, mußte nicht die Leichtigkeit seiner Entdeckung den Verbrecher längst veranlaßt haben, einen Ort zu meiden, wo jedes ihn gesehen, erkannt haben wollte! Gerade diese Voraussetzung bestimmte William Penn, den Reiseweg für seinen Schützling durch diese Gegenden zu wählen.

Nur schwer konnte sich Wilfried von den lieben Leuten in Egdbaston trennen.

„Gott im Himmel möge euch statt meiner vergelten," sagte er beim Abschiede.

Ein Strom von Tränen erstickte seine ferneren Worte. Unbelästigt, aber immer voll geheimem Bangen, gelangte er nach der Londoner Vorstadt Willesden, wo die nach Süd- und Westlondon

bestimmten Reisenden den Kurierzug verließen. Auch Wilfried bestieg einen Zug der Gürtelbahn, welche den Verkehr zwischen dem Norden und Süden der Hauptstadt vermittelt. Auch die Fahrt nach Southampton ging rasch vor sich; kaum hatte sich Wilfried in dem Menschengewühle zurecht gefunden, als ihn der Schnellzug mit Windeseile dem Häusergewirre entführte. Ein Gefühl von Bitterkeit erfaßte den stummen Reisenden, als die grünen Hügel von Surrey sich über der Landschaft aufbauten. Links zeigten sich bewaldete Kuppen, dort hinein, zu ihren Füßen, mußte das Städtchen liegen, an das er nur mit Zittern denken mochte. Der gefürchtetste Augenblick seines Lebens nahte, man war in der Hafenstadt angekommen. Hunderte von Spähern bewachten Abreisende und Ankommende; Wilfried wußte es, seine Rettung hing jetzt einzig und allein von ihm selbst ab. Es schwindelte ihm vor den Augen, als er die Planke hinunterschritt und das Verdeck des Dampfers betrat. Ja, als ein Mitreisender einige gleichgültige Worte an ihn richtete, klammerte er sich krampfhaft an das Schiffsgeländer und glaubte die Worte zu vernehmen: „Im Namen der Königin verhafte ich Sie wegen vorbedachter Ermordung des Herrn Gold.“ Glücklicherweise entfernte sich der Fremde wieder, sonst hätte Wilfried laut aufgeschrien.

Ein tiefes Wehe überkam ihn, als das Schiff die Bucht durchschnitt und wie feurige Zungen die Lichter der Insel Wight schimmerten. Ist es denn möglich, daß das Paradies und die Hölle einander so nahe stehen! Was hatte sich nicht alles

zugetragen seit jenen holden Pfingsttagen! Der Gedanke, endlich doch dem Elend und der Verzweiflung erliegen zu müssen, dieser Gedanke trat ihm mit all seinen Schrecken nahe.

Nach der nächtlichen Überfahrt, welche die seegewohnten Matrosen eine gute, die Reisenden aber eine sehr stürmische nannten, lief der Dampfer in den Hafen von Havre ein. Die französischen Gendarmen mit ihren Dreimastern auf dem Haupte kümmerten sich nicht viel um die Aussteigenden; nachlässig lehnten sie mit übereinander gekreuzten Armen gegen die Mau[illegible]. Ungestört konnte Wilfried den Eisenbahnzug besteigen. Genau hatte William Penn den Reiseplan entworfen. Die französische Hauptstadt rechts liegen lassend, gedachte Wilfried in Meaux einen Zug der Ostbahn zu besteigen, der ihn seinem Heimatlande entgegenführen sollte. Alles ging gut vor sich, und schon fing der arme Gehetzte an, etwas aufzuatmen, als ein Umstand eintrat, der ihn aufs neue mit Todesschrecken erfüllte. Ermattet von der langen Reise langte Wilfried am zweiten Tage in der Stadt Epernay an und beschloß, in einem einfachen Gasthause ein Nachtlager zu beziehen. Die Nacht verlief nicht übel, ein ruhiger Schlaf ließ unseren Freund seine seltsame Lage auf einige Stunden vergessen. Bald wurde es Morgen, und Wilfried begab sich nach dem Bahnhofe, um seine Weiterreise fortzusetzen.

Sehr unangenehm war es ihm aufgefallen, daß nach einer Weile ein junger Mensch, den er schon gestern abend im Gasthause bemerkt hatte, eben-

falls den Bahnhof betrat. Der stets argwöhnische Wilfried sperrte Mund und Augen auf, als jener Mensch dasselbe Coupé, worin er sich eingerichtet hatte, bestieg; indessen war es zum Wechseln zu spät, und der Zug rollte aus der Halle.

Immer verdächtiger schien das Benehmen des Fremden, fast unablässig schaute Wilfried auf denselben; aber ebenso verstohlene Blicke warf dieser unheimliche Mensch auf seinen Mitreisenden, und mehr als einmal begegneten sich die Blicke der beiden. Stets vom Wunsche beseelt, recht unbefangen zu scheinen, nahm Wilfried den Fahrtenplan zur Hand; siehe da, der andere vertiefte sich in sein Kursbuch. Jeder schien in seine Lektüre vertieft, und Wilfried wollte sich mit einem raschen Blicke beruhigen, daß sich der andere nicht um ihn kümmere, — zum Henker! gerade späht der Mensch ebenso rasch nach ihm hinüber. Wilfried war wie vernichtet. Es blieb unzweifelhaft, daß dieser Detektiv ihm von der Küste gefolgt war, um ihn der Polizei zu verkaufen und den Sündenlohn zu verdienen. Richtig, da schielte das Scheusal wieder sehr verdächtig hinter seinem Figaro hervor; im Nu verschwand der Kopf hinter dem Blatte, und ebenso rasch verbarg sich Wilfried hinter dem Fahrplane. Der Arme wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. „O, daß ich eine Pistole bei mir führte, dem Kerl die Schläfen mit Blei auszufüttern! Wenn ich wirklich ein Mörder sein muß, will ich mir wenigstens das Hängen verdienen!“ Wilfried beschloß, an der nächsten Haltestelle auszusteigen und das Weite zu gewinnen.

Wie erschrak er aber, als der Unheimliche ebenfalls Anstalten zum Aussteigen traf und in Chalons gleichfalls das Coupé verließ. Nun war es das Geratenste, den Zug, der sich bereits in Bewegung setzte, rasch wieder zu besteigen. Erleichtert atmete der Geängstigte auf, endlich fand er sich allein im Coupé, der abscheuliche Kerl war sicherlich in Chalons zurückgeblieben. Doch, der kann ja in einer anderen Abteilung des Zuges die Weiterreise fortsetzen: weit zum Wagenfenster hinaus lehnt Wilfried den Kopf, aber wie von einer Viper gestochen, fährt er zurück. Aus dem nächsten Wagenfenster beugt sich ebensoweit ein zweiter Kopf, um ebenso flink zu verschwinden. Wiederum zitterte Wilfried vor Schrecken. „Der Furchtbare wartet nur, bis wir die deutsche Grenze erreicht haben, um mich zu verhaften," stöhnte er vor sich hin. Wilfried beschloß jetzt, in Vitry umzusteigen und die Reise in der Richtung gegen die Schweiz fortzusetzen. Das Aussteigen gelang ihm, ohne von dem anderen gesehen zu werden, und weder in Chaumont noch Vesoul entdeckte Wilfried die geringste Spur des Verhaßten; ja, selbst der Eintritt auf Schweizergebiet in Pruntrut ging ohne Zwischenfälle vorbei. Schon dämmerte in dem verzagten Wilfried die Hoffnung, den Schlingen seines Verfolgers entronnen zu sein, als — Todesfurcht durchrieselte seine Gebeine — in Basel der erste Mensch, den er anstieß, jener Entsetzliche war! Schrecklich, bei Wilfrieds Anblick drehte sich derselbe um und stürzte wie toll zum Bahnhofe hinaus! „Der holt Polizei, ich bin verloren!"

kreischte Wilfried. Flugs den Wartesaal zweiter Klasse zu durcheilen, wie ein gescheuchter Hase in die Stadt zu rennen, war eins. In unglaublich kurzer Zeit hatte Wilfried den Weg zum badischen Bahnhofe zurückgelegt; ein Zug nach Norden stand bereit, und ungesehen erreichte der Gehetzte endlich die ihm so wohlbekannte Hauptstadt seines Heimatlandes, wo es sein erstes war, die Wohnung seines alten Freundes aufzusuchen. „Wenn das Scheusal meiner Spur gefolgt ist, bin ich rettungslos verloren," wollte Wilfried seinem erregten Berichte noch hinzusetzen . . .

Langsame und schwere Schritte hörte man auf dem Gang, der zu dem Gemache des Doktors führte, heraufkommen.

„Ha, der Schreckliche, er ist's, er ist's, er will mich verhaften!" schrie Wilfried und machte wieder, wie bei William Penn, Miene, sich zu verbergen, diesmal hinter des Doktors amerikanischem Schreibpulte.

„Wilfried, Wilfried!" beschwichtigte der Doktor, „bezwinge deine törichte Furcht. Es ist der Schornsteinfegerjunge, der unsere Kamine zu reinigen hat. Ich glaube, dich über diesen Punkt beruhigen zu können. Unbill und Schicksalsschläge haben dein Nervensystem erschüttert und deine leicht begreifliche Aufregung der letzten Zeit zu einer Art Verfolgungswahn gesteigert. So halte ich diese Furcht vor jenem Mitreisenden für die Ausgeburt deines krankhaften Zustandes. Das fluchtähnliche Verschwinden jenes Menschen in Basel scheint mir eher zu beweisen, daß er von derselben Furcht, die dich

betörte, angesteckt war, und in dir einen Verfolger witterte, wie du in ihm. Wäre diese Reise nicht unter so tragischen Umständen geschehen, sie würde den vortrefflichsten Stoff zu einem Lustspiel für die Oper bieten. Kopf hoch, mein Freund! Dein neu belebter Mut soll mir die Heilung deines zerrütteten Nervensystems erleichtern. Auch deine Unschuld wird an den Tag kommen."

„Was ist das für ein unleidlicher Lärm auf der Straße?" fragte Wilfried, indem er ans Fenster trat.

„Irgend ein Fest, was weiß ich," antwortete der Doktor wegwerfend, „aber das ficht mich nicht an. Ich habe noch Krankenbesuche zu machen, unterhalte dich so gut du kannst bis zu meiner Rückkehr. Hier sind Carlyles Werke, hier Rosegger, Tolstois „Reife Ähren", hier Sir John Lubbocks „Pleasures of Life."

Der übermüdete Wilfried erlebte eine Nacht, wie schon viele — unruhig, schwerträumend. Hell und freundlich schien die Sonne durch die Gardinen, als er endlich die Augen aufschlug. Auch heute Sonntag blieb Wilfried sich selbst überlassen, da Doktor Maurizio im Spitale zu tun hatte. Dagegen war nachmittags keine Sprechstunde, und der Freund wollte mit seinem Gaste eine Landpartie machen.

Jetzt endlich brach der Doktor das Schweigen über seine Pläne.

„Mein erstes Augenmerk in dieser Angelegenheit soll darauf gerichtet sein," begann er, „deine Mama von der wahren Sachlage zu unterrichten.

Ich werde morgen mit dem Frühzuge nach Blauenstein fahren und . . .“

„Lieber, treuer Freund!“

„Bitte, laß mich ausreden. Mein Assistenzarzt wird meine Stelle im Spital für morgen einnehmen. Ich werde deiner Mama einen formellen Anstandsbesuch machen und versuchen, im Laufe des Gespräches ihre Gedanken auf die Vermutung hinzulenken, daß ihr als tot beweinter Sohn möglicherweise noch am Leben sein könne. Das unvorbereitete Mitteilen des Sachverhaltes würde die Mama zu sehr erschüttern und könnte von bösen Folgen begleitet sein; aber dieser Hoffnungsstrahl vorläufig in ihr Herz gesenkt . . .“

„Tausend Dank dir, dem treuen Freunde!“ schluchzte Wilfried.

„Stille, Lieber,“ mahnte der Doktor, „nichts von Dank! Aber halt, da fährt der Wagen vor. Komm mit.“

Die Freunde fuhren die breite Hauptstraße hinunter und Wilfried sah viele bekannte Gesichter, aber niemand vermutete in ihm den einstigen Schulkameraden. Jetzt kam das Haus, wo der teure Professor Michael gewohnt hatte. Die Haustüre war offen, in diesem Hofe stand einst der Sarg desjenigen, dem sein geliebter Schüler die Hand zum letzten Abschied drücken wollte. Wilfrieds Augen gingen über. Jetzt nahte das ehrwürdige Münster, wo Wilfried eingesegnet wurde; wie in alten Zeiten überraschte der Kirchturm durch seine feine edeln Formen. Weiter fuhr der Wagen, bis er endlich dem Gejohle der Festfeiernden entkam,

das Wilfried heute doppelt widerlich erschien. Er sprach dem Doktor seine Freude aus, das ohrbetäubende Gewirre mit dem Sonntagsfrieden der Natur vertauscht zu haben.

„Gottlob, daß wir davon sind! So ein Fest ist doch eigentlich nur eine hohle Maskerade mit einem Flittermantel."

„Eine Alimentation der Schenkwirte," lachte Doktor Maurizio. „Wir Ärzte wissen von dem verderblichen Einflusse des Wirtshauslebens auf die Menschen zu erzählen. Nicht nur die Religion kleidet sich in Ziermäntel und flitterhafte Zenglappen, auch das Vaterland weist eine Garderobe buntscheckiger Tücher, in welchem sich seine Vortänzer der schaulustigen Menge produzieren. Sollte das wirklich Religion, Vaterlandsliebe sein, was sich der Welt als Mummenschanz offenbart? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, wenn ihr nicht starblind geworden seid."

Der Wagen war nicht mehr weit von dem Waldhügel entfernt, welcher das Häusergewirre im Umkreise umsäumt. Wie oft war Wilfried auf dieser Höhe gestanden; und hell und freundlich wie heute die lichtdurchwobene Landschaft war ihm damals die Zukunft erschienen. Und jetzt . . .

Der Doktor mochte ahnen, was in ihm vorging.

„Schau, mein Freund," sagte er, „große wirkliche Zeiten, wie du sie eben erlebst, tun uns allen not. Dann lernen wir den Ernst des Lebens, aber auch seine Schönheit erkennen. Nur wer zum letzten Entscheidungskampfe ausziehen muß, der unter-

zieht seine Ausrüstung der sorgfältigsten Prüfung. Nur er allein vermag die wunderbaren Erscheinungen dieser Schöpfung in ihrer Furchtbarkeit, aber auch in ihrer Vollendung zu verstehen. Aber diese oberflächliche Welt, diese Scheinwelt möchte ich fast sagen, von Phantasmagorien, Leuchtkügelchen, Blechbläsereien, Eidleistungen, vaterländischen Schauspielen ist nichts anderes als ein Aufbrausen von hohlem Schaume, nichts als ein Triumph in der Schauspielerkunst, wie Carlyle sagt, wo die Zuschauer nicht nur Beifall klatschen, sondern selbst auf die Bühne springen und leidenschaftlich aufs Spielen bedacht sind. Ja," fuhr der erfahrene Mann fort, „vor allem hüten wir uns vor dem Wahne, die Vollendung und unser eigenes Glück in einer Institution, in einem Himmelsstriche allein zu finden. Der Reichtum des Lebens, die Mannigfaltigkeit der geschaffenen Welt offenbart sich nicht nur in diesem paragraphisch eingeteilten Glaubensbekenntnisse, nicht allein in einem geographisch abgezirkelten Landstriche. Noch vor wenigen Monaten gelobtest du, für die römische Kirche zu sterben und . . ."

„Ich habe meinen kostbaren Rosenkranz verkauft, er nützte mir nichts auf meiner Flucht, und den Erlös einem armen Manne geschenkt."

„Wer seinen Lebenspfad mit Perlen der Liebe und Güte schmückt, der braucht keinen anderen Rosenkranz," sagt ein bekanntes Sprichwort. Jede Guttat ist ein Bekenntnis. Schau, der Mineraloge, der Botaniker und wie sie alle heißen, haben mit Politik und Parteiwesen nichts zu tun. Der Diamant

bleibt Diamant in der Monarchie wie in der Republik, in katholischen wie protestantischen Landen. Der Wirkungskreis der Wissenschaft umspannt die ganze Erde. So kennt auch das Gebot des Wohlwollens, das Gesetz der Tugend keine sichtbaren Grenzen, vielmehr will es alle Menschen durch denselben Geist zum großen, lebendigen Gottesreiche vereinigen."

Fast dasselbe hatte einst Onkel Ernest geäußert. Warum mußte Wilfried heute den Erläuterungen seines Freundes mit gespannter Aufmerksamkeit folgen, während er damals den Worten seines Onkels nur gerade ein williges Ohr geliehen hatte?

„Wohlwollende Gesinnung gegen andere, sittliches Gefühl im Wirken, Treue im Kleinsten, das ist die heilige Dreifaltigkeit, die hehre Religion. An der Ausübung dieses Gottesdienstes kann mich niemand hindern, diese Kirche steht ewig fest in jedem Wandel der Zeiten. Krieg ist heute wieder die Losung; nebeneinander liegen die verstümmelten Krieger, Freund und Feind, es möchte einem das Herz brechen über dem Jammer und Stöhnen der hilflosen Schlachtopfer, deren entstellte Gesichter und fieberglühende Augen so geisterhaft durch die matterleuchtete Finsternis glänzen: Aber ein einziger Tropfen kühlenden Trunkes, den jener Soldat über die Lippen eines verschmachtenden Mitleidenden gleiten läßt, wird zum himmlischen Weihwasser, welches das ganze Schlachtfeld zum Gottestempel heiligt; aus dem dankbaren Lächeln auf dem Antlitze des Getrösteten leuchtet der Himmel selbst, Engel stiegen auf und nieder wie in einem

wunderbar schönen Gemälde, und abermals hat die beseligende Religion inmitten der Schrecken des Blutackers ihr Siegespanier aufgepflanzt. So fürchtet diese Kirche weder umstürzlerische Gesellschaften noch Meuterer; die Bombenwerfer treffen sie nicht, dem Wankelmute der Völker, den Streikenden, Hetzern und Agitatoren widersteht sie, die Umtriebe der Spötter und Geiferer prallen an ihr ab, Seuchen, gefährliche Epidemien vermögen ihre Anhänger nicht zu dezimieren. Unerschütterlich steht ihr Gebäude. Schau auf dich selbst, Wilfried; auch du gehörst dieser Kirche an, du mit deinem weichgeschaffenen Herzen, mit deinem aufrichtigen Streben nach allem Erhabenen. Und blindlings begabst du dich aus deiner Freiheit in dumpfe Gefangenschaft und wurdest zum Gefesselten in deiner selbsterbauten Zelle. Und diese Gefangenschaft wird erst aufhören, wenn dein befreiter Geist die Kerkermauern der Einseitigkeit zu sprengen vermag und du der Welt wiedergeschenkt wirst.

Heute macht sich wieder viel Proselytentum für diese, jene Konfession geltend. Die Heilsmethoden mehren sich. Und darin liegt die Verkehrtheit so vieler Leute, daß sie sich kopf- und gedankenlos dieser, jeder Neuerung mit Haut und Haar verschreiben, ohne zu empfinden, wie bitter die Enttäuschung sein muß, die solcher verlockender Einladung bedurfte, um die Hohlheit des Angebotenen zu überzuckern. Ich meine, wenn wir uns ausschließlich einer Richtung oder Partei übergeben und ihren Satzungen blindlings folgen, so wird die Enttäuschung sicherlich hinten nachhinken. Jeder

Parteigänger, schrieb ein erfahrener Mann, hat einen schwachen Kopf oder ein schwaches Herz. Alle Parteien sind Kinder und Mütter der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Halten wir sorgfältige Ausschau nach rechts und links, nach vorne und rückwärts, damit wir nicht ins Schlepptau einer einseitigen Meinung geraten. Sonst möchte es uns wie jenen Polarforschern gehen: Rastlos, lange Zeit zogen sie ihre Schlitten über die Eisfläche, um immer weiter nach Norden zu kommen, und glaubten, in eine hohe Breite gelangt zu sein. Nachdem sie zwei Tage lang ihre Wanderung fortgesetzt hatten, stellten sie mit ihren nautischen Instrumenten Berechnungen an. Aber, wer beschreibt ihre Enttäuschung, als sie sich noch weiter südlich als beim Antritte ihrer Expedition fanden! Die ungeheure Eisfläche, welche die Reisenden durchforschten, war in eine Unterströmung geraten und hatte unvermerkt nach Süden getrieben."

Der Abend war überaus schön. Die untergehende Sonne beleuchtete Hügel und Wälder, aus denen hier und dort der nackte Molassesandstein hervortrat; weiterhin sah man mit Gärten besäte Felder, dazwischen den tiefgrünen Strom.

„Wie rein ist alles, wie verklärt!" rief Wilfried, der entzückt in dem ungewohnten Anblicke schwelgte.

Kurz vor Beendigung der Fahrt kam aber doch noch eine unliebsame Störung. Lautes Geheul ertönte plötzlich neben der Kutsche, in welcher unsere Freunde saßen. Der Lenker eines Lastwagens hatte

einem Hunde, der seine Pferde anbellte, einen so wuchtigen Hieb versetzt, daß sich das arme Tier vor Schmerz im Straßenstaube wälzte. Doktor Maurizio ließ halten, strich dem Hunde eine lindernde Salbe auf die Wunde und verwies dem Knechte seine Roheit.

„Die Sonne scheint," sagte der Doktor zu Wilfried, „die Menschen allein schaffen sich täglich neue Plagen. Dieser Mann da gehört vielleicht einem Vereine an, der die Welt verbessern will, und kann sein armes Selbst nicht einmal von seinen Fehlern befreien. Ja, daran liegt die ganze Sache, — mehr Forderungen nicht immer für, sondern an unser eigen Ich und die in ihm verborgene, wirksame Gotteskraft. „Treue im Kleinsten" ist gleichsam das Lichtlein, welches von uns ausströmt und mit tausendfach verstärkter Leuchtkraft auf den alten Herd belebend zurückstrahlt. Hierauf allein ist unser Augenmerk zu richten."

Bewegt reichte Wilfried dem Doktor die Hand, als man wieder in die Stadt fuhr. Der Gedanke, einen solchen Freund sein eigen nennen zu können, ließ ihn sein Elend beinahe vergessen. Doktor Maurizio, der noch am gleichen Abend zu einem Sterbenden gerufen wurde, beschloß, mit dem ersten Zuge morgens nach Blauenstein zu fahren.

„Aber nicht wahr, Moritz, reinen Mund halten," bat Wilfried den Freund beim Gutnachtgruß.

„Das Grab ist ein Basenkaffee gegen meine Verschwiegenheit," lachte der Doktor und verschwand in seinem Zimmer.

Langsam verstrich der Montag; die Stunden

gingen so träge hin, als wäre eine jede ein langer Tag. Die Gefühle Wilfrieds sind schwer zu schildern und waren auch so mannigfaltiger Art, daß es fast unmöglich sein würde, wenn man sie zu beschreiben versuchte. Bald sah er seine Mama auf dem Krankenlager; er wollte sich nach dem Bahnhofe stürzen, um mit dem nächsten Zuge nach Blauenstein zu fahren und ihre Verzeihung zu erflehen. Gott im Himmel, wenn der Doktor zu spät kam, um Tage und Wochen zu spät: „Unsere arme Mama schläft im Frieden," hörte er die weinenden Schwestern sagen, „ihr Ende war ein gesegnetes." Dann erhob Wilfried sich wieder und sah sich in den Händen der Häscher, sie packen ihn, und während er zu entrinnen versucht, stürzt er in einen bodenlosen Abgrund und zieht seine Mama mit sich hinab. Die Nacht kam, der Engel der Nacht nahte nicht durch die verschlossene Türe. Die traurigsten Bilder, welche ein gestörter Seelenzustand nur zusammensetzen kann, kehrten wieder und verscheuchten seine Ruhe. Mitternacht war längst vorüber, als der Doktor von seiner Reise zurückkam. Endlich graute der Morgen.

Der Doktor war sichtlich ergriffen, als er von dem Erfolge seiner Reise berichtete. Er hatte Frau Klara sprechen können, doch war die äußerste Vorsicht nötig. Kaum vermochte der Doktor seine Bewegung zu verbergen, als er sich dem Krankenlager seiner Wohltäterin nahte. Frau Klaras Nerven waren in einem Zustande äußerster Reizbarkeit, und ihr Befinden erregte tiefes Bedauern. Ihre Schwäche erlaubte ihr, nur unzusammen-

hängende Berichte dem Doktor zu geben, hundertmal mußte sie innehalten. „Sie selbst, lieber Herr Doktor, kannten ja den armen Wilfried besser als irgend jemand," schloß sie, „eine mitteilende, allzu vertrauende Natur. Jedem Menschen ohne Einschränkung zu trauen, war Wilfrieds Lebensregel. Allen Menschen, die er sah, schüttete er sein Herz aus und schrieb ihnen ebensoviel Güte des Herzens zu, als er selbst besaß. Dabei rasch und warm fühlend, geriet er notwendigerweise in ein falsches Fahrwasser, in Unglück und Verderben, bis er schließlich keinen Ausweg mehr fand, als eine Tat zu begehen, die ihm Gott in seiner Barmherzigkeit verzeihen wird." Wieder brach die arme Frau zusammen, und nur mit Mühe gelang es dem Doktor, sie aufzurichten und die Unterredung weiter zu führen.

Doktor Maurizio tröstete nicht, sondern ließ vielmehr, anfänglich leise, dann immer bestimmtere Zweifel an Wilfrieds Tode durchblicken; behutsam leitete er die Gedanken der treuen Mutter weiter, warf einen Hoffnungsstrahl nach dem anderen in ihre Seele, bis es ihm gelang, Frau Klara dahin zu bringen, daß sie von selbst seine Zweifel zu teilen begann. Nun endlich, da sie fähig war, die Wahrheit zu ertragen, fand Doktor Maurizio keinen Grund mehr, sein Geheimnis zurückzuhalten, und teilte in langer Rede seiner Gönnerin mit, was wir von den Schicksalen Wilfrieds bereits wissen.

Die arme Mutter! Schwerlich läßt sich der Eindruck beschreiben, welchen die Worte des wür-

digen Doktors auf sie machten. In einer Minute weinte sie wie ein Kind, und in der nächsten brach sie in Lob- und Dankpreisungen gegen Gott aus, der ihr ihren Sohn von neuem geschenkt; hierauf dankte sie immer und immer wieder dem treuen Freunde, so daß der Doktor Mühe hatte, Einhalt zu tun und Frau Klara die große Gefahr, in der ihr Sohn noch immer schwebte, begreiflich zu machen.

Aber immer düsterer wurden die Züge des Doktors, als ihm Wilfrieds Schwester von den Verleumdungen und übeln Reden berichtete, die in Blauenstein über ihren Bruder ergangen waren, und deren Urheber wahrscheinlich in Vetter Cyril van Diemen und Base Lizzie zu finden waren.

„Und nun noch eine Bitte, verehrteste Frau Rosen," sagte der Doktor beim Abschiede, „wie schwer es auch dem Mutterherzen sein mag, — jeder Gedanke an Wilfrieds Rückkehr in seine Heimat bleibt auf unbestimmte Zeit ausgeschlossen. Vor der Welt soll er noch tot gelten, seine Sicherheit erheischt das unbedingt. Überlassen Sie mir alles weitere und seien Sie versichert, daß alles, was treue Freundschaft für ihn tun kann, geschehen soll. Von einem Umstande hängt alles ab, von Ihrer Verschwiegenheit! Und nun vernehmen Sie meinen Rat: Legen Sie die Trauerkleider erst nach Verlauf der üblichen Trauerzeit ab; machen Sie es sich selbst zum Geheimnis, daß Sie vor der Welt ein Geheimnis zu verbergen haben. Noch weiß ich freilich nicht viel mehr als gestern; noch sind Wilfrieds Prüfungen, fürchte ich, nicht zu

Ende. Aber Licht muß in die Finsternis gebracht werden, und dann hoffe ich zu Gott, Ihnen dereinst Wilfried glücklich in Ihre Arme führen zu können."

„Vor den Schwestern brauchst du kein Geheimnis zu machen," hatte Wilfried vorgestern dem Freunde noch gesagt, „wenn Mama es wünscht, sind sie gegen andere Leute die Verschwiegenheit selbst, nicht aber gegen Mama, der sie wie kleine Kinder alles haarklein erzählen."

Die qualvolle Spannung, welche sich Wilfrieds seit einigen Tagen wieder bemächtigt hatte, wich, als ihm der Doktor den Erfolg seiner Reise berichtete. Aber nur schwer ließ sich Wilfried überzeugen, daß seine Verwandten in Blauenstein ein so verhängnisvolles Spiel gegen ihn getrieben hatten. Und weil er mit solcher Treuherzigkeit dem Vetter Cyril in London begegnet war, fühlte er sich um so empörter gegen den Treulosen.

„Also das ist der Dank dafür," brauste Wilfried auf, „daß ich dieser australischen Flugeidechse Zeit und Geld opferte! Auf diese Weise belohnt mich der Mensch, für dessen Aufrichtigkeit ich mein Wort eingesetzt haben würde! Da wiegt ein Freund wie du, Moritz, doch eine Schiffsladung von Vettern und Basen auf!"

Die Gedanken des Doktors hatten eine ganz andere Richtung genommen. Mit dem Blicke des gesund denkenden Menschen überschaute er die Verhältnisse. Ernst und ernster wurde sein Gesicht, und nach einigem Nachdenken sagte er bedeutungsvoll:

„Die Abrechnung mit diesem Cabinet noir, die

auf keinen Fall ausbleibt, wird ihren Anfang nehmen, wenn der irrende Wilfried einst hellersehend wieder vor die Seinigen treten wird."

Der Doktor legte seine Hand an die Stirne, wie wenn er die Gedanken herausgraben wollte.

„Ich habe mir gestern während der Eisenbahnfahrt überlegt, was nunmehr zu tun ist. Meine Ansicht geht dahin, daß du einem bewährten Rechtsanwalte deine Angelegenheit vertrauensvoll mitteilen solltest und . . . ."

„Um Gotteswillen!" unterbrach ihn der erschreckene Wilfried, „damit der Kerl mich angibt!"

„Ich rede jetzt nicht von den rabulistischen Advokaten. Auch im Anwaltenstande gibt es Männer, die ein Herz im Leibe haben. Du vernimmst seine Ansicht, und der Gesetzeskundige betrachtet die Sache vielleicht von einem neuen Standpunkte aus, wird dich auf diesen oder jenen Punkt hinweisen, welcher uns, den Laien in diesem Gebiete, entgangen sein mag. Freilich wird die Geschichte unter Umständen nicht kostenfrei ablaufen, aber deine gute Mama hat mir carte blanche gegeben, alles zu tun, was zu deiner Rettung und Rehabilitation getan werden kann."

Wilfried überlegte. Es schien ihm ein heißer Boden, auf den er sich wagen sollte; aber Not bricht Eisen, und der gegenwärtige, entsetzliche Zustand konnte doch nicht länger dauern.

„Wohnt Advokat Schauerlich immer noch in dieser Stadt?"

„Den würde ich dir entschieden abraten," entgegnete Doktor Maurizio in scharfem Tone.

„Schauerlich steht in dem Geruche, nur Prozeßfälle vor Gericht führen zu wollen, die schon zum voraus Aussicht auf einen günstigen Richterspruch haben. Das ist nicht meine Idee eines anständigen Advokaten. Der Anwalt soll vielmehr der Berater, wie der Arzt, der Vertraute seines Klienten sein und dem Rat und Hilfe Suchenden um so wirksamer beistehen, je trostloser sich dessen Lage gestaltet. Schauerlich ist viel zu pedantisch; sein methodisches Wesen ist nicht geschaffen, verschlungene Knoten zu lösen."

„Lieber Doktor, wo finde ich den Mann, dem ich vertrauen kann?"

Der Doktor schien diese Frage überhört zu haben, denn er fuhr fort:

„Der Anwalt soll nicht nur in den Stoß der Akten, sondern auch in die Gemütsverfassung seines Schützlinges sehen. Sie wird ihm den Schlüssel zu vielem sein, was dem trockenen Buchstabenmenschen ein stets Rätsel bleiben müßte. Hier ist der Mann für dich, Wilfried!" Mit diesen Worten öffnete der Doktor seinen Pult und entnahm dem Geheimfache einen Zettel, auf welchem die Worte standen: Herbert Smart, Messrs. Smart & Keen, 598 Fetter Lane, London W. C.

Wilfried hatte beim Lesen dieser Inschrift das Gefühl, als steckte sein ganzer Körper voller Nadeln.

„Was, in die Höhle des Todes ziehen, der ich kaum entronnen bin! Niemals!"

„Wenn wir die Himmlischen nicht erreichen können, müssen wir die Hölle in Bewegung setzen," setzen," lachte Doktor Maurizio. „Du schreckst vor

diesem Unternehmen zurück, nachdem du tausendmal größeren Gefahren entrinnen konntest, Wilfried? Denke an deine Flucht nach Birmingham! Übrigens ist der anwaltliche Rat durchaus vonnöten. Ich rede nicht von der Brigtonaffäre. Nach alledem, was deine liebenswürdige Base in Blauenstein gezüngelt hat, muß ich dir ernstlich raten, im Tode zu verharren, bis du den Anwalt zum Vertrauensmann gewonnen hast. Er wird gewiß auf eine Abwehr gegen die Pfeile denken, welche ohne Zweifel bei deiner Auferstehung neuerdings gegen dich schwirren werden. Wie stehst du übrigens mit jener papistischen Dame, die dich in ihre Schlingen zu ziehen wußte?"

„Lieber Moritz," entgegnete Wilfried mit Erröten, „Beatrice Dolores konnte mich wohl durch den Glanz ihrer Erscheinung fesseln, aber nun kann ich auch ihre Fehler sehen. Oft versuchte ich, sie wirklich zu lieben, eitles Beginnen! Es schmeichelte meinem Stolze, das herrliche Fräulein im Triumphe vor aller Welt aufzuführen; aber ein einziger Blick aus den schönen Augen ihrer Kammerjungfer genügte, mich aus meiner Ruhe zu bringen, und zerwühlte die innersten Falten meines Herzens. Ich konnte doch nicht beide heiraten!"

„Lieber Freund," sagte der Doktor, „verzeih deinem alten Schulkameraden seine Offenherzigkeit, aber deine Heiratsgeschichte ist faul von Anfang bis zu Ende. Du bildest dir ein, du seiest in das Fräulein verliebt und tändelst sorglos und leichtsinnig mit ihrem Dienstmädchen und der ganzen Welt. Wer weiß, was sich unterdessen in

Kensington zugetragen hat! Gut, daß du vorderhand tot bist, wiederhole ich noch einmal. Mr. Smart wird wahrscheinlich seine Erkundigungen einziehen und du wirst ihm en cachette großen Beistand leisten können."

Wilfried fühlte sich gedemütig, vor seinem Freunde so dazustehen. Wie gering mußte dieser von ihm denken, von ihm, dessen ganzes Leben eine Verkettung von Phantastereien, Wankelmut und Torheiten gewesen. Dunkel lag heute die Zukunft vor ihm.

Der Doktor bemerkte die Wolke auf der Stirne des Freundes. „Weißt du noch," lachte er munter, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, „wie wir einst in den Ferien die St. Antoniuskapelle besuchten?"

„Ja," sagte Wilfried, „und du, Moritz, spieltest die Ouvertüre zum Freischütz auf der Orgel; der alte Meßpriester faltete andächtig die Hände und meinte, das Kyrie Eleison noch nie so schön gehört zu haben."

„Und erinnerst du dich noch an jene Abende bei Professor Michael, als wir im Bette Wasserpfeifen rauchten und Scheffels Ekkehard lasen? Was sagtest du damals?"

„Eine oberflächliche Beize würde nicht genügt haben, die Grillen aus dem kranken Gemüte des Mönches zu vertreiben, darum läßt Scheffel seinen Senn von der Ebenalp den Ameisenhaufen über die Felswand schütten; erst das kalte Gebrause des Bergsees vermochte Ekkehard zum neuen Menschen abzuklären."

„Seltsam, Freund! Heute gehen dieselben Worte, die du damals gesprochen, an dir selbst in Erfüllung, Wilfried. Kaltwasserstrahlen waren nötig, die Halluzinationen auch aus deinem Gehirne zu verscheuchen. Noch bist du nicht durch. Aber Mut und Vertrauen! Auch deine Zukunft wird sich freundlicher gestalten."

Schwer und wuchtig lag auf Wilfried die nahe Trennung. Stand er doch abermals im Begriffe, eine Reise anzutreten, deren Gefahren er sich nicht verheimlichte. Auch die Sorge, ob der ihm unbekannte Anwalt nicht schließlich die Judasrolle spielen könnte, machte ihm allerlei Gedanken. Aber der Doktor tröstete ihn.

„Nur keine unnötige Angst," meinte er, „du darfst dich dem Manne rückhaltlos vertrauen. Ein intimer Freund, der bei der d . . . . Gesandtschaft in London attachiert war, wohnte einige Zeit im Hause des Herrn Smart und konnte dessen schätzbare Eigenschaften nicht genug rühmen. Im Interesse deiner Sicherheit ist es nicht ratsam, daß du irgendwelche Briefschaften auf dir trägst, deshalb werde ich Mr. Smart von der Ankunft eines Mannes benachrichtigen, der seines Rats bedarf. Damit bist du gewissermaßen eingeführt."

Beide, Doktor Maurizio und Wilfried, waren in sichtlicher Erregung, als sie auf dem Bahnhofe standen, aber sie hielten tiefes Schweigen. Wilfried war in derselben Vermummung, die er auf der Herreise getragen, obschon auch ohnehin niemand in ihm den einst so blühenden Wilfried erkannt haben würde, so tiefe Falten hatten sich auf

seine Wangen gegraben. „Lebe wohl, mein Lieber," flüsterte Doktor Maurizio, „schau nicht so traurig, sieh zu, daß du keine Dummheiten machst und — Gott mit dir!" Mitten unter den lachenden, schwatzenden Reisenden noch ein Händedruck, ein Blick, — und der Zug rollte aus der Halle.

Es war derselbe Zug, welcher einst Wilfried nach jenem tränenvollen Abschied im Hotel seinen Lieben entführt hatte.

Wochenlang durchsuchte Doktor Maurizio fast zitternd die Zeitungen, ob unter den Polizeinachrichten irgend eine Wilfried beträfe. Aber sein armer Freund wurde nicht erwähnt.

Fünftes Kapitel.

Wie eine gewaltige Hochwarte baut sich das königliche Gerichtsgebäude inmitten des Advokatenviertel auf, welches die tätige, gelderwerbende City von dem westlichen Stadtteile Londons trennt. Im Umkreise von weniger als einer halben Stunde von hier gibt es Paläste von Lords, eine berühmte Abtei, Museen, prächtige Straßen mit Läden voll Herrlichkeiten. Dennoch ist dieser Stadtteil des Anwaltentums nur für den Eingeweihten eine bekannte Welt, welcher beim Vollziehen irgend einer angenehmen oder bemühenden Pflicht die äußere

Schale zu durchdringen sucht, die diese Gegend einschließt. Hier ist das Eldorado der Solicitors, Anwälte und Sachwalter; hier werden Verträge abgeschlossen, Händel geschlichtet und Streitigkeiten eingefädelt; und aus den vielfach oft recht unscheinbaren Schreibzimmern strömt täglich wie eine Flut hellen oder dunkeln Blutes, Lust und Leid, Wonne und Schmerz, Freude und Traurigkeit, Zufriedenheit und Verdruß, Liebe und Haß, Illusion des Glückes und Unglückes, Himmel und Hölle in alle Pulse der Weltstadt.

In seinem Privatzimmer in der Fetter Lane saß an einem Augustmorgen Mr. Smart, Chef der Firma Smart & Keen, mit dem Durchgehen der eingelaufenen Briefe beschäftigt. Williams, sein erster Angestellter, stand neben dem Schreibpulte, bereit, die Anordnungen seines Vorgesetzten entgegenzunehmen. „Die fünfprozentigen der Nordwestbahn für seine Hoheit wollen wir umsetzen, Williams," bemerkte Mr. Smart und wies auf eine Reihe schwarz bemalter Blechkapseln, welche den Namen eines französischen exilierten Prinzen trugen. Mr. Smart war ein sorgfältig gekleideter Mann mit wohlgepflegtem Gesichte; seine robuste Gestalt bildete einen scharfen Gegensatz zu dem hageren Aussehen seines Prokuristen Williams, dessen magere Beine und schmale Brust eine unvorteilhafte Figur spielten.

„Daß ich's nicht vergesse; hier dieses Schreiben von Doktor Maurizio meldet den Besuch eines jungen Mannes, der extra so weit hergereist kommt, um meinen Rat in Familienangelegenheiten einzu-

holen. Mir unbekannt. Vielleicht ein Gerichtsfall wegen Nichthaltens des Eheversprechens, oder Gretna-Green. Hallo, Pitt, how are you? Was führt Sie des Wegs?"

„Quite well, thank you." antwortete ein ins Zimmer getretener Mann von schmächtigem Körperbau und stechenden Augen. „Ein scheußliches Wetter! Und das im Sommer. Ich habe einen fürchterlichen Schnupfen. Nichts Neues, Sir?"

„Nicht daß ich wüßte."

Und Pitt entfernte sich wieder samt seinem Wohlbefinden und dem fürchterlichen Schnupfen.

Ein Unbekannter stand draußen im Korridore. Wieder erschien der Angestellte und meldete einen Fremden, der Mr. Smart persönlich zu sprechen wünschte. Es war ein kleines Gemach, in welches der Fremde geführt wurde. Hier konnte der Prinzipal Privatbesuche empfangen oder seinen Studien obliegen, während sich sein Prokurist Williams mit den Kunden abfinden mochte.

„Was wünschen Sie? Was kann ich für Sie tun?"

Höflich erhob sich der Fremde.

„Mein Name ist Wilfried, meine Einführung ist bloß mündlich. Ich wagte nicht, Papiere . . . Doktor Maurizio, mein Freund . . ."

„Ah, Sie sind der junge Mann, dessen Ankunft mir vom Kontinente angekündigt wurde," unterbrach der Anwalt den Stotternden und strich den Bart. Die seltsamen Worte des Fremden erregten seine Neugier und er nötigte Wilfried wieder auf den Stuhl.

Schwer hielt es dem jungen Manne, einen wildfremden Menschen zum Mitwisser seines düsteren Geheimnisses zu machen. Aber der menschenkundige Mr. Smart sah, was in ihm vorging. „Schenken Sie mir furchtlos Ihr Vertrauen," ermunterte er, „ein Anwalt erhält Besuche von allerlei Leuten. Es kommt mir nicht zu, vorerst ein Sittenzeugnis von meinen Kunden zu verlangen."

Ein altes Sprichwort sagt und es rät gut: „Sage deinem Arzte und Anwalt die ungeschminkte Wahrheit, und du wirst geheilt werden."

Wilfried raffte sich auf, bekannte den Grund seiner Reise und erzählte hierauf anknüpfend die Begebenheiten der letzten Zeiten. Es war keine schwung- und bilderreiche Rede, die er hielt, es waren abgerissene Sätze, es war ein stoßweise hervorgebrachter, unzusammenhängender Bericht. Aber Mr. Smart wußte genug und füllte Schreibbogen über Schreibbogen mit Anmerkungen.

„Sie begreifen, daß mich dieses immerwährende Bangen so zaghaft gemacht hat, daß ich vor jedem Schatten erbebe," sagte Wilfried endlich.

„Ohne Zweifel sind Sie sehr unvorsichtig gewesen," begann Mr. Smart, „unverzeihlich unüberlegt. Sie glaubten die Welt zu kennen und handelten wie ein Fünfjähriger. Sie hielten sich für einen Kämpfer für Gott und was weiß nicht was und fielen einer Weiberintrige zum Opfer. Ihr sonderbares Benehmen in der Brightonaffäre wäre vollends unerklärlich; aber für den, der ihre Vorgeschichte kennt, hellt es sich auf." Mr. Smart drückte den Knopf zweimal, der Prokurist Williams

erschien in der Türe. „Detektiv Pitt war vor einer Stunde hier, bestellen Sie ihn telegraphisch auf morgen zehn Uhr, es handelt sich um einen Fall von Wichtigkeit.“ Dann wandte sich Mr. Smart wieder zu Wilfried: „Durch Hilfe Ihrer Vermummung sind Sie aller Gefahr, erkannt zu werden, enthoben. Die kleinere Gefahr liegt also in Ihrem Aussehen, die größere in Ihrem Benehmen. Ein geheimnisvolles Dunkel umhüllt noch immer die Mordgeschichte auf der Brightoner Eisenbahn. Nehmen Sie ein Zimmer im Grand Hotel oder Metropole, dort wird man am wenigsten einen Verdächtigen suchen. Notieren Sie sich noch genau vor, was heute Ihrem Gedächtnisse entgangen sein mag. Das Überflüssige schadet nichts, Geschriebenes bleibt, und besser zu viel als zu wenig.“

Punkt halb zehn am anderen Morgen durchschritt Wilfried wieder die Fetter Lane und meldete sich im Vorzimmer der Herren Smart & Keen. Mr. Smart hieß ihn willkommen und, nachdem Wilfried sich gesetzt hatte, begann er folgende Ausführung: „Wir haben mit so vielen Faktoren zu rechnen, daß die äußerste Vorsicht geboten ist. Der Verdacht, jenen Mord begangen zu haben, lastet immer noch auf dem jungen Manne, den man im Städtchen in Surrey gesehen hat; und wenn Sie — diese Möglichkeit ist noch nicht ausgeschlossen — verhaftet werden sollten, so wäre Ihre Sache vor Gericht eine verzweifelte. Der Wirt, der Krämer, die halbe Bevölkerung jenes Städtchens würde gegen Sie auftreten und Ihr verdächtiges Gebaren und Fliehen bezeugen. Aber das ist noch nicht

alles. Fräulein Dolores betrauert vielleicht heute den Hinschied ihres Verlobten, Wilfried. Aber wie ganz anders würde sich die Sache gestalten, wenn Ihre Braut zu ihrer Überraschung vernehmen müßte, daß der totgeglaubte Wilfried im Polizeibureau zu Bow Street als ein mutmaßlicher Dieb und Mörder eingebracht worden sei. „Der Schändliche! Also mich läßt er treulos im Stiche, um mit meiner verhaßten Kammerjungfer zu verschwinden! Und diesen gemeinen Menschen, diesen Verbrecher, nannte ich einst meinen Bräutigam!" Der Zorn eines beleidigten, stolzen Weibes kennt keine Grenzen, der Gedanke an Rache erwacht in ihr mit aller Macht; und die Zeugenaussage des Fräulein Dolores könnte unter Umständen vernichtend auf Sie wirken.

Das ist vorläufig nur Annahme," fuhr Mr. Smart nach einer Weile fort, „aber ein Anwalt hat mit allen Eventualitäten zu rechnen. Wir müssen Beweise, Schriftstücke für das Gericht sammeln, in welchen der wahre Sachverhalt klar dargestellt wird. Aber selbst wenn der wirkliche Mörder aus seinem Schlupfwinkel herausgezogen ist, wenn Sie also in dieser Sache nicht vor dem Richter zu stehen brauchen, werden diese Dokumente für Sie höchst wertvoll sein. Sollte jene Beatrice Dolores gegen den neuerstandenen Wilfried — Sie werden doch nicht ewig tot sein wollen — eine Klage auf Schadenersatz wegen Nichterfüllens des Eheversprechens erheben, so bieten uns diese Dokumente eine gewisse Handhabe. Ich beabsichtige nun, die Personen Mary, Köchin bei Madame Do-

lores, das Zimmermädchen der Pension Holloway und etwa Herrn Holloway einzuvernehmen, und von diesen Personen gesetzlich beglaubigte Zeugenaussagen über den Charakter des verstorbenen Wilfried zu erhalten. Nannten Sie nicht auch einen Doktor Lillingstone, der Sie vor einiger Zeit behandelte?"

„Ja," sagte Wilfried, „ich hatte die Influenza, die, wie Sie wissen, letzten Winter in London grassierte. Mein Vetter Cyril muß in meinem Heimatorte das Gerücht verbreitet haben, daß ich infolge von Ausschweifungen erkrankte."

„Gut, Doktor Lillingstone soll ebenfalls einvernommen werden. Es ist gut, wenn wir, angesichts solcher Anschuldigungen, den Sachverhalt amtlich für immer feststellen."

„Aber nicht wahr, Mr. Smart," bat Wilfried beinahe ängstlich, „diese Leute werden doch die Wahrheit sagen. Ich will ja nichts als Wahrheit. Ist das denn nicht ein heimliches Vorgehen, das Sie beabsichtigen?"

„Was denken Sie?" bemerkte der Anwalt in herbem Tone. „Allgemein gelten Sie als tot und vermodert. Jene Personen werden keinen Anstand nehmen, ihre unbefangene Erklärung über einen Verstorbenen abzugeben." Mr. Smart blätterte eine Weile in dem umfangreichen Kodex und las dann folgende Stelle: „Parlamentsakte aus dem sechsten Jahre der Regierung Seiner Majestät König Wilhelm IV.: Parlamentsbeschluß in Widerrufung einer Akte der gegenwärtigen Parlamentssitzung und betitelt: Parlamentsakte betreffend die wirksamere

Abschaffung von Eidesleistungen und Erklärungen an Eidesstatt, wie solche bisher in verschiedenen Abteilungen des Staatswesens abgenommen und geleistet worden sind, um an deren Stelle Zeugenaussagen treten zu lassen, und zwecks der völligen Abschaffung von freiwilligen und extra vor Gericht geleisteten Eiden und eidlichen Erklärungen und zwecks weiterer Maßnahmen betreffend die Abschaffung unnötiger Eidesleistungen."

In diesem Augenblicke erschien der Prokurist Williams mit dem Privatdetektiven Pitt im Kabinette. Wilfried würde hinter dem schmächtigen Manne eher einen Scherenschleifer oder Klempner vermutet haben, als ein Mitglied jener geheimnisvollen Klasse von Menschen, denen der feine diplomatische Sinn eines Kabinettministers und die Spürnase eines Schweißhundes zugeschrieben wird. Der junge Blauensteiner fühlte sich unheimlich in dieser Gesellschaft, der Anblick des Detektivs erweckte in ihm unliebsame Erinnerungen.

Die Unterredung mit dem Privatgeheimpolizisten dauerte nicht lange; Wilfried überließ alles weitere seinem Berater und begab sich wieder in sein Hotel in der Northumberland-Avenue.

Sechstes Kapitel.

Ein milder Herbstmorgen dämmerte über der Stadt London. Dichter als gewöhnlich lagerte der

Nebel über der Häusermasse und den Parks; kaum vermochte die Sonne die Dachgiebel und Mauern mit einem matten, gelblichweißen Anflug zu überziehen.

Wilfried lag noch schuhtief im Hotelbette zu Charing Croß, als ein einsamer Arbeiter die verlängerte Kensingtonstraße hinunterschritt. Ein Milchkarren fuhr von Haus zu Haus, geschäftig füllte der Milchführer die auf den Treppen stehenden Kesselchen, während er seinen doppeltönigen Ruf vor jeder Haustüre wiederholte. Jetzt mußte dem Arbeiter auf dem Fußsteige die Leiter zu schwer vorgekommen sein, denn er hielt inne, um zu verschnaufen, gerade als sich die nächste Haustüre rasch öffnete, ein Zöfchen den Milchkessel in Empfang nahm und samt dem süßen Lebenselixir wieder im Hausflur verschwand.

„Also eine neue Zofe scheint bei den Dolores zu sein," murmelte der Arbeiter, „sie ist zwar verdammt hübsch, aber die Beschreibung, die der junge Ausländer auf die Mary gemacht hat, paßt schlechterdings nicht auf dieses Kind. Ich muß einen neuen Weg ins Holz hauen."

Der Arbeiter warf noch einen lauernden Blick auf das Haus und verschwand um die Straßenecke.

Am Abende desselben Tages wurden die Bewohner der verlängerten Kensingtonstraße durch ein ungewohntes Ereignis aufgeschreckt. Das Pferd einer Droschke hatte an einer Dampfwalze, die sich pustend und keuchend vorwärts bewegte, gescheut und sprengte in der rasendsten Eile in die Flucht. Endlich gelang es einem beherzten

Schutzmanne, dem Pferd in die Zügel zu fallen, aber der Wagen lag zertrümmert am Randsteine. Der Lärm dieser Begebenheit brachte die ganze Straße in Aufruhr, Dienstmädchen stürzten vom unteren Erdgeschosse hinauf zur Gartenpforte, das aufregende Schauspiel versammelte bald eine Schar Zuschauer um sich her.

„Hallo, dort kommt der Kutscher hergerannt, der konnte noch rechtzeitig abspringen," sagte ein hagerer Mann zu dem zierlichen Mädchen, welches vor dem Hause der Madame Dolores stand und neugierig auf die Szene starrte. „Ein Glück, daß niemand in der Kutsche saß!"

„In der Tat," lachte die Kleine, „ich fürchtete schon, das Unglück habe meine junge Dame betroffen, ich erwarte sie jeden Augenblick mit ihrem Bräutigam."

„Bräutigam! Ich dächte, Fräulein Dolores steckte noch tief in Trauer."

Kaum war das Wort aus dem Munde des Fremden, als er fühlen mochte, wie unbesonnen er gesprochen hatte. Er drehte sich rasch um und begann seine Gipspfeife zu schmauchen.

Das Mädchen fand nichts Besonderes in seinen Worten und lachte laut, als er sagte: „Das wäre eine nette Spazierfahrt für Ihre Herrin gewesen. Ich wollte, ich hätte auch so eine Braut! Aber sie müßte helle Haare haben, ich habe mich immer für die Blonden interessiert."

Geschmeichelt lächelte das junge Mädchen, eine Blondine.

„Es wundert mich nur," meinte sie nach einer

Weile, „wie sich das Fräulein für den Herrn Loving begeistern kann; mein Geschmack wäre er freilich nicht."

Der Unbekannte horchte hoch auf bei den Worten Bräutigam, Loving; aber er fragte mit der gleichgültigsten Miene: „Sind Sie schon lange hier im Hause, Miß?"

„Seit Februar oder März, und hübsch sah es darin aus, wie ich herkam. Gerade wie wenn die ganze Themse die Stiege hinunter gerauscht wäre! Vierzehn Tage lang war ich das reinste Aschenbrödel."

„Schändlich!" sagte der Fremde, „da mußten Sie, Arme, für die Mary aufputzen."

Ein lauernder Blick traf das hübsche Kind.

„Mary? Wer ist das? Halt, richtig, die Köchin, Mary Smith hieß sie, glaub ich. Wenigstens nannte Madame Dolores diesen Namen, als sie über meine Vorgängerin schimpfte. Als ich mich damals um diese Stelle bewarb, war es das erste, daß Madame Dolores mich nach dem Orte meiner Herkunft frug. Sie würde nie mehr eine aus Dublin einstellen, die seien unausstehlich grob und rechthaberisch. Dazu hatte die andere einen Schatz um den anderen. Ich habe noch keinen Schatz, sagte ich."

„Ich wünsche Ihnen guten Abend, Miß; dort kommt ein Hansom," rief der Unbekannte, und das hübsche Kind rannte eiligst zur Küche hinunter.

Am anderen Morgen saß der Privatdetektiv Pitt im Privatgemache des Herrn Smart und berichtete den Erfolg des gestrigen Abends.

„Es gelang mir, gesprächsweise aus der Zofe

der Dolores den mutmaßlichen Aufenthalt der Mary Smith, wie sie, scheint's, heißt, zu erforschen. Jedenfalls verließ die Mary „infolge der Wasserleitungsgeschichte", voll Zorn das Haus. Übelgesinnte wollten nun einen genauen Zusammenhang der Umstände bemerkt haben und dichteten ihnen die schlimmste Auslegung an: In denselben Tagen, wo die Köchin wegging, sei auch der junge Wilfried von der Bildfläche verschwunden. Wir können nun nichts anderes tun, als nach Dublin zu reisen und dieser Mary Smith nachzuforschen. Mary Smith, Dublin, weitere Anhaltspunkte besitzen wir nicht."

„Eine nette Geschichte!" meinte der Prokurist Williams, „wir sollen aus einer Bevölkerung von dreimalhundertundfünfzigtausend Menschen, von denen jeweilen die dritte Person Smith heißt, die Mary Smith herausangeln!"

„Bah," schmunzelte Pitt, „ich hatte schon ernstere Arbeit zu bewältigen, das wird sich wohl finden."

„Beatrice, Bräutigam!" murmelte Wilfried vor sich hin. „Kaum einige Monate sind es seit meinem Tode, und schon spricht man wieder von ihrer Verlobung!" Doch traf diese Nachricht den jungen Mann keineswegs wie ein Donnerschlag; ja, er lachte sogar, was er seit langem nicht mehr getan hatte.

Noch an demselben Vormittage verließ der Privatdetektiv Pitt mit dem Prokuristen Williams London und benutzte den Kurierzug, um so schnell als möglich nach der Stadt Dublin zu gelangen. Rasch hatte der Zug die Ebene von Mittelengland

durchflogen; aber weder der Prokurist Williams noch der Detektiv Pitt schien sich um die landschaftlichen Schönheiten des gebirgigen Wales zu kümmern, das man nun durchfuhr.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben," meinte Williams kleinlaut, „als die Geburtsregister in den Kirchen Dublins zu durchstöbern. Eine Schriftenabgabe, wie sie auf dem Kontinente überall vorgeschrieben ist, würde uns in diesem Falle sehr zu statten kommen."

„Unsinn," brummte der Kollege, „darauf ist nichts zu geben. Diese Mary Smith gehört wahrscheinlich jener Bevölkerung an, die ihre Wohnungen sehr oft, fast jedes halbe Jahr wechselt. Daß ein Dienstmädchen nicht dem aristokratischen Stadtteile entstammt, liegt auf der Hand, vielmehr jenen engen und dunklen Gassen, die mir von früher bekannt sind, als ich als aktiver Geheimpolizist einem fenischen Dynamitarden nachspüren mußte."

Vorerst lenkten Williams und Pitt ihre Schritte nach dem Westen der Stadt, wo sie am ehesten hofften, die Mary Smith finden zu können. Straße für Straße wurde abgesucht; und wo der Name Smith auf einem Ladenschilde zu lesen war, betrat einer der beiden Männer das Lokal, um auf die unauffälligste Weise etwas in Erfahrung zu bringen. Pitt ließ sich täglich gewiß mehr denn zehnmal die Haare schneiden und rasieren, Williams trug eine Wagenladung von Knöpfen und Bindfaden, die er im Krämerladen mit dem Schilde Smith eingehandelt hatte, ins Gasthaus zurück; der zahllosen Whiskies nicht zu gedenken, welche die

beiden Männer bei den verschiedenen Schenkwirten Smith sich zu Gemüte führten. Ja, der gute Williams hatte sogar bei einem Smith, der eine eine Wäscherei hielt, ein Bad verlangt und wurde von den Irländern wie ein Verrückter angestaunt, denn nur ein solcher kann an eine gänzliche Abwaschung des Körpers denken.

Aber alle Einkäufe von Knöpfen und Bindfaden führten zu keinem befriedigenden Resultate. Ein Tag nach dem anderen verstrich, ohne daß die beiden Männer ihrem Ziele näher rückten. Allerdings war es ihnen geglückt, zahllose Inhaber und Trägerinnen des Namens Smith ins Gespräch zu ziehen; aber jedesmal, wenn die Erwartung aufs höchste gespannt war, wurde die Hoffnung im Keime erstickt. Da war eine Frau Smith, die eine Mary zur Tochter hatte, aber diese war seit zehn Jahren verheiratet; eine andere Mary Smith hatte den Fehler, daß sie Witwe war und in ihrem siebzigsten Altersjahre stand; der Böttcher Smith feierte heute das Tauffest seines Töchterchens Mary. Auch das Durchgehen der Geburtsregister war vergeblich, obgleich Williams und Pitt die Akten mit einer wahren Todesverachtung durchwühlten. Der eben so listige wie tatkräftige Pitt setzte alle seine Maschinerie in Bewegung, aber alles schien vergeblich. Es war zum Verzweifeln.

Von Tag zu Tag harrte Wilfried im Privatzimmer in der Fetter Lane, London, auf gute Nachrichten. Seine Unruhe nahm stündlich zu, nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln, und sein ganzes Wesen war fieberisch erregt. Da, am

neunten Tage nach Pitts Abreise, lief aus Belfast ein Telegramm ein. Mr. Smart erbrach es hastig und las die wenigen Worte: „All right, Williams.“

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Mr. Wilfried?“ rief der Anwalt, „dieser Pitt ist ein wahrer Teufelskerl. Ich gratuliere Ihnen, daß nicht dieser dem Flüchtlinge von Surrey auf den Fersen war, dem wären Sie schwerlich entronnen.“

Nach Verlauf von abermals zwei Tagen trafen der Prokurist Williams und der Privatdetektiv Pitt wieder in London ein.

„Wir verzweifelten an dem Erfolge unserer Expedition,“ berichtete Williams, „dennoch setzten wir unsere Nachforschungen fort, Pitt auf der einen, ich auf der anderen Seite der Straßen. So gelangten wir in die Gegend des Phönix Park. Pitt klagte über Müdigkeit, und wir beschlossen, auf einer Bank unter den Bäumen etwas auszuruhen. Ein kleines Mädchen, das einen Laib Brot unter dem Arme trug, trippelte den Kiesweg einher.

„Das Brot ist ja zu schwer für dich!“ sagte Pitt mitleidig, „wo gehst du hin, Kleine?“

„Zur Großmutter,“ erwiderte das Kind und glotzte uns verwundert an.

„Wie heißt denn deine Großmutter?“

„Großmutter Smith.“ Pitt wechselte mit mir einen bedeutungsvollen Blick. „Komm, Kleine, das Brot will ich dir nach Hause tragen, die Großmutter wartet schon lange auf dein Brot.“ Wir begleiteten das Mädchen und gelangten zu einem einstöckigen Hause, wo, wie die Kleine sagte, Groß-

mutter Smith wohnte. Da saß eine ältere Frau hinter dem Ladentische, und als wir Zigarren verlangten, pries sie uns geschäftig die verschiedenen Blätter. Wir kauften lange, und je mehr wir ihren Laden auskramten, um so höflicher und redseliger wurde die Alte. „Wenn Ihr Geschäft dermaßen blüht," meinte Pitt, „werden Sie noch eine Ladentochter anschaffen müssen, gute Frau."

„Ladentochter, das fehlte noch! Seit meine Tochter Mary nach Belfast gezogen ist, kann ich das Geschäft mit meinem Sohne besorgen." Der Privatdetektiv Pitt fühlte bei dem Worte Mary nicht nur ein Zucken in seinem Kopfe, sondern auch einen leisen Druck auf seinem Fuße, aber er begann von neuem: „Sie sehnen sich gewiß nach Ihrer Tochter. Hat Sie in Belfast eine Stelle als Dienstmädchen?"

„Als Dienstmädchen! Gott bewahre!" zischte die Frau, „meine Mary hat das Dienen satt bekommen." — „Es war augenscheinlich," berichtete Williams weiter, „wir hatten endlich die Gesuchte oder vorläufig ihre Mutter gefunden. Ich hätte das alte, häßliche Weib trotz ihrer roten Haare umarmen können, als sie fortfuhr: „Die Weiber in London behandelten sie schändlich, aber Mary hatte glücklicherweise das Maul auch nicht im Reisekoffer und sagte ihnen gehörig die Meinung. Mary kam sofort nach Dublin und heiratete einen Kohlenträger, eine alte Flamme aus Belfast, wo sie nun seit einigen Tagen wohnt."

Die gute Frau Smith tat anfänglich sehr erschrocken, als wir ihr nun den Zweck unseres

Kommens eröffneten. Wir erklärten ihr indessen, wir wünschten nichts anderes von ihrer Mary zu vernehmen, als was ihr von einem jungen Menschen bekannt sei, der längere Zeit im Hause der Dolores verkehrte. „Wenn Ihre Tochter jetzt im stillen und freiwillig diese Erklärung machen will," sagte ich, „wohl und gut. Anderenfalls wird sie vielleicht eine Aufforderung sub poena, unter Androhung von Strafe im Falle des Nichterscheinens, erhalten. Ohne weiteres Zögern bezeichnete uns nun Frau Smith den Wohnort ihrer Tochter, der Frau Mary Scott, geborene Smith, Belfast."

Soweit der Bericht des Privatdetektiven Pitt. Noch mit demselben Zuge, welchen Williams und Pitt zur Weiterreise nach dem Norden Irlands benutzten, ging auch folgendes Schreiben der Frau Smith nach Belfast ab: „Liebe Mary, will nur schnell berichten, es ist nicht vom Gericht. Sie haben mir den halben Laden abgekauft und alles bar bezahlt. Sei kein Kalb und mach keine Umstände, sonst mußt du vor Gericht. Paß auf, daß dein Mann nicht zu viel trinkt, nimm ihm das Glas weg. Gestern hat wieder ein Fenier auf einen Landlord geschossen und ihn nicht einmal getroffen. Besten Gruß. Deine Mutter."

So war nun auch Frau Mary Scott in Belfast gewissermaßen auf den seltsamen Besuch vorbereitet und erwartete die zwei Herren voll Neugierde und heimlicher Unruhe. Gut, daß ihr Mann im Güterbahnhofe zu tun hatte und vor nacht nicht heim kam!

Ja, das war die Gesuchte, diese und keine

andere mußte es sein! Die Fremden blieben stehen und schauten unverwandt drein: Kein Wunder, daß diese überaus berückend aussehende Person einem jungen Manne den Kopf verdrehte, die könnte noch Siebzigjährige zu einem dummen Streiche verleiten. „Frau Scott," begann Williams, „wir sind von England extra hieher gereist, um zu vernehmen, was Sie von einem jungen Menschen, namens Wilfried, in London wissen. Ich ersuche Sie hiemit, uns alles getreulich und nach Ihrem besten Wissen und Gewissen mitzuteilen. Ich warne Sie, daß . . ."

„Wilfried," rief die junge Frau erregt, „wo ist er? Hat er die Beatrice geheiratet, wie geht es ihm? Sie müssen es mir sagen!"

„Werte Frau Scott," versetzte der Prokurist Williams ernsthaft, „unsere Firma ist keine Auskunftsstelle, die bereitwilligst Information erteilt. Sie scheinen den Grund unseres Hierseins nicht zu verstehen. Wir wünschen von Ihnen eine Erklärung, was sich während Ihres Aufenthaltes in London zugetragen hat."

Zornesröte stieg in die Wangen des jungen Weibes.

„Ja," rief sie voll Wut, „ich will es diesen Dolores anstreichen. Hätte Herr Wilfried nur eine Ahnung von den unzähligen Rechnungen, die täglich in den Briefkasten flogen, er würde sich nicht mit dieser buntfederigen Gans verlobt haben. Wie oft war ich daran, dem netten, jungen Manne alles zu sagen; er hätte gerade so gut einen verjährten Schuldschein heiraten können, aber sie wußten es geschickt einzufädeln."

„Warum verließen Sie diese Herrschaft letzten Winter?“ fragte Williams.

„Na nu! Was meinen Sie,“ zischte die Aufgebrachte und spuckte weit aus, „in der letzten Zeit war alles drunter und drüber gegangen. Es ist wahr, ich habe ein hitziges Temperament; aber wenn das Fräulein von ihren Ausgängen nach Hause kam, legte sie den Hut aufs Klavier, den Schal auf den Fauteuil und die Handschuhe auf den Bücherschrank. Da soll unsereins Ordnung halten! Als die Wasserleitung im Hause barst, blieb ich vor Schrecken stehen und betrachtete das Unheil, an dem ich ganz unschuldig war. Aber die Alte tobte; ich blieb ihr auch nichts schuldig, packte meine Sachen und ging. Aber jetzt sagen Sie mir, was ist denn mit Herrn Wilfried? Er ist doch nicht etwa krank oder gar tot?“

„Werte Frau Scott,“ entgegnete Williams, „sparen Sie Ihre Vermutungen bis auf eine spätere Zeit. Denken Sie sich, man könnte allerlei Gerüchte über den jungen Mann und über Sie selbst verbreitet haben, und Sie, Frau Scott, müßten jetzt, in dieser Stunde, vor Gericht bezeugen, was es damit für eine Bewandtnis hat, was würden Sie . . .?“

Die junge Frau schäumte vor Wut.

„O, die verfluchten Lügner, wer sie auch sein mögen!“ rief sie erbost. „Ja, ich leugne es nicht, ich habe den Herrn Wilfried gut leiden mögen, den herzigen Jungen, der mir mit seinem offenherzigen Wesen sehr gefiel; aber ich schwöre mit einem feierlichen Eide, daß er sich mir gegenüber

stets als Gentleman benommen und niemals Unziemliches begangen hat."

„Nun denn, Frau Scott, Sie sind also bereit, Zeugnis abzulegen; wir erwarten Sie in einer Stunde im Amtszimmer des Beeidigers."

Frau Scott versprach, zur Zeit sich dort einzustellen, und die beiden Männer empfahlen sich vorläufig.

Freimütig und unumwunden sagte die Zeugin aus, was sie wußte; hierauf ward ihre Erklärung zu Protokoll genommen und beglaubigt, und schließlich von dem öffentlichen Notare von Belfast anerkannt und bekräftet.

Nun endlich konnten Williams und Pitt nach Tagen mühevoller Anstrengung nach London zurückkehren, wo das wichtige Dokument indessen noch von dem öffentlichen Notare zu London anerkannt und bekräftigt werden mußte. Endlich wurde das Schriftstück noch von der Gesandtschaft des Staates, welchem Wilfried entstammte, eingesehen und legalisiert. Mit gespannter Aufmerksamkeit las Wilfried die Urkunde, die also lautete:

L. S. B. Black,
Stadt Belfast J. Mc. Carthy,
zur Kenntnisnahme. Öffentlicher Notar.

Ich, Mary Emma Scott, Ehefrau des Georg Scott zu Belfast, erkläre hiemit feierlich und aufrichtig: Daß ich um das Jahr 18 . . bei Madame Dolores, verlängerte Kensingtonstraße, London, die Stelle als Dienstmädchen einnahm und im Dienste ungefähr zwei Jahre verblieb. Madame und Fräulein Dolores waren ganz und gar nicht an-

genehme Dienstherrinnen; sie führten stets grundlose Klagen und machten mir den Aufenthalt im Hause unerträglich. Ich verließ meine Stelle, weil eines Sonntags die Wasserleitung im Badezimmer barst und man mich der Nachlässigkeit beschuldigte. Die Hausfrau ließ meinen Koffer auf die Gasse stellen und bezahlte mir nicht einmal den mir zukommenden Lohn.

Sofort nach meinem Austritt reiste ich nach meiner Heimatstadt Dublin zu meiner Mutter, bei der ich die Sommermonate zubrachte, um mich vor einigen Tagen in Belfast zu verheiraten.

Zu meiner grenzenlosen Entrüstung vernehme ich soeben, daß man mich beschuldigt, ich sei mit Herrn Wilfried, der während meiner Anwesenheit im Hause der Dolores verkehrte, plötzlich verschwunden und sei seine Geliebte geworden. Diese Behauptung ist eine häßliche Erfindung. Wahr ist es, und ich scheue mich nicht, es zu wiederholen, daß ich den jungen Mann gut leiden konnte, und daß er mir stets freundlich begegnete, seine Photographie schenkte und mich einigemal ins Theater führte. Ja, ich gestehe es, daß ich es nicht ungern gesehen hätte, wenn ich statt jenes vornehmen Fräuleins die glückliche Verlobte des jungen Mannes geworden wäre; er würde in mir eine treue, liebende Gattin gefunden haben.

Herr Wilfried machte mir immer den Eindruck eines aufrichtigen und wohlmeinenden Menschen, der mir nie ein unpassendes Wort sagte. So viel ich beurteilen konnte, war das Verhältnis zwischen

Wilfried und seiner Braut trotz aller Zärtlichkeiten kein haltbares; und stets beklagte ich insgeheim den arglosen Jungen, den das in Wirklichkeit übellaunische, eitle und putzsüchtige Fräulein Dolores zu umgarnen wußte.

Es ist erlogen, ich wiederhole es, daß ich meine Stelle im geheimen Einverständnisse mit dem jungen Wilfried verlassen habe: Tatsache ist es aber, daß ich seit jenem Sonntage, als ich den Dienst verließ, Herrn Wilfried nie mehr gesehen, noch das Geringste von ihm vernommen habe. Wenn aber, wie man mir jetzt sagt, seine Verlobung mit dem Fräulein Beatrice Dolores sich wahrscheinlich auflösen wird, so kann ich ihm dazu nur Glück wünschen,, aus den Schlingen einer Person entronnen zu sein, die ihn innerhalb Jahresfrist zum armen und unglücklichen Manne gemacht haben würde.

Und ich gebe dieses Zeugnis, da ich dasselbe nach bestem Gewissen für wahr halte und kraft des Statutory Declaration Act. 1835.

So geschehen und unterzeichnet zu Belfast, Grafschaft Antrim, am 19.. 18.. in Gegenwart meiner selbst als eines Richters Ihrer Majestät für die Stadt Belfast.

Sig.: Mary Emma Scott.

Sig.: Daniel Leary

2c. 2c.

Weitaus weniger Schwierigkeiten bot das Auffinden der zweiten Zeugin, der Kammerjungfer in der Pension Holloway. Obschon Privatdetektiv

Pitt bald herausgefunden hatte, daß diese Kate nicht mehr im Hause weilte, war es dem schlauen Fuchse doch gelungen, ihre Herkunft zu ermitteln. Pitt hatte seine Frau, die sich als eine Verwandte des Hausmädchens ausgeben mußte, zu Frau Holloway geschickt, und die ahnungslose Dame war freundlich genug, der Frau Pitt Namen und Wohnort ihres ehemaligen Dienstmädchens zu bezeichnen.

Kates Eltern wohnten in dem südlich der Themse gelegenen Stadtteile Londons. Es war kein aristokratisches Viertel voll stattlicher Herrschaftshäuser, es war eine Anhäufung von trostlos einförmigen Backsteingebäuden, die sich einander glichen wie ein Ei dem anderen; ein Gewirre von rauchigen Gassen, welches der Prokurist Williams und der Privatdetektiv Pitt nun betraten. Nur nach vielem Hin- und Herfragen konnten sie die Straße finden, wo Kate Gibson wohnte. Es war ein recht demokratisch aussehendes Haus, und Berufsleute und Besucher mußten mit demselben Eingange vorlieb nehmen. Eine ältere Frau öffnete und schaute mißtrauisch auf die beiden Männer, ehe sie sie einlassen wollte. Williams begrüßte sie höflich und äußerte seinen Wunsch, Kate Gibson in einer kleinen Angelegenheit zu sprechen.

„Machen Sie keine Flausen," rief die alte Person giftig, die zwei Fremden vom Kopf bis zu den Füßen musternd. „Fort, oder ich rufe meinen Mann aus der Werkstatt. Wenn wir auch blutarme Leute sind, so würden wir doch lieber im Armenhause sterben, als daß ein Pfennig Sündenlohnes an unseren Fingern klebte!" Und sie machte

Miene, ihren Mann und andere Werkleute herbeizurufen.

Das war nun allerdings ein arger Strich durch die Rechnung der beiden Männer. Aber Pitt hatte sich schon in viel schwierigeren Lagen befunden und verlor auch diesmal den Kopf nicht.

„Es scheint der Frau Gibson nichts daran gelegen zu sein, daß die Unschuld ihrer Tochter an den Tag kommt," sagte er im ruhigsten Tone zu seinem Kollegen gewendet, „uns kann das gleichgültig sein."

„Tochter, Unschuld!" Das Wort klang an die Ohren der ehrbaren Frau Gibson. Sie schloß die geöffnete Türe wieder und sagte mit merklich weicherer Stimme: „Die Herren wollen doch den Grund ihres Besuches nennen. Was hat denn meine Tochter verbrochen, daß Sie von Unschuld und dergleichen sprechen?"

Nun stellte sich Williams und seinen Kollegen als die Bevollmächtigten des Hauses Smart & Keen vor und wollte gerade mit der Darlegung des Sachverhaltes beginnen, als ein junges Mädchen mit verweinten Augen in das Zimmer trat.

„Es ist nicht wahr," rief sie den erstaunten Männern zu, „Mutter, glaube ihnen kein Wort, ich habe keine Briefe nach dem Germany geschrieben, weiß von allem nichts."

Frau Gibson schaute verdutzt auf ihre Tochter und runzelte die Stirne.

„Miß Kate," sagte der listige Pitt mit seinem freundlichsten Lächeln, „wenn Ihre Handschrift so

zierlich ist, wie Ihr Gesichtchen, dann schreiben Sie einen sehr zierlichen Brief."

Miß Kate strich sich das Haar aus der Stirn und glättete ganz verstohlen eine Locke.

„Ich würde dem C. v. D. auch nie geschrieben haben, aber er schenkte mir so schöne Handschuhe mit acht gelben Knöpfen. Was war denn Böses dabei?"

„Nichts," ergänzte der Privatdetektiv, während sein Auge ein unmerkliches Blinzeln zeigte. „Wer wird es euch jungen Mädchen verargen, wenn ihr etwas neugierig seid? Irgendwo hat irgendwie irgend jemand irgend was gesagt. Es ist, wie ich dachte," wandte er sich zu Frau Gibson, „der schlechte Kerl aus Australien, der einige Zeit in der Pension Holloway wohnte, überredete das einfältige Dienstmädchen, für ihn ein Gewerbe des Spähens zu treiben. Der Niederträchtige hat über seinen Vetter die schändlichsten Verleumdungen verbreitet, und es ist nun unsere Absicht, die Wahrheit lauter an den Tag zu bringen."

Ein vorwurfsvoller Blick der Frau Gibson traf ihre Tochter, auf deren Gesichte sich Scham und Bestürzung malten. Was mußten nur diese Fremden von ihr denken; was würde vollends ihr Schatz dazu sagen, daß sie mit einem fremden Menschen Briefe gewechselt! Und nun wußten diese Herren gewiß, was sie sechshundert Meilen hinaus in ein fernes Land geschrieben hatte.

„Aber soll dieser C. v. D. mir sein Gesicht noch einmal zeigen!" kreischte Kate, in Tränen ausbrechend, „ich schlag ihm eine Beule, links, rechts,

daß er sich in der Agrikulturhalle zu Islington sehen lassen kann!"

„Miß Kate," sagte der Detektiv Pitt mit einem forschenden Blick, „Sie sollen dem C. v. D. geschrieben haben, sein Vetter Wilfried sei mit der Mary bei Dolores durchgebrannt und habe sich hierauf aus Verzweiflung und Angst das Leben genommen. Können Sie vor Gericht den Beweis für Ihre Behauptung leisten?"

Kate Gibson stand wie versteinert. Sie schlug die Hände ins Gesicht und schluchzte: „Gericht! Ich vor Gericht! Was würde mein Schatz dazu sagen! Ich habe dem Kerl in dem Deutschland nur geschrieben, daß die Mary ihre Stelle fast zu derselben Zeit verließ, als unser Zimmerherr Wilfried auf eine rätselhafte Weise aus der Pension verschwand. Auch meldete ich ihm, daß man die Leiche in der Themse gefunden habe."

„Auch mir würde es niemals einfallen, daß meine Tochter solch lügenhafte Gerüchte verbreiten könnte," rief Frau Gibson, die den Verhandlungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Gewiß nicht, beste Frau," bestätigte Williams. „Miß Kate hat bereits bekannt, was wir zu wissen wünschten. Dieser Herr ist Zeuge. Um ihr das Erscheinen vor Gericht zu ersparen, laden wir Sie, Miß Kate, ein, das Gesagte in Gegenwart des Beeidigers zu wiederholen; ferner sollen Sie erklären, ob Ihnen der Wilfried ebenso gut gefallen hat wie Ihrer Freundin Mary und . . ."

„Gefallen!" Das hübsche Kind starrte ihn an wie einen Mondsüchtigen. „Ich habe ja schon einen

Schatz," rief sie und zeigte zur Kommode, auf welcher in einem geschnitzten Rahmen die Photographie eines jungen Schlossergesellen prangte.

„Es ist gut, Miß Kate, wir erwarten Sie noch diesen Vormittag im Amtszimmer des Beeidigers."

Damit verließen die beiden Männer das Haus, und Kate Gibson folgte willig in einiger Entfernung, um kein Aufsehen zu erregen. Ihre Zeugenaussage aber lautete:

„Ich, Kate Gibson, von Borough, London S. E., Dienstmädchen und jetzt wohnhaft bei meiner Mutter ebendaselbst, erkläre hiermit feierlich und aufrichtig, daß ich in den Jahren 18 . . in der Pension Holloway zu Kensington im Dienste stand. Während dieser Zeit meines Aufenthaltes wohnte ein junger Ausländer, namens Wilfried, ebenfalls im Hause. Während dieser ganzen Zeit hat sich Herr Wilfried niemals auf irgend eine Weise unanständig gegen mich benommen, im Gegenteil war er immer, wie man es von einem gebildeten Manne erwarten darf.

Zu meinem großen Erstaunen vernehme ich, daß ich als die Ursache des Gerüchtes bezeichnet wurde, Herr Wilfried sei mit meiner Bekannten Mary, Dienstmädchen bei der Madame Dolores in der verlängerten Kensingtonstraße, verschwunden. Derartiges ist mir niemals zu Ohren gelangt, und es ist eine aus der Luft gegriffene Behauptung, daß ich je so etwas, mündlich oder schriftlich, berichtet habe. Seitdem die Mary ihren Dienst verließ, habe ich sie nie mehr gesehen noch etwas von ihr gehört.

Und ich gebe dieses Zeugnis, da ich dasselbe nach bestem Gewissen für wahr halte usw. usw."

„So weit, so gut," sagte Mr. Smart, nachdem er die Erklärungen der beiden Zeuginnen gelesen hatte. „Das Schwierigste liegt hinter uns. Das Aufsuchen des Mr. Holloway und des Arztes Lillingstone soll sofort geschehen."

Sehr verwundert schaute Mr. Holloway, als die zwei Männer ihren Besuch machten und den Zweck ihres Kommens eröffneten.

„Der törichte Junge," sagte der freundliche Herr, „gewiß niemand beklagte sein trauriges Ende mehr als ich! Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbringen konnte, war, daß er mit Geld, Gut und Worten nicht vernünftig umzugehen wußte. Wenn es auch einem Toten gleichgültig sein kann, was man von ihm redet, so wird es mir doch ein besonderes Vergnügen machen, dem armen Jungen mein Zeugnis auszustellen."

„Der einfältige Mensch ist nur zum Opfer der großen Täuschung geworden, die heute wieder das Denkvermögen der Menschen zu umdunkeln sucht," brummte die Stimme unseres alten Bekannten, des langen Majors. „Wenn ich zusehen muß, wie alte und junge Gimpel zu Proselyten einer veralteten Institution werden, deren Ansprüche längst verjährt sind, dann möchte ich über die Denkfaulheit unseres Geschlechtes wehklagend meine Hände ringen."

Die Zeugenaussage von Mr. Holloway lautete folgendermaßen:

„Ich, John James Holloway, Kensington,

London S. W., Inhaber einer Pension, erkläre hiemit feierlich und aufrichtig, daß ich Herrn Wilfried gut kannte, indem derselbe als Pensionär in den Jahren 18 . . bei mir Kost und Logis hatte.

Während dieser Zeit hatte ich reichlich Gelegenheit, seinen Charakter zu beobachten; er zeigte sich immer als Gentleman und befliß sich des peinlichsten Anstandes sowohl gegenüber seinen Mitpensionären, aus Herren und Damen bestehend, als auch gegenüber meinen Dienstboten, worunter die Mehrzahl weiblichen Geschlechtes waren; und nie hatte ich Ursache, mich über ihn zu beschweren. Es tat uns allen sehr leid, als seine Bekanntschaft und spätere Verlobung mit einem Fräulein aus der Nachbarschaft uns die Gesellschaft unseres jungen Freundes mehr und mehr entzog.

In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in unserem Hause war er in einer so sehr erschütterten Gemütsverfassung, daß ich ihn kaum verantwortlich für sein rätselhaftes Verschwinden halten konnte; er hatte damals Briefe erhalten, die ihn erschütterten, denn der Schmerz hatte ihn ganz niedergeworfen, und seine Aufregung grenzte an Wahnsinn. Er redete von Chaos und ähnlichen Dingen und mochte in diesem Zustande geistiger Verwirrung die unselige Tat des Selbstmordes begangen haben. Sämtliche Habseligkeiten des Verstorbenen, sowie seine ansehnliche Sammlung von Mineralien ließ ich sofort nach seinem Tode seinem Onkel, Mr. Ernest Ulrich, in hiesiger Stadt zustellen.

Und ich gebe dieses Zeugnis usw. usw."

„Der vierte und letzte Zeuge wird Doktor Lillingstone sein," bemerkte der Chef des Hauses Smart & Keen, „das wird vorläufig genügen. Wer zu viel beweist, beweist nichts. Jedenfalls wird man uns nicht der Beugung des Rechtes oder der Parteilichkeit bezichtigen können."

Wilfried saß in Gedanken versunken, und ein schmerzliches Lächeln flog über seine Züge, als man beim Lesen an die Stelle von seinem Tode kam. Da öffnete sich die Türe, und ein älterer Herr trat unangemeldet ins Kabinett. Es schien Wilfried, als habe er den Fremden schon irgendwo gesehen, doch an welchem Orte, konnte er sich in der Aufregung des Augenblickes nicht mehr erinnern. Gelassen begrüßte Mr. Smart den Eindringling und komplimentierte Wilfried zur Türe hinaus, während der Fremde eine Handbrille auf die Nase klemmte und dem jungen Menschen gleichgültig nachschaute.

„Ich habe Ihren Besuch erbeten, Doktor," begann Mr. Smart, „nicht wegen einer ärztlichen Konsultation, sondern vielmehr in einer Angelegenheit, die einen meiner Klienten, namens Wilfried betrifft. Derselbe gibt an, mehrere Male in Ihrer Behandlung gewesen zu sein. Böswillige Zungen haben sowohl die Ursache seiner damaligen Unpäßlichkeit als auch die Art derselben im entehrendsten Sinne gedeutet; und es wird von Ihnen, Doktor, verlangt, daß Sie zur Steuer der Wahrheit eine Beschreibung der Ursache und Art der Krankheit geben, an welcher Ihr Patient gelitten hat."

„Wilfried?" sagte der Arzt, „ich entsinne mich

dieses Namens nicht. Doch werden die Eintragungen in meinen Büchern, die ich noch heute nachsehen will, alles weitere besagen. In drei, vier Tagen will ich meine Erklärung aufsetzen und vor dem Beeidiger unterschreiben."

Mit diesen Worten empfahl sich Doktor Lillingstone und verließ die Fetter Lane, während Wilfried, von den verschiedensten Gefühlen durchströmt, der Northumberland-Avenue zuschritt.

Siebentes Kapitel.

Ja, die widersprechendsten Gefühle bewegten Wilfried. Ein Sturm der Entrüstung wollte sich seiner bemeistern. O, wie schlecht waren die Menschen gegen ihn gewesen! Seine eigenen Verwandten waren entweder unfähig, sein inneres Leben zu verstehen oder hatten ihn absichtlich mißverstanden. Wieder stieg tiefer Zorn über die Schlange, seine Cousine Lizzie, in ihm auf. Es war ihm, als hörte er ihr heiseres Lachen über seine Unbeholfenheit, als zischte sie abermals ihre giftigen Bemerkungen; ja, er sah diese Lizzie, diesen Cyril, die Randen und alle Höllengeister sich die Hand geben und wie rote Indianer den Dämonentanz um seine Leiche her beginnen. Ganz Blauenstein soll wissen, wie vielfach übertrieben und er-

logen ihre Anschuldigungen gewesen sind! Ich will die Zeugenaussagen im Tageblatte veröffentlichen und eine begleitende Erklärung einrücken lassen.

Der Anblick eines blau uniformierten Schutzmannes gab seinen empörten Gedanken eine andere Wendung. Der Zustand der Erregung verschwand, und wieder schüttelte es ihn wie Fieberfrost: Die Zunge ist ihm gebunden; wohl hält er die Waffen zur Verteidigung kampfbereit, aber es ist ihm untersagt, sie zu gebrauchen. Die Hand ist ihm gelähmt, er ist ein Verfolgter in dieser Welt, in einem furchtbaren Zauberbanne abgeschnitten und vereinsamt. Während er die eine Fessel löste, knüpfte er eine andere nicht minder gefährliche. Ja, selbst wenn seine Unschuld in der Mordgeschichte endlich erwiesen würde, dürfte er sich nie mehr in der Heimat sehen lassen. Würden nicht die Kinder auf den Gassen auf ihn deuten, auf den Abtrünnigen, der seinen Glauben wie einen Spielball gewechselt hatte. Ein tiefe Röte stieg in das Antlitz des jungen Mannes. „Fort," rief es in ihm, „fort, weg von allem, nach Amerika, ans Ende der Welt!"

Ein jeder Jurist kennt die Anekdote von dem weisen Richter, der die in einem Streitfalle vorgebrachten Beweise für das hohe Alter eines Dokumentes dadurch zu nichte machte, daß er das Schriftstück gegen ein Licht hielt; und siehe da, das Wasserzeichen des Papieres wies ein viel jüngeres Datum nach, als dasjenige, welches auf dem Dokumente geschrieben war. Ich möchte das Obige umkehren und sagen, die Vorgeschichte oder Ver-

gangenheit Wilfrieds ist das Wasserzeichen, und die günstigen Aussagen der vier Zeugen sind unverfälscht. Aber nur wer seine Vorgeschichte kennt und mit einem fühlenden Herzen der Verkettung seiner Verirrungen mit ihren Folgen und Leiden genau folgte, der wird jene Zeugenaussagen als echt anerkennen und im richtigen Sinne zu würdigen wissen.

Wilfried saß im Rauchzimmer des Hotels, aber er fand keine Ruhe. Der Tag war auch so lang und der morgende Tag wieder. Sollte denn das ewig so fortgehen! Trotz der anwältlichen Warnung verließ er den palastähnlichen Hotelbau, lief durch mehrere Straßen und Gassen, bis er endlich vor einem düsteren Hause stehen blieb, vor welchem ein Haufe heruntergekommener Leute versammelt war. Ein Schrecken durchrieselte Wilfrieds Gebeine. Er erkannte es, es war eine Polizeistation. Durch einen vorüberrollenden Wagen wurde die Menge auf die Seite gedrückt, daß Wilfried dicht vor die Türe zu stehen kam; und unvermutet fand er sich in dem geräumigen Zimmer, wo gerade die Verhandlungen des Tages begannen.

Zwei Droschkenlenker, die auf der luftigen Höhe ihres Kutsche·bockes eine Boxerei veranstaltet hatten, wurden vom Richter zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt; da waren Checkfälscher und Garotter, die eine schärfere Strafe verdienten und dem allgemeinen Kriminalgerichtshofe überwiesen wurden. Zitternd aus Furcht und stumm horchte Wilfried wie im Traum. Nun war einige Bewegung, eine Gedränge hin und her. Eine Seiten-

türe öffnete sich und herein tanzte — von dem Schutzmanne vergeblich zurückgehalten — eine weibliche Gefangene. Ein lautes Gelächter ließ sich auf den Galerien vernehmen, dem auch Wilfried trotz seiner gedrückten Stimmung sich nicht entziehen konnte. Die Leute im Zuschauerraume stritten, ob Miß Totty Fay, alias Lady le Grand, alias Violet Daisy schon neunundsiebzig oder zum siebenundneunzigsten Male eingebracht worden sei. Heute stand die Lilie des Tales vor dem Richter, weil sie gestern abend inmitten der volkreichen Straße einen Solotanz aufgeführt und eine verkehrshinderliche Menge um sich her versammelt hatte.

„Nun, Totty," sagte der Gewaltige mit dem gepuderten Haupte, „es ist nicht lange her, daß . . ."

„Fräulein Totty, wenn's gefällig ist!" brüllte die Inhaftierte, „weißt du denn nicht, daß ich eine Dame von Stand bin!"

Das Gelächter wollte kein Ende nehmen, bis der Richter mit Räumung der Galerien drohte.

„Nun, Fräulein Totty, etwas Frohsinn ist ja nichts Böses, nur sollte man nicht auf der Straße tanzen und dem Schutzmann, der zur Ruhe mahnte, die Faust ins Auge schlagen."

„Der Bobby ist ein Lügner, Euer Ehren," kreischte die Dame, „laßt mich nur dieses eine Mal los. Ich feierte meinen Geburtstag und wurde etwas fröhlich. Aber wart' nur, du verdammter Büffel!" wandte sie sich zu dem Schutzmann, „bis ich wieder draußen bin, ich schlag dir alle Rippen ein."

„Nun, Miß Totty," sprach Seine Ehren auf dem erhöhten Sitze, „Ihr seid etwas aufgeregt, und eine Abkühlung kann nichts schaden. Führt sie ins Gefängnis."

„Ins Gefängnis, oho!" rief die Angeklagte, „du buckliges Trampeltier, du niederträchtiger . . .!"

Unter allgemeinem Gelächter wurde die singende und kreischende Totty in die Zelle zurückgeführt. Mehrere Anwesende erhoben sich in diesem Augenblicke, und Wilfried benutzte die dadurch verursachte Störung, um unbemerkt aus dem Gerichtszimmer zu gelangen.

Langsam schlichen die Stunden und Tage seit der im Polizeigerichte erlebten Szene hin, bis endlich auch Wilfried die Zeugenaussage des Doktor Lillingstone überreicht werden konnte. Der Wortlaut dieses wichtigen Aktenstückes war folgender:

„Ich, Joseph Lillingstone, wohnhaft zu Westlondon, praktischer Arzt, erkläre hiermit feierlich und aufrichtig, daß ich während den Jahren 18.. Herrn Wilfried von Zeit zu Zeit in ärztlicher Behandlung hatte. Die Eintragungen und medizinischen Verordnungen in meinen Büchern weisen nach, daß besagte Behandlungen in keiner Weise mit Krankheiten zu tun hatten, die einem unregelmäßigen Lebenswandel zugeschrieben werden müssen. In allen Fällen, in denen ich von Herrn Wilfried ärztlich zu Rate gezogen wurde, waren es tagtägliche Arten von Unpäßlichkeit, Erkältungen und Störungen in den Atmungsorganen; wie sie die damals grassierende Influenzaepidemie mit sich brachte. In keiner Weise aber litt er an einer

anderen Krankheit oder benötigte er jemals ärztliche Hilfe für andere als die genannten Störungen. Ich gebe dieses Zeugnis, um dem Herrn Wilfried Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Und ich gebe dieses Zeugnis usw. usw."

Auch dieses Dokument wurde ohne Verzug wie die anderen Akten dem beschworenen öffentlichen Notare zur Anerkennung und Bekräftigung übergeben und schließlich von der d . . . . Gesandtschaft eingesehen und legalisiert. Hierauf bezeugte der Privatdetektiv Pitt, daß er von den Herren Smart & Keen beauftragt wurde, den jetzigen Aufenthaltsort einiger Personen, deren Zeugenaussage für notwendig erachtet wurde, ausfindig zu machen. Er teilte mit, daß er zu diesem Zwecke mit dem Prokuristen ausgedehnte Eisenbahnfahrten unternommen habe; er erklärte, daß er während Wochen ausschließlich mit diesen Nachforschungen in Atem gehalten worden sei. Pitt betonte, wie diese Nachforschungen mit der größtmöglichsten Sorgfalt und Schonung durchgeführt werden mußten, er bezeugte endlich, daß in jedem Falle die Auskunft in völlig freiwilliger Weise erteilt wurde, und daß sämtliche Personen ihre Zeugenaussagen machten, ohne dazu überredet worden zu sein.

Schließlich hatte auch der Prokurist Williams, Bevollmächtigter der Firma Smart & Keen, vor dem öffentlichen Notare zu erscheinen und erklärte, daß sämtliche Aussagen und Erklärungen von den Zeugen in seiner Gegenwart vor dem Beeidiger geschahen, dessen Unterschrift am Fuße jeder solchen

eidlichen Aussage erscheint, und daß ferner diese Unterschrift von dem besagten Beeidiger eigenhändig gegeben wurde. — Auch diese Erklärungen von Williams und Pitt wurden der Gesandtschaft zur Legalisation überwiesen.

Welch eine Unsumme von Arbeit, von Fleischergängen, Geduldsproben und Wartefristen! Welch eine Zeit des ängstlichen Harrens für unseren Wilfried! Gerade dieses beständige Verkehren mit Advokaten und Gerichtspersonen gaben seiner geheimen Angst vor dieser Menschenklasse stets neue Nahrung. Und war nicht der Privatdetektiv Pitt selbst beinahe von einem Polizisten verhaftet worden, als er auf eine sehr verdächtige Weise in Dublin von Haus zu Haus spürte! Dann wäre alles entdeckt worden, und er, der unglückliche Wilfried, lag schon am nächsten Tage in den Krallen der Häscher. Heiß brannte der Boden Londons unter seinen Füßen, fort, fort, nach Honolulu, Spitzbergen, in den Krater des Vulkans Talac! Jahrzehnte sollten vergehen, bis er sich wieder in bekannten Gegenden zeigte.

Aber Wilfrieds Geduld sollte noch auf manche Probe gestellt werden. Mr. Smart, der Chef des Hauses Smart & Keen, hatte als Anwalt des jungen Mannes ebenfalls seine Erklärung zu machen, welche indessen lediglich in einer ausführlichen Zusammenstellung sämtlicher Zeugenaussagen bestand. Über das alles waren wieder mehrere Tage verstrichen. Die Vertreter der Bureaukratie können nicht zu jeder Stunde gesehen werden — gottlob, endlich konnte das letzte Akten-

stück der d . . . . Gesandtschaft zur Legalisation vorgezeigt werden.

Aber Wilfrieds Geduld sollte noch weiter und in anderer Weise geprüft werden.

„Diese Dokumente sind in englischer Sprache abgefaßt und gelten vor jedem Gerichtshofe dieses Landes als rechtskräftig," sagte Mr. Smart zu Wilfried, der eben diese Schriften durchlas. „Aber für den Gebrauch in Ihrem Lande müssen alle in deutscher Sprache ausgefertigt sein. Für alle Fälle empfehle ich Ihnen hiemit, diese Akten, so wie sie hier vorliegen, von einem amtlich anerkannten Fachmanne ins Deutsche übersetzen zu lassen. Unser Übersetzungsbureau befindet sich gleich hier in der Nähe. Der Übersetzer wird dann zu bezeugen haben, daß er die mitfolgenden Schriftstücke nach bestem Wissen und Gewissen ins Deutsche übersetzte. Seine diesbezügliche Unterschrift muß hierauf vom öffentlichen Notare beglaubigt und dessen Unterschrift von der Gesandtschaft legalisiert werden."

Abermals eine Verzögerung auf unbestimmte Zeit, neuerdings Unkosten und kein Ende! Dem armen Wilfried schoß das Wasser in die Augen. So ist es immer im Leben; wenn wir uns am Ende einer Sache glaubten, kommt erst der Anfang. Und doch, wenn Wilfried darüber nachsann, so konnte er doch wohl nicht anders, als den Rat seines Anwaltes zu befolgen. Wenn die unsägliche Mühe nicht umsonst gewesen sein sollte, so mußte die Sache auch ganz und gar durchgeführt werden. So wanderten denn die vielgenannten Schriftstücke

in die Hände des Übersetzers, und Wilfried richtete sich mit schwerem Herzen zu einem verlängerten Aufenthalte in London ein.

Da verbreitete sich eines Tages ein sonderbares Gerücht in der Weltstadt. Man wollte einen jungen Menschen, der des Raubmordes auf der Brightoneisenbahn dringend verdächtig schien, entdeckt und in Haft gebracht haben.

Es war nicht nur ein bloßes Gerede. In einer entlegenen Vorstadt hatte ein junger Mensch von sehr verdächtigem Aussehen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gelenkt. Vor den Untersuchungsrichter gebracht, konnte er nur unbefriedigende Auskunft über seine Existenz geben, wurde schwankend in seinen Antworten, seine Aussagen widersprachen sich und bestärkten den Verdacht der Polizei. Es war kein Zweifel, man hatte hier irgend einen Verbrecher vor sich, der dem Arme der Justiz entronnen war. Die eingeleitete Untersuchung führte zu der Gewißheit, daß man in diesem Subjekte den lang gesuchten Mörder vor sich hatte; er wurde der Tat überführt. Percy Lefroy Mapleton, so hieß der Mensch, gestand, den Herrn Gold im Zuge der Brightoneisenbahn ermordet zu haben, und büßte die Felonie mit dem Tode durch den Strang.

Der unschuldig gehetzte Wilfried durfte wieder frei aufatmen.

Es war im Spätherbste, als Doktor Maurizio im fernen Deutschland einen Brief erhielt, aus dessen Adresse er die Handschrift seines Freundes Wilfried erkannte. Das Schreiben enthielt eine

Schilderung der letzten Ereignisse und endete mit den Worten: „Des schrecklichen Verdachtes, den ich mir durch meine kopflose Feigheit selbst zugezogen, bin ich gottlob enthoben. Gott allein weiß, was ich ausgehalten habe. Noch wirbelt es in mir wie Wellenschlag nach dem Sturme. Mein Lieber, non sum qualis eram, ich bin nicht mehr, der ich einst war. Meine Gesundheit hat durch die erduldeten Leiden gelitten, meine frühere Spannkraft ist dahin. Alles ist mir gleichgültig, fort, nur fort von hier ! Schwer lastet die Vergangenheit auf mir. Laß mich auch fernerhin in meiner Heimat tot gelten, es ist besser so. Grüße die liebe Mama und die Schwestern, sie allein gedenken noch meiner. Gott allein weiß, wann ich sie wiedersehen werde! Und nun lebe wohl, teurer Freund, habe ewigen Dank von deinem Wilfried.

PS. Wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich bereits auf der Überfahrt von Liverpool nach New York. — Nochmals, lebe wohl!“

Es war, wie Wilfried geschrieben hatte. Eines düsteren Novembertages hatte er London verlassen, um sich in Liverpool nach Amerika einzuschiffen.

„Passen Sie auf,“ bemerkte Mr. Smart beim Abschiede, „daß Sie in Amerika nicht wieder in eine Patsche geraten. Es gibt dort gar gefährliche Leute, deren Beruf einem fortwährenden Attentate auf Hab und Gut anderer gleichkommt. Sonst kann es Ihnen noch einmal passieren, daß Sie eine kostspielige Aussteuer anschaffen und einen anderen Bräutigam ins warme Nest setzen lassen.“

„Ich will es mir zur Warnung dienen lassen, Mr. Smart. Die Aussteuer verscherze ich um so lieber, je mehr ich die Braut dem jungen Loving gönne; denn obschon ich gegen Beatrice Dolores keinen Groll hege, zur Frau möchte ich sie nun und nimmermehr.

Achtes Kapitel.

Bist du, lieber Leser, in deinem Leben auch schon an einsamen Meeresgestade gestanden, wo sich die endlose Wasserfläche des Ozeanes vor deinem erstaunten Blicke ausbreitete? Wohin dein suchendes Auge sich auch wenden mochte, nirgends auch nur ein Punkt, der die unabsehbare Weite unterbrochen hätte. Nirgends ein Segel. Der Anblick dieser Wasserwüste bewegte dich, und unwillkürlich bemeisterten sich deiner trübe Gedanken. Ein Schweigen wie des Todes herrschte überall, eintönig strich der Wind über die Einöde, und fröstelnd überließest du dich einer melancholischen Stimmung.

Auf dem Deck des Ozeandampfers Germanic saß Wilfried an einem kalten Novembertage und starrte auf das Meer hinaus. Was nun? Abgeschlossen lag hinter ihm die erste, wilde Epoche seines Lebens, vor ihm breitete es sich aus wie dieser küstenlose Ozean, wie eine trostlose Leere,

wie ein Nichts. Die Schreckensgespenste der Angst und Verzweiflung waren gewichen, und eine unbeschreibliche Gleichgültigkeit, die in der Gleichförmigkeit der Szene einen harmonischen Widerhall fand, hatte sich des jungen Mannes bemächtigt. Trübselig knarrten die Masten wie in Klagetönen, die salzigen Wogen brachen an den Schiffswänden mit ununterbrochener Einförmigkeit. Mechanisch beobachtete Wilfried, was vorging. Er fühlte sich öde und leer und war froh, wenn er nicht angeredet wurde. Er glich dem Schiffbrüchigen, der, dem Ertrinken nahe, von einer mitleidigen Woge auf eine Klippe geschleudert wurde, aber kaum den Fluten entronnen, matt und entkräftet hinsank. Was sollte überhaupt aus ihm werden! Er war ein Schiffbrüchiger, der alles eingebüßt und nur das nackte Leben gerettet hatte; der Rückblick auf die Vergangenheit betäubte ihn, die Zukunft erschien ihm wie ein wesenloser Schatten.

Es war Wilfried gleichgültig, als der letzte Streifen der Küste von Cornwall zu einem dunkeln Punkte wurde und endlich dem Blicke ganz entschwand. Was war ihm nun England, was die ganze Welt? Anfänglich versuchten die Passagiere ihren Mitreisenden ins Gespräch zu ziehen, aber er antwortete einsilbig, interesselos; und wie es zu gehen pflegt, die Damen fingen nachgerade an, nicht viel von dem jungen Menschen zu halten, der nur wenig Unterhaltung versprach; die Herren machten sich über ihn lustig, weil er nicht in das Rauchzimmer kam.

Am Tage der Abfahrt von Queenstown wurde

das Wetter wärmer, aber unruhig; und Wilfried begann die Folgen der Seekrankheit zu spüren. Es erhob sich ein Wind, der zwar den stattlichen Dampfer weder auf himmelhohe Wellenberge noch in Tiefen des Abgrundes führte, aber den Aufenthalt auf Deck unmöglich machte. Von den Hunderten Passagieren der ersten Klasse konnten nur wenige zu den Mahlzeiten erscheinen. Auch Wilfried lag krank und elend zu Bette und mußte sich oft an demselben krampfhaft festhalten, um nicht auf den Boden seiner Kabine geschleudert zu werden! Endlich legte sich der Sturm, der Himmel wurde heiterer. Wunderlich sahen die in Tücher und Pelze vermummten Gestalten aus, wie Gespenster, die aus ihren unterirdischen Höhlen erstanden sind.

Wieder saß Wilfried an seinem Lieblingsplätzchen bei der Treppe, die zum Zwischendecke hinunterführte. Wieder stöhnten die Masten des Dampfschiffes ihr eintöniges Klagelied, und trostlos flossen am Horizonte die Dunstschwaden mit dem Grau der Wasserwüste in eine ununterbrochene Fläche zusammen.

„Ein Schicksalsgenosse, ein Unglücklicher, wie ich einst," hörte der in Gedanken Versunkene neben sich flüstern. Wilfried schaute auf, ein alter Mann stand neben ihm. Es war eine kleine Gestalt und hatte das Aussehen eines außerordentlich hohen Alters, denn seine Haare waren schneeweiß und seine Züge eingefallen. Mannigfache Leiden schienen ein Dunkel auf sein Antlitz gelegt zu haben, aber das Lächeln eines Vollendeten, der mit der

Welt und mit sich selbst versöhnt ist, umschwebte ihn. „Wunden hören nicht auf zu bluten, mein Freund," begann der Greis, „Prüfungen sind das Los der Menschen."

Verwundert schaute Wilfried auf den Ehrwürdigen.

„Auch du," fuhr dieser fort, „bist kein Kind des Glückes. Das einzige Glück, das ich auf Erden kennen gelernt habe, ist, dem Unglücklichen Trost und Frieden zu bringen. Darf ich dir meine Geschichte erzählen?"

„Friede," wiederholte Wilfried, aber in einem so hohlen Tone, daß es dem Fremden nicht entgehen konnte.

„Ich stand einst wie du jetzt," begann der Greis, „an einem wunderbaren Wendepunkt meines Lebens. Die trügerischen Hoffnungen waren dahingeflattert, Täuschungen nahmen ihre Stelle ein, und in einem furchtbaren Augenblicke hatte sich meine ganze Vergangenheit vor meiner Seele aufgerollt. Mit einem Blicke übersah ich mein ganzes, unseliges Tun, vergeudete Talente, alle Torheiten einer verwüsteten Jugend. Einsam stand ich im Tale der Tränen, von allen verlassen, denen ich Gutes getan, verraten von allen, auf die ich baute. Meine Leitsterne waren erloschen. Alles ging schnell und hoffnungslos zu Trümmern. Der letzte Hoffnungsschein versank wie ein Strahl im Meeresschoße; sonnenlos schien hinfort mein Pfad."

Das war wie aus der Seele des Bekümmerten gesprochen. „Ein ganzes Bild meines Schicksales,"

dachte er und drückte bewegt die Hand des Alten. Er konnte noch nicht sprechen.

„Ich erschrak," fuhr der Greis fort, „wenn ich mein eigenes Tun bei anderen Menschen wiederfand. Ich lechzte nach Männern der Tugend und suchte mich an ihrer Göttlichkeit zu erwärmen. Heiß trachtete ich nunmehr, bei menschlichen Einrichtungen, sichtbaren Kirchen, einen Vorrat von Trostgründen zu häufen und kehrte von allen enttäuscht und mit leerem Herzen. Ich verließ die alte Welt, um in der neuen drüben Friede und Glück zu finden. Wie ein Astronom mit seinem Teleskope den Himmel näher rückt, um den gesuchten leuchtenden Planeten zu entdecken, so durchwandert unsere Sehnsucht Himmel und Erde und rastet nicht, bis sie den freundlich lächelnden Leitstern gefunden hat."

„Und habt Ihr diesen Stern entdeckt?" fragte Wilfried erwartungsvoll. „Auch ich folgte unwiderstehlich diesem Hange, aber als ich das Kleinod festzuhalten glaubte, war es ein Hohlgebilde, das in meinen Händen wie Zunder zerrann."

„Oft wollte ich mit Hiob ausrufen: „Verflucht, wer sich auf Menschen und Menschengebilde verläßt!" Ich prüfte alles, lief von einer Gemeinschaft in die andere, beschwur und schwor abwechselnd ein Glaubensbekenntnis nach dem anderen ab, um die Wahrheit zu finden; ich widmete mich den politischen Dingen und proklamierte Freiheit und Gleichheit, während ich selbst in eigenen Banden lag und mein Herz wie ein Eisklumpen in der Brust war."

Wieder wurde das stattliche Fahrzeug von den höher und höher gehenden Wellen hin- und hergeworfen. Im Halbdunkel des unteren Schiffsraumes entstand ein Geschrei; die hilflosen Auswanderer kollerten und lagen mit Kisten und Kasten in buntem Durcheinander. „Sieh meine armen Leidensgefährten," sagte der Greis, „wie viele gebrochene Herzen fahren doch über das Meer! Horch auf das gräßliche Geschrei jener Italiener, die ihre Schutzheiligen um Hilfe anrufen! Weshalb gerieten sie in diese Notwendigkeit, ihr Vaterland verlassen zu müssen, das Land, in dem der Statthalter Christi seine Hände segnend ausbreitet? „O alte Kulturwelt, klassisches Land Italien," ruft ein namhafter Gelehrter, der Neuseeland bereiste, „wo man stets gegen Betrug, Raub, Diebstahl, sogar Mord auf der Hut sein muß, und wo in manchen Teilen jeder verstohlen Waffen trägt. Was nützt dir dein Papst! Wie glücklich ist dagegen das Land der alten Menschenfresser, dein Spiegelbild auf der anderen Seite der Erde!"

„Auch ich bekannte mich einst zur päpstlichen Kirche," fiel Wilfried mit einem schmerzlichen Lächeln ein. „Auch ich vermeinte, wie man mir angab, das Heil nur in der römischen Kirche zu finden."

„Der Untergang unseres Planeten ist gewiß," bemerkte in diesem Augenblicke ein in Pelzwerk vermummter Passagier — ein Börsenspekulant aus Chicago — auf dem Oberdecke. „Neulich hörten alle Fernsprechapparate auf zu funktionieren, und die Tätigkeit der Sonne ist so unregelmäßig, daß

man die baldige Auflösung erwarten muß. Das wäre ein kapitales Geschäft, wenn wir den Erdball in unsere Versicherungsgesellschaft aufnehmen könnten."

„Wenn der Erdkreis zusammenbrechend einstürzt, auf den Unerschrockenen werden die Trümmer niederfallen," sagte unten lächelnd der Greis. „Gott ist unsere Zuversicht, Gott ist der schöne Leitstern, auf den die Magnetnadel unverrückt zeigt. Der Inbegriff alles sittlich Erhabenen ist Gott. Nicht das Vaterland macht den Patrioten, sondern der edelgesinnte Mann das Vaterland; nicht die Kirche macht uns zu Gotteskindern, vielmehr der wohlwollend Denkende sich selbst und andere zum Tempel der Gottheit."

Während dieses Gespräches hatte sich die Nacht auf das Meer gesenkt, und zwischen zerrissenen Wolken schaute hier und dort ein tröstender Stern hindurch. „Blicke auf zum Himmel, mein Freund," sprach der ehrwürdige Greis. „Auch deine Seele soll sich dem himmlischen Lichte nicht entziehen, gleichwie der helle, lichte Kristall von den Sonnenstrahlen mit Glanz verklärt wird und den Beschauer mit seinen leuchtenden Farben entzückt. Bete Gott an in seinen Taten, halte Gott in dir. O, daß doch ein jeder Mensch einstimmen wollte in das schöne Wort eines edeln Mannes, der seine erhabenen Lehrsätze durch die schlichte Größe des eigenen Lebenswandels bestätigte: „Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

Jetzt rief der dumpf hallende Gong die Reisen-

den zum Speisesaale, und Wilfried mußte den lieben Alten auf heute verlassen. Wilfried hätte wohl an der Unterhaltung der Tischgesellschaft teilnehmen können, aber sie beschränkte sich auf den Austausch banaler Redensarten über die vorgesetzten Speisen, die trotz ihrer Mannigfaltigkeit die strengste Kritik über sich ergehen lassen mußten. Wilfrieds Gedanken weilten bei dem Greise, der unten im Zwischendecke seine einfache Schiffskost verzehren mochte.

Als die Reisenden nach einer windstillen Nacht auf Deck kamen, waren sie nicht wenig erstaunt, wie sich die Szene draußen verändert hatte. Das Meer hatte bisher eine graue Farbe gehabt, hier dagegen war das Wasser von einer grünen Färbung und ziemlich klar. Ein weißer Nebel hatte sich erhoben und wurde dichter und dichter. Der Germanic war in jener Gegend angelangt, wo die von nordischer Küste herkommende eisige Strömung an die warmen Wasser des Golfstromes prallt und fortwährend feuchte Nebel erzeugt. Die Mastspitzen zahlreicher Fischerboote ragten aus den weißen Dunstmassen empor; aber unbekümmert um Schiffer und Kabeljaus der großen Neufundlandbank folgte der majestätische Dampfer seinem Kurs. Die zahlreichen Passagiere wußten sich der umsichtigen Sorge des Kapitäns versichert und fanden sich abends zu einer musikalischen Unterhaltung ein, welche zu Gunsten des Matrosenasyls zu Liverpool veranstaltet wurde. Dumpf brüllte das Nebelhorn in die schauerliche Finsternis, drinnen im Musiksaale spielte der Spekulant aus Chicago das Vio-

loncell, der Bankier aus New York blies die Flöte, obgleich er keinen rechten Ansatz hatte, ein älteres Fräulein sang auf die erschütterndste Weise, und die ganze Gesellschaft befand sich in der heitersten Stimmung.

„Gottlob, daß ich davon bin," dachte Wilfried, als er in das matt erleuchtete Zwischendeck blickte, wo der freundliche Alte bereits seiner harrte. „Wir wollen das Glück zusammen haben, mein Freund," begann dieser, „damit der Stachel des Geschehenen seine Schärfe verliert. Als wir uns zuletzt sahen, sagte ich, daß Gott der Inbegriff alles Edeln und Erhabenen, aller Sittlichkeit ist: Weißt du, was das heißt, wohlzutun und mitzuteilen? Das ist der Leuchtstern der Seligkeit, der an deinem Himmel aufgehen soll. Gleichwie die scharfgeschliffene Linse das Sonnenlicht in einen Brennpunkte zusammenzieht, der alles Brennbare in Flammen setzt, so läßt sich alles, was wir im Lichtraume erhaben, groß, edel nennen, in diesem einzigen Punkte zusammendrängen: Es ist der Strahl von Gottes höherem Lichte selbst, der auf dem Altare unseres Herzens das Feuer des Mitleides entzündet und zur himmelhohen Lohe anfacht.

Darum nennen wir den Nazarenen göttlich, weil er das Leben und die Wohlfahrt des einzelnen Menschen heiligte, den inneren Wert der Persönlichkeit steigerte und die Verantwortlichkeit gegenüber dem Mitmenschen aufs äußerste schärfte. Das Heil eines einzigen Menschen ist ihm wertvoller, als zehntausend Quadratmeilen Landes, die der begeisterte Patriotismus des geographischen Vater-

landes mit Lanzen und Speer eroberte. Und würde Jesus wieder kommen, seine Freude würde auch größer sein über die kleinste Liebestat, die wir verüben, als über eine Legion Konvertiten, die für irgend eine Konfession gewonnen wurden. Alle diese Dinge, politische Umtriebe, dogmatische Zänkereien, lärmende Demonstrationen sind für das Gottesreich nur luftige Schimären am Rande des großen Weltkreislaufes.

Der Priester im weißen Chorhemde kann den Egoismus nicht wegsingen; das Weihwasser vermag kein Unrecht weiß zu waschen, und . . ."

„Was ist die Kirche? Diese Frage bewegte mich sehr in den letzten Jahren," sagte Wilfried, „und ich war geneigt, alles zu bewundern und verehren, was ich in diesem Sitze göttlicher Reinheit, wofür ich das Papsttum hielt, hörte und sah. Deshalb fühlte ich mein Herz jedesmal sehr bekümmert, wenn ich vernehmen mußte, daß die Macht dieser Kirche in den Ländern, die einst ihre Hochburg gewesen, ins Wanken geriet."

„Mein lieber Freund," lächelte der Alte, „beinahe möchte ich das oft gebrauchte Wort anwenden: „Der Schwarm der Oberflächlichkeit lauert auf den Gassen." Die Zukunft aber wird nur noch diese Frage kennen, die dich, mich, einen jeden betrifft: Kannst du in selbsterrungener Erkenntnis frei und segensreich wirken, damit auch du ein Förderer des Gottesreiches auf Erden geheißen werdest? Das protestantische Bewußtsein unserer Tage deckt sich nicht mehr mit demjenigen des sechzehnten Jahrhunderts; gottlob, daß das nicht mehr nötig

und nicht mehr möglich ist! Wenn du das wahrhaft Göttliche erkennen lernst und in dir selber weißt, so hast du Gott, Jesum und alles Heilige, nenne es die Kirche, dir erobert, selbst wenn alle Dome in Trümmer stürzen und die Klöster in Leihbibliotheken umgewandelt werden; ja, sogar, wenn Unverstand die Sittlichkeit und Nächstenliebe als Lug und Trug bezeichnet. Eine Erscheinung aus dem Alltagsleben mag dir als Illustration des Gesagten dienen. Der arme Bußfertige der römischen Kirche arbeitet sich durch alle schwere Stunden, um, was er gute Werke nennt, anzuhäufen, und quält sich in beständiger Furcht vor dem Tode; aber siehe da, unvermutet wirft er Ablaß und Fegfeuer über Bord und nennt sich Protestant. Oder, der streng Bibelgläubige besucht regelmäßig seine Kirche und glüht vor Begeisterung, wenn der gesalbte Prediger vom Kleinod der göttlichen Gnade redet. Doch, der orthodoxe Verkündiger des Evangeliums wird plötzlich „freisinnig" oder tauscht sogar die hochrote Kokorde gegen das pastorale Beffchen ein. Der Sozialdemokrat demonstriert auf lärmige Weise seine Grundsätze, aber es erheben sich innerhalb dieser Lehre Meinungsverschiedenheiten, denn selbst der grundsätzliche Sozialismus hat seine dogmatischen Zänkereien, seine Orthodoxen und Freisinnigen, seine Dantonisten und Thermidorianer, Abtrünnigen und Ketzer, seine Konzilien und Synoden, die keine Pfingstversammlungen sind, wo sie einmütig beieinander sitzen. Wo ist nun der Anker, der ewig hält, der Grund, der *nicht* weicht? Wo sind sie, deren Augen-

merk weniger auf die Architektur des Baues, als auf das Wohnliche des Hauses, das sie aufbauen wollen, gerichtet ist? Du bist es, du und ich; der Grund, der nicht weicht, bist du selbst, wenn Gott in deinem Herzen wohnt."

Diese kraftvollen Worte des Greises schienen den jungen Mann wie aufzurichten. Etwas wie Trost, Entschluß, neue Kraft, trat an die Stelle der stumpfen Gleichgültigkeit. Aber der erfahrene Alte fuhr in bewegtem Tone eines fast väterlichen Rates fort: „Dein Herz kann inmitten der Aufregung der Welt stille werden. Ist es aber traurig, dann scheint draußen die Sonne umsonst. Trägst du Gott in dir, so kann dein Herz inmitten eines steinichten Arabiens zum blühenden Eden werden, in welchen Knospe an Knospe, und Blume an Blume sich reiht."

„Ich fühle die Wahrheit dieser Worte," versetzte Wilfried eifrig, „denn gerade zur Zeit meiner trostlosesten Verzweiflung durfte ich mich vieler Liebe erfreuen, als ich es am wenigsten erwartete."

„In diesen Tagen mußte ich oft an den Ausspruch des Philosophen Herbert Spencer denken," nahm der Greis wieder auf: „die Freiheit des Menschen hängt wesentlich von dem Charakter ab und erst in zweiter Linie von seinem Wissen." Diese Diagnose ist ausgezeichnet. Aber was anders legt den Keim dieses sittlichen Strebens in unser Herz, als der Aufblick zu dem Vollkommsten aller Menschen, zu jenem Helden aller Tugend, des Edelmutes und der Selbstlosigkeit, den wir den Gottgesandten nennen! Kritik des Philosophen, Dogmatik des

Theologen allein werden mit ebensoviel Aussicht auf Erfolg versuchen, Sittlichkeit und Wohlwollen in uns zu erwecken, als sich Münchhausen an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpfe oder der Schneider an seinem Rockschoße in die Luft erheben konnte. Die Vollkommenheit unserer Taten ist einzig und allein das Ergebnis unserer Innigkeit, in der wir Gott schauen."

Allmählich fielen die Nebel von den Augen des Verwirrten. Es war noch dunkle Nacht in ihm, aber es wollte doch wie ein Schimmer des Morgenrotes in ihm aufgehen. „Im tiefen Schachte sieht man am hellen Tage die Sterne. Sie stehen ja immer am Himmel, aber das überwältigende Licht der Mittagssonne nimmt für unsere Augen ihren Glanz. Aber für den, der niedergeworfen liegt, scheinen sie. Ist es denn wahr, daß erst die Pilgerfahrt durch das Tal der Tränen uns der wahren Erkenntnis näher führt? Gewiß!"

Ehrfurchtsvoll schaute Wilfried auf den Mann, der so trostreiche Worte sprach.

„Das ist vielleicht das letzte Mal, daß wir uns auf dieser Erde begegnen," sagte der Greis mit feierlicher Stimme. „Empfange den Segen eines Mannes, dessen irdische Laufbahn bald vollendet ist." Ein Lächeln des wohlwollenden Alters trat auf seine Lippen, himmlisches Licht verklärte sein Antlitz: „Friede sei mit dir," flüsterte der Ehrwürdige, „ich wandelte in der Stadt, die sich die Stadt der Bruderliebe nannte."

Längst hatte der Germanic die Gewässer der Neufundlandbank durchsegelt und setzte ruhig seinen

Lauf gegen das amerikanische Festland fort. Rasch trat eine auffallende Veränderung des Wetters ein, denn die Milde der Temperatur hatte plötzlich gewaltig abgenommen, und alle Anzeichen deuteten auf die furchtbare Kälte, die in den atlantischen Staaten von Nordamerika herrschen mochte. Der ganze Dampfer überzog sich mit Rauhfrost und bot einen wahrhaft feenhaften Anblick mit seinen Millionen von Eiskristallen, die sich gleich glitzernden Diamanten an die Takelung der vier Mastbäume und an die Schlote ansetzten.

Es war einer der kältesten Winter, der die Ostküste der Unionsstaaten je heimgesucht hatte. Im Staate Maine sank das Thermometer anfangs Dezember auf vierzig Grad Kälte; der nordöstlich von New York sich erstreckende Long Islandsund fror in seiner ganzen Breite zu einem kompakten Eisfelde zu, und Hunderte von Schiffen waren eingefroren. Manche Häuser waren nicht warm zu kriegen, und Gas und Kohle hielten nicht mehr aus. Gefährliche Blizzards wüteten im Westen; es schien, als ob eine neue Eiszeit das Land auf ewig heimsuchen wolle. Die nördlichen Winde brachten bis nach Mexiko eine empfindliche Kühle; ja, einmal hatte es dichte Schneeflocken bis in die Orangenhaine von Florida geworfen. Alligatoren und Pelikane schämten sich ihres Daseins und hatten sich so tief verkrochen, daß sie auf Jahre nicht zum Vorschein kommen würden.

Alle diese für die Passagiere überraschenden Berichte verdankte man dem Lotsen, der die Führung des Schiffes durch die Küstengewässer übernahm.

Im Rauchzimmer saßen mehrere Herren und besprachen die Neuigkeiten. Ein Pfarrer der Episkopalkirche zu New York, der gerne in der Stadt Mexiko ein evangelisches Bistum eingerichtet hätte, sah in der im Süden herrschenden Kälte einen Fingerzeig der Vorsehung und glaubte, daß eine Reihe von Blizzards die Leute zu nüchternen Anschauungen bringen würde. Der Spekulant aus Chicago, welcher in Kalifornien große Pflanzungen besaß, beklagte laut das Los der Armen in dieser Kälte, die die ganze Orangenernte in Florida vernichtet hatte; dabei rechnete er insgeheim den Gewinn aus, den ihm der Handel mit seinen kalifornischen Orangen versprach. Ein älterer Herr hatte der Gesellschaft im Damensalon sein neues Projekt erläutert und die Möglichkeit nachgewiesen, den Golfstrom als Warmwasserheizung quer durch die Unionsstaaten zu leiten; da überreichte ihm seine Gemahlin ein Salzlöffelchen mit der Bitte, er möge gleich mit dem Ausschaufeln des Kanales beginnen.

„Es ist alles so einfach und einleuchtend," rief der Herr in gereiztem Tone, „daß es ein Kind zu verstehen vermag! Wissen Sie denn nicht, daß der erste Napoleon die Telegraphie noch als eine Verrücktheit zurückgewiesen hat; denken Sie an Fulton, der nur nach vielen Mühen vom Kongreß das Patent zur Dampfschiffahrt erhielt. Im britischen Museum zu London liegt noch eine Nummer des Witzblattes Punch vor, in welcher ein Dampfer abgebildet ist, der sechzehn Schiffe Kohle zu seinem Bedarfe mit sich schleppt. Mit diesem Bilde sollte

der Versuch, den Ozean mit einem Dampfboote zu durchqueren, als lächerlich ins Reich der Fabel verwiesen werden. Und was sagen Sie heute zu dieser Sache, meine Herren und Damen?! Warum sollte also mein Projekt mit dem Golfstrome nicht dennoch ausführbar sein?"

Also das ist das Land Washingtons, dachte Wilfried, als er, vor Frost schüttelnd und bis auf das Mark durchkältet, auf dem Deck stand und im Westen den sandigen Streifen des Vorlandes Sandy Hook schaute.

Also das ist das Land der gerühmten Freiheit, überlegte er, als ein Begleitschiff an der Seite des großen Dampfers anlegte, ein Schwarm von Zollbeamten wie Harpyen aufs Schiff stürzte und einen jeden Passagier einem Kreuzverhör unterzog, dessen Schärfe der mittelalterlichen Inquisition alle Ehre gemacht hätte.

Das Landen in New York ist für den Ankömmling ein welthistorischer Augenblick, wenn auch nicht mehr das gellende Kriegsgeschrei der Pequods am Ufer erschallt.

„Mieten Sie keine Droschke, sonst müssen Sie einen Preis dafür bezahlen, der einem kleinen Vermögen gleichkommt," rief ein Amerikaner unserem Wilfried zu, als dieser den geräumigen Holzschuppen betrat. Die Zollbeamten rissen Koffer und Schachteln der Angekommenen auf, und tappten mit ihren Händen unter Taschentüchern und seidenen Kleidern.

Vor den erstaunten Blicken Wilfrieds lagen die rot- und braunfarbenen Häusermassen New Yorks;

und zahllose Kirchturmspitzen stiegen rechts und links in die eisige Atmosphäre. Die Halle entleerte sich allmählich ihres Inhaltes; kleine und große Kisten lagen auf den Wagen der Spediteurs, und auf dem Landungsplatze wurde es leer und still. Die Schritte der davoneilenden Passagiere verhallten in den Straßen, aber vergebens suchte Wilfried nach dem ehrwürdigen Greise, den er liebgewonnen. Wo war derselbe geblieben? Hatte Wilfried nur geträumt, war ein Heiliger des Himmels gekommen, um ihn mit neuer Kraft des Beistandes für seine Pilgerfahrt auszurüsten?

Neuntes Kapitel.

Da war Wilfried nun allein in der großen, weiten Stadt, hatte keinen Menschen, mit dem er seine Gedanken teilen mochte. Die bitteren Erfahrungen der letzten Zeit hatten ihn vorsichtig gemacht. Er gedachte der Ermahnungen seines Freundes Moritz, auch die warnenden Abschiedsworte des Anwaltes Smart erhielten im fremden Lande doppeltes Gewicht. Er fühlte sich einsam inmitten des Menschenschwarmes, ausgeschlossen von allem, was das Leben angenehm machen konnte. Die Menschen, die ihn umgaben, erschienen wie hohle Figuren, mit denen er keine

Worte des Vertrauens austauschen mochte. Wieder wollte ihn eine namenlose Verzweiflung übernehmen, und sein Dasein erschien ihm in dunkleren Farben als jemals zuvor.

Aber Wilfried stand in noch zu jungen Jahren, als daß ihn das Gefühl seiner Verlassenheit überwältigen konnte. Die eigenartige, neue Szene verfehlte doch nicht, ihren Eindruck auf ihn zu machen. Vorerst galt es auch, für eine passende Unterkunft zu sorgen, und das rüttelte ihn aus seiner Schwermut auf. Wilfried hatte bald gefunden, was er suchte. Er brauchte nur aus den fünfundneunzig Pensionen, die in der Zeitung Kost und Logis anboten, die passendste herauszusuchen. Aber die gemischte Gesellschaft des Hauses, das er erwählt hatte, gefiel ihm nicht, die „fünfundzwanzig Stück", die bei Tische saßen, behagten ihm keineswegs; und Wilfried war glücklich, endlich im oberen Stadtteile einen Wohnort bei einer hoch betagten Witwe zu finden.

Vollkommen Herr der englischen Sprache, konnte sich Wilfried bald die näselnde Aussprache, die sogar den gebildeten Amerikaner von seinem englischen Vetter unterscheidet, angewöhnen und Plattform statt Programm, Phila statt Philadelphia zu sagen. Auch reinigte er morgens eigenhändig seine Fußbekleidung, da kein Mädchen in Anstellung in Amerika sich herbeiläßt, einem fremden Menschen die Schuhe zu putzen.

Weniger leicht fiel es Wilfried, passende Beschäftigung zu finden. Denn das war Wilfried klar geworden, daß man arbeiten muß; und die

tagtägliche Untätigkeit wurde ihm mehr und mehr zuwider. Er sah ein, daß sich den traurigen Betrachtungen hingeben, nichts anderes hieß, als selbst nochmaliges Verderben heraufbeschwören. Die letzten Monate waren nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Die mannigfachen Worte der edeln Männer, welche Wilfried so oft gedankenlos angehört hatte, fielen ihm wieder ein und gewannen für ihn eine neue, beleuchtende Bedeutung. Er faßte den festen Entschluß, die düsteren Gedanken, die ihn noch überwältigen wollten, zu verbannen und sich sein Brot durch ehrliche Arbeit zu verdienen.

So sehen wir ihn denn jeden Tag zum Gebäude des New York Herald eilen, um in der Zeitung nach einer vakanten Stelle zu spähen. Aber alle Türen waren verschlossen, bei denen er anklopfte; und wenn man ihn auf später vertröstete, so lautete die Antwort auch stets verneinend. Endlich glückte es Wilfried, in einem großen Bankgeschäft der unteren Stadt Arbeit zu finden. Infolge Erkrankung des zweiten Buchhalters war eine Stelle frei geworden, die Wilfried versuchsweise antreten durfte. Anfänglich wollte die kalte, beinahe abstoßende Behandlung unseren Freund fast verletzen, die ihm von seinen Kollegen im Geschäfte widerfuhr. Erst als der Boß, wie man den Chef des Hauses nannte, an Wilfrieds schöner Handschrift und seiner gewissenhaften Arbeit Gefallen fand, richtete man hin und wieder ein freundliches Wort an den jungen Mann.

Eines Tages machte der Buchhalter Wilfried

auf einen Fremden aufmerksam, der ins Zimmer getreten war, um den Herrn des Hauses zu sprechen. Es war ein breitschulteriger Mann von gewöhnlichem Aussehen.

„Wissen Sie wer dieser fellow — Bursche ist?"

„Nein," meinte Wilfried, „wahrscheinlich der Besitzer einer Lohnkutscherei oder ein Pferdevermieter."

„Falsch geraten," lachte der Buchhalter, „der Mann da ist ein Eisenbahnkönig, der größte Eigentümer von Aktien und Wertpapieren, ein vielhundertfacher Millionär." Hiebei entfaltete der Buchhalter ein Witzblatt und erklärte Wilfried das farbige Titelblatt desselben. „Hier dieses Gebäude rechts," sagte er, „stellt das Cooperinstitute vor, jene wohltätige Anstalt, welche der edle Menschenfreund Peter Cooper erbauen ließ. Ratlose, Hilfsbedürftige und Elende verlassen das Haus getröstet und neu ausgerüstet für den Kampf ums Dasein. Hier zur Linken steht ein herrlicher Palast; ein wahres Feenschloß mit allem, was nur der feinste Modemensch sich wünschen mag. Aber einsam liegt der Palast in dem vornehmen Stadtteile, die Vorübergehenden werfen nur scheue Blicke auf denselben; und auf dem Dache steht ein Pfau, das Sinnbild des Eigendünkels und der Hoffahrt, und entfaltet seinen prachtvollen Schweif. Unter dem Besitzer des fürstlich ausgestatteten Schlosses ist natürlich jener Geldmensch gemeint, den Sie soeben im Vorzimmer gesehen haben."

Die Zeit des Jahresschlusses nahte heran. Die

Kälte war so heftig geworden, daß alle möglichen Vorkehrungen dagegen getroffen wurden. Eine düsterere Weihnacht hatte Wilfried noch nie gefeiert. Seine alte Hauswirtin lag unpäßlich zu Bette, und im Hause war alles still und verlassen. Am Christtag hätte er wohl in eine Kirche gehen mögen, aber die Wahl fiel ihm schwer, er konnte sich nicht entschließen. Gelangweilt, mit einem Herzen voll Bitterkeit, legte er sich schon um sechs Uhr abends zu Bette und erwachte erst, als es wieder heller Tag war. Endlich ging auch der zweite Feiertag vorüber, und Wilfried war froh, wieder nach dem Geschäfte fahren zu können.

Als Wilfried eines Abends nach Hause zurückkehrte, führte ihn der Weg durch einen beschneiten Square. Es war schönes Winterwetter. Auf Bäumen und Ästen lag eine leichte Schneeschicht, denn die Windstille gestattete, daß jedes Zweiglein davon eingehüllt wurde. Da erschallte plötzlich ein jammervolles Geheul wie von einem gequälten Menschen herrührend, durch die nächtliche Stille. Unbewaffnet, wie er war, eilte Wilfried in der Richtung, aus welcher das Geschrei herrührte, und sah, wie ein baumlanger Polizist mit seinem bleiernen Knüttel erbarmungslos auf einen ärmlich aussehenden Menschen losschlug, der der Verbrechens schuldig erfunden war, aus Kälte oder Müdigkeit in einem Parke der Stadt New York geschlafen zu haben. Einigen Leuten, die ebenfalls herbeigeeilt waren, fehlte der Mut einzuschreiten, und sie blieben müßige Zuschauer, als der mißhandelte Bedauernswerte von seinem Peiniger

nach der nächsten Polizeistation geschleppt wurde. Denn es gehört sehr viel dazu, einem blau uniformierten Büttel der Gerechtigkeit im freien New York die unverblümte Wahrheit zu sagen.

Glühend vor Entrüstung berichtete Wilfried das Geschehene seiner Hausfrau.

„Derartige Vorkommnisse würden in unserem Lande ganz unmöglich sein! Wehe dem Schutzmanne, der einem Inhaftierten auch nur den leisesten Schlag versetzte! Ein Sturm des Unwillens entfesselte sich über das ganze Reich, und die Sozialdemokraten würden in neunzig Protestversammlungen gegen die Tyrannei des herrschenden Systems zetern! Wie ist eine solche Scheußlichkeit im Lande der Freiheit nur möglich?!"

„Freiheit!" spottete der Bruder der Hausfrau, Herr Tompkins, der auf einige Zeit zum Besuche angelangt war, „es ist manches faul im Staate Dänemark. Wie blamierte ich mich einst in Paris, als ich beim Bankette des Geographischen Kongresses vom freien Amerika redete, und einer der Herren seinem Nachbar zuflüsterte: „Dieser Amerikaner weiß wohl nichts von „Onkel Toms Hütte"."

„Mein Lieber," unterbrach ihn die alte Frau, „erinnere mich nicht an jene scheußlichen Szenen. Noch sehe ich, wie in unserer gottseligen Stadt die Neger mißhandelt wurden, wie auf Balkons Zuschauer in die Hände klatschten, wenn das Schmerzensgeheul der Gequälten ertönte. Gehen Sie nächsten Sonntag in die prunkvollen Kirchen der Umgebung, da können Sie dieselben andäch-

tigen Damen schauen, welche einst ihre Sklavinnen hielten und sie als Sklavinnen behandelten."

„Allerdings," ergänzte Herr Tompkins mit hohnvollem Tone, „das gottgefällige Institut der Sklaverei und Bischof Polk hatten Platz nebeneinander, während heute der heilige Tammany seine Hände segnend über unsere Kirchenstadt ausbreitet."

„Was ist denn eigentlich diese Tammany Hall?" fragte Wilfried gespannt.

„Nun, was Sie heute abend im Square sahen, ist ein Stück Tammany. Tammany bedeutet Korruption, Nepotismus, Ausbeuterei und Vergewaltigung der Minorität durch die herrschende Partei. Tammany Ring ist der politische Klub einflußreicher Leute, vornehmlich Irländer, die sich durch Bestechung und Terrorismus aller öffentlicher Ämter zu bewältigen wußten und leider heute an der Spitze der Stadtverwaltung stehen. Die ganze Stufenleiter vom Lampenanzünder bis zum Boß nimmt ihren Anteil an der Korruption. Unsere Kirchen stecken Sonntags voll Andächtiger; die Rolladen der Schenkbuden bleiben herunter gelassen, aber die Hintertüren stehen für die Zecher offen. Der pfiffige Schenkwirt kennt keine Besorgnis vor Überrumpelung durch die Polizei, so lange er dem Knüttelbewaffneten seine Dollars entrichtet. Dieser Ehrbare entrichtet seinerseits etwas von diesen und anderen Nebeneinnahmen an seinen Vorgesetzten, wogegen dieser seinen Günstling hiefür im Amte behält. Wirte, Zecher, Polizisten und Konsorten geben natürlich ihre

Stimme nur den Tammanykandidaten bei den Wahlen, der ganze verwerfliche Apparat arbeitet mit allen Mitteln der Bestechung und Einschüchterung und die Korruption nimmt immer großartigere Ausdehnung an. Es ist eben billiger, einem Aufseher eine Banknote in die Hand zu drücken, als die Vorschriften des Gesetzes befolgen zu müssen. Und der Aufseher, der nie Sonntags in der Kirche fehlt und vor der Welt den Patrioten spielt, nutzt auf diese Weise die Gesetze ab, daß sie tot sind und niemandem mehr etwas nützen. Genius des großen Washington und der Gerechtigkeit, verhüll' dein Haupt!"

„Aber," warf Wilfried erschüttert ein, „erhob sich denn keine mutige Stimme gegen solchen Unfug, sollte denn das Joch so schwer abzuschütteln sein?"

„Allerdings gelang es der Bürgerschaft mehr denn einmal, die Herrschaft des Tammanyringes durch unparteiische Wahlen zu brechen," entgegnete Herr Tompkins. „Namentlich dem energischen Auftreten eines einfachen Predigers — Wilfried konnte den Namen nicht verstehen — ist dieser, leider nur vorübergehende Erfolg zuzuschreiben. Es war ein erschütterndes Bild dieser modernen Schreckensherrschaft, welches er vor unseren Augen entrollte. Wem keine starken Nerven zu eigen waren, der mußte seinen Blick davon ablassen. Leider gelang es den Anhängern des Tammanyringes dennoch allmählich, wieder zu Einfluß zu gelangen, so daß die Stadt New York abermals hilflos im Banne desselben liegt. Darum können

solche Szenen, wie Sie sie heute abend mitangesehen, ungestraft hingehen, denn was würde es frommen, gegen Polizei und Beamte eines Systemes aufzutreten als Kläger, wo Angeklagte, Richter und Gericht unter einer Decke spielen? Man munkelt sogar, daß Zeugen, welche in einem Strafprozeß gegen Beamte nach New York berufen wurden, unter irgend nichtigen Vorwänden verhaftet wurden und so lange eingesteckt blieben, bis das Gaukelspiel einer Scheinuntersuchung zu Ende war. Unser Land soll frei sein? Treue zur Korruption wäre eine bessere Bezeichnung. Überall im Alltagsleben stößt man hierzulande fast jede Stunde auf Unwürdiges."

Diese Ausführungen des alten Herrn Tompkins lenkten die Gedanken Wilfrieds auf ein ihm neues Gebiet. Vor Jahren hatte der radikale Schullehrer im Reformverein zu Blauenstein das schöne Amerika als den Nährboden der Freiheit so hinreißend geschildert, daß es nicht viel fehlte, daß alles, was nicht nach Salem, Westaustralien gewandert war, nach den sonnenbestrahlten Gefilden Amerikas abreisen wollte. Aber schon die ersten Monate in Amerika ließen Wilfried einsehen, daß der radikale Schullehrer gewaltig übertrieben hatte. Wilfried fühlte sich von dem Wahne geheilt, daß Freiheit und Glück auf diesem oder jenem Streifen Landes allein zu finden sind. „Befreie dich selbst," hatte ihm einst Onkel Ernest zugerufen, „wo du auch wandeln mögest. Befreie dich selbst aus der Brüderschaft der Schurken und der Feiglinge, dann hast du in dieser höchst knechtisch gesinnten Welt schon

einen freien Mann gemacht, ja, einen Helden, wenn du nur willst! Nur so wird die Welt vollständig oder wenigstens beinahe mit Helden erfüllt sein, wenn du und ich, wir arme zwei, es geworden sind."

„Wie bringen Sie denn die Sonntage zu?" fragte plötzlich Wilfried, als das Glockenspiel eines Kirchturms zum Abendgottesdienste einlud.

„Pah," lachte Herr Tompkins, „für Unterhaltung ist gesorgt. Wenn Sie an der Klosterromantik Gefallen finden, so spazieren Sie nach der Lafayette-Avenue oder fahren mal nach Baltimore, Maryland, der Hochburg des Jesuitismus. Gegen Entrichtung von fünfzig Cents können Sie sich in der römischen Kathedrale einen Sperrsitz sichern und zuschauen, wie sich der Erzbischof mit musikalischer Begleitung vor dem Altare verneigt. Sollen aber Ihre Lachmuskeln krampfhaft gereizt werden, so gehen Sie nach Brooklyn zum Talmadge, der die Posaune des Gerichts in persona bläst und den Erlöser in die Redaktion seiner Zeitung aufnimmt. Lassen Sie aber unter allen Umständen Ihre Uhr zu Hause, denn es schleichen sich oft in die Gotteshäuser Individuen ein, deren Anblick den Eindruck eines frommen Betruges macht."

So lenkte denn Wilfried am nächsten Sonntage mit einem Herzen voll Zwiespalt seine Schritte zu der neuen katholischen Kirche, jenem Wunderbau in der fünften Avenue, welcher mit Recht den Anspruch erheben darf, die schönste Kathedrale der neuen Welt zu sein. Noch einmal wollte Wilfried prüfen; er hatte sich gelobt, fernerhin stets mit

Ruhe und niemals anders als mit reiflicher Überlegung zu handeln.

In einem Zustande andächtiger Regung betrat er das geweihte Gebäude, und wieder übte das Innere denselben geheimnisvollen Eindruck aus, wie es einst die St. Ignatiuskirche zu London tat. Aber der Anblick, der sich dem Eintretenden beim Hauptportale bot, erhöhte seine geweihte Stimmung nicht. Geschäftig überreichte ein Mann, der vor einem kleinen, mit Geldmünzen aller Art bedeckten Tische saß, den Eintretenden gegen Bezahlung farbige Marken, welche die Andächtigen zur Benutzung der Sitzplätze im Schiff der Kirche berechtigten. Mißmutig verließ Wilfried den stolzen Tempel, der zur Anbetung dessen einlud, welcher in einer Stätte wohnt, die nicht von Menschenhänden gemacht ist.

Es war gerade noch Zeit, nach Brooklyn hinüber zu fahren, wo das äußerlich unansehnliche Bethaus des Predigers Talmadge stand und den Mittelpunkt der an Gotteshäusern ebenfalls überreichen Stadt bildete. Neugierig überblickte Wilfried die dicht gedrängte Versammlung, welche das geräumige Lokal erfüllte. Eine Kanzel war in demselben nicht zu finden, dagegen erhob sich in der Mitte eine kleine Holzbühne, auf welcher zwei Männer auf- und abgingen. Der eine mußte der berühmte Prediger Talmadge sein, denn aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er hatte einen üppigen Haarwuchs, ein volles, bleiches Gesicht, von welchem man nichts wußte, ob es ansprechend oder abschreckend zu nennen war, denn seine Züge

nahmen jeden Augenblick einen anderen Ausdruck an. Die ganze Figur dort auf der Bühne, dachte Wilfried, würde eher auf den Blauensteiner Jahrmarkt passen als in diese Kirche.

Indessen gab der seltsame Mann ein Zeichen, und der Gottesdienst begann. Kaum hatte aber die Gemeinde die Eingangsworte des Liedes gesungen, als Talmadge seinem Nebenmanne die Trompete entnahm und sie selbst an den Mund setzte.

„Gott will fest angeblasen werden," rief er, „kein schleppendes Adagio, sondern ein kräftiger Jubelruf gebührt dem Allmächtigen! So, so!" und unter dem homerischen Gelächter der Andächtigen blies Talmadge, daß alle Türen in den Angeln knarrten und die Dachziegel lockerten. „Nicht wahr, auch dir dort oben," donnerte der Prediger plötzlich einem Manne auf der Galerie zu, der noch vor Lachen bersten wollte, „auch dir ist es vonnöten, daß das Blut Christi geflossen ist. Nun wollen wir einmal für deine Seele kräftig einsetzen."

Eiskalt überlief es den Armen, als er die Augen der belustigten Gemeinde auf sich gerichtet sah, und Talmadge mit sehr eindringlicher Stimme für die Vergebung seiner Sünden betete.

Talmadge liebte es, in seinen Predigten die jeweiligen Tagesfragen zu berühren; und da der weithin genannte Prediger gewissermaßen als eine Autorität in solchen Dingen galt, so war sein Lokal stets von Anhängern der verschiedensten Gesinnungen besucht. Geschlafen hat dort noch nie einer, es lag Dynamit in Talmadges Worten.

Seit einigen Tagen war von amerikanischen Spekulanten beabsichtigt gewesen, die Truppe der Passionsspieler von Oberammergau nach New York hinüberzubringen, wo diese im Opernhause ihre Vorstellungen geben sollte. Indessen hatte Talmadge in der Presse anzeigen lassen, daß er am Sonntage über diese Angelegenheit predigen werde.

Nach einigen Worten der Einleitung begann der Prediger auf den vorliegenden Gegenstand zu sprechen. Kalt und ruhig schilderte er die üblichen Einrichtungen und Gebäude eines Theaters; gleichgültig sprach er vom Zuschauerraume, von der Kasse, vom Souffleurkasten und von den Erfrischungsräumen. Da erhob sich der Prediger von neuem und fuhr fort in einem Strome von Beredsamkeit, die keine Feder beschreiben kann. Wie er das Kreuz von Golgatha mit erschütternder Wirklichkeit malte, wie er den leidenden Erlöser schilderte: auch wer ein eisernes Herz hatte, mußte gerührt werden. Die ganze Gemeinde wehklagte mit den Frauen von Jerusalem, hie und da brachen Weiber in lautes Weinen aus. Immer gewaltiger war der Eindruck der ergreifenden Rede. Fast fieberhaft aufgeregt wurde ein jedes Anwesende in tiefe Mitleidenschaft gezogen. Und als er nun den duldenden Herrn sterben ließ, — es war, als ob die ganze Versammlung erstarrt würde. Es war ein herzzerreißender Augenblick. — Plötzlich, da der Prediger das Gemälde des furchtbaren Dramas vollendet hatte, hielt er inne — — „Das tat ich für dich und was tust du für mich?" begann er mit leiser Stimme wieder. — — „Frech-

heit, schnöde Habgier will das Heiligste in den Kot ziehen!“ rief Talmadge in die Versammlung, „das Kreuz der Liebe wird hohnvoll mit Füßen getreten, der Friedensbringer soll zum Jünger der Schauspielerkunst entwürdigt werden!“ Donnernd war der Ton des Predigers, das Entsetzen der Anwesenden verwandelte sich in Unwillen und Entrüstung gegen die beabsichtigte Passionsvorstellung.

„Das Höchste der Rhetorik, ein Triumph der Redekunst,“ flüsterte Wilfrieds Nachbar, als das Schlußgebet gesprochen war. Die gewaltige Predigt Talmadges hatte die ganze Stadt in ihren innersten Fibern erregt. Einmal, wenigstens dieses eine Mal, siegte die bessere Einsicht über den allmächtigen Dollar. Unter dem Eindrucke dieses Sonntages zogen es die Spekulanten vor, auf die beabsichtigte Aufführung des Passionsspieles zu verzichten.

Zehntes Kapitel.

Ziemlich einförmig verliefen die Wochen im Geschäfte. Wilfried gab sich alle Mühe, mußte oft spät in die Nacht hinein über den Büchern sitzen und Fakturen anfertigen, so daß er bald dem Buchhalter unentbehrlich wurde.

Wir können nicht behaupten, daß der Mann Wilfried gerade gefallen hätte. Daß Wilfried an

dem Tun und Treiben des Buchhalters manches seltsam erschien, gestand er sich wohl: so verkehrte dieser mit seinen Kollegen nur in einem flüsternden Tone, er ließ sich Briefe unter anderem Namen in das Lokal seines Haarschneiders kommen, die Wilfried abholen und ihm übergeben mußte. Warum dies alles geschah, blieb Wilfried sehr unklar; doch war an dem allem ja nichts Verdächtiges. Wilfried tat unbefangen seine Pflicht wie zuvor und kümmerte sich nicht um Dinge, die ihn nichts angingen. Ein Glück für ihn, daß er von den Schlichen des Buchhalters und seiner Helfershelfer nichts wußte, die mit verschiedenen Kunden des Hauses Nebeneinnahmen zu besorgen hatten — Nebeneinnahmen aus Quellen, die nicht immer dem Boß bekannt waren, aber doch indirekt mit seinem Geschäfte zusammenhingen. Das wüste Treiben des Tammanyringes zog seine Kreise über das ganze Land bis in die engsten Abteilungen des gesellschaftlichen Verkehrs.

Wilfried hatte mit dem freundlichen Herrn Tompkins gute Bekanntschaft geschlossen; und da die kränkelnde Hausfrau von ihrer im nächsten Blocke, Häuservierecke, wohnenden Nichte hie und da abends Besuch erhielt, so gebrach es dem Einsamen nicht mehr an einiger abwechselnder Unterhaltung. In den letzten Monaten wurden die Besuche der Miß Knickerbocker häufiger; am Sonntage aber erschien sie regelmäßig nach dem Gottesdienste und brachte den Rest des Tages bei ihren Verwandten zu.

Miß Knickerbocker war eine Erscheinung, wie

sie Wilfried noch kaum gesehen haben mochte. Sie war nicht alt und war nicht jung, nicht schön und nicht gerade häßlich; aber ihr kleines Augenpaar schien Feuer zu sprühen, und wenn sie sprach, so glaubte man, ein Orchestrion von drei Klavieren und einem Schweller zum Crescendo vor sich zu haben. Weder in ihren Reden, noch in ihren Ausdrücken schien sie sich irgend welchen Zwang anzutun. Am wenigsten Umstände machte sie mit Wilfried und interviewte ihn gleich am ersten Abend über seine Stellung im Geschäft und über sein Einkommen. Daß Wilfried von vornehmer und nicht plebejischer Herkunft war, schien ihr ganz gleichgültig; um Blauenstein kümmerte sich Miß Knickerbocker keineswegs; nach seiner religiösen Gesinnung fragte sie vollends nicht. Eine Eigentümlichkeit der amerikanischen Damen, dachte Wilfried, als ihn das Fräulein sehr ungeniert an der Nase zupfte und einen scheuen Hammel nannte.

Miß Knickerbocker konnte sich ihrerseits in der Tat rühmen, daß sie sich vor den Jünglingen nicht zu ängstlich verkroch. Noch als ihr erster Jugendschmelz zerronnen war, hatte sie die Neigung eines schüchternen, jungen Mannes gewonnen. Als aber der bescheidene Jüngling Abend für Abend in ihr elterliches Haus kam, ohne es zu wagen, seiner Angebeteten von Liebe und Ehestand zu sprechen, da wurde ihr die Sache zu bunt. „Und," wandte sich Miß Knickerbocker zu Wilfried, dem sie ihre zartbesaiteten Erlebnisse schilderte, „ich schüttelte das Männchen an der Nase und stellte ihn zur Rede, was er mir denn eigentlich zu sagen habe.

Ich konnte doch nicht allabendlich für das einfältige Milchgesicht Kohle und Gas verschwenden. Mein zweiter Nachläufer war ein Hauptmann der Geheimpolizei, ein großmauliger Bär, dem ich den Abschied gab, indem ich ihm den Waschkessel an den Kopf warf."

Geheimpolizei! Welch unangenehmer Klang hatte dieser Name für Wilfried! Er stand für ihn in Verbindung mit manch einer erlebten Szene. Wilfried hatte nur ein halbes Ohr für die Bekenntnisse der Nichte seiner Hausfrau. Aber Miß Knickerbocker war trotz ihrer schmerzlichen Erfahrungen noch nicht abgeneigt, einem Manne das Leben verschönern zu helfen. Sie wollte lieber eines Mannes Weib sein, als ein männliches Weib bleiben. „Warte, ich will dich schon aufmerken lehren," dachte Miß Knickerbocker, der die Zerstreuung des jungen Mannes nicht entgangen war.

Im Empfangszimmer ihrer Tante stand ein Klavier, sintemal auch in Amerika die Pianos sich einer großen Verbreitung erfreuen und zum Entzücken und Entsetzen der Menschheit von zarten Fingern abgespielt werden. Und Miß Knickerbocker sang und spielte, um den melancholischen Gast ihrer Tante zu erheitern; und je trüber er gestimmt war, desto lauter trillerte sie und variierte ihre Tonleiter.

Der Hudson ging voll Treibeis, Miß Knickerbocker hämmerte mit Macht auf den geduldigen Tasten umher; die Blizzards hatten ausgetobt und die Pfirsichbäume blühten in den Gärten, Miß Knickerbocker schlug weiche, schmelzende, anschmie-

gende Akkorde. Wozu sich auch um die unnützen Hand- und Hausarbeiten kümmern, und wem anders als den Spitalschwestern kommt es zu, sich dem Dienste der Barmherzigkeit zu widmen! — Sie, Miß Knickerbocker, hatte besseres zu tun, denn sie wollte nicht sitzen bleiben. Und so klagte sie musikalisch ihr Herzeleid ihrem kleinen Publikum und füllte ihre kostbare Zeit mit Liebesklängen aus Olivette und Straußeschen Walzern nützlich aus.

Einer der seltensten Zuhörer der Sängerin war ihr Onkel, Herr Tompkins. Traf es sich aber, daß er unvermutet das Fräulein bei seiner Schwester fand, so steckte er auf eine recht auffällige Weise Baumwollwatte in seine Ohren und schnitt Grimassen, wenn seine Nichte sang. Oder er steckte einen Segar in Brand und schwatzte laut mit Wilfried.

„Diese groben Amerikaner haben doch gar keine Manieren," dachte dieser, als Herr Tompkins einen „Schallverdünnungsapparat" an seine Ohren befestigte, den er zum Besten der Menschheit erfunden hatte. „Sie plagt ihre Kiste bereits seit Jahren," sagte der alte Herr, „ewig dasselbe modisch methodische Tongeplänkel, das den Zuhörer ermüdet und anwidern muß, und am allerwenigsten die Gefühlszustände und geheimen Regungen der Menschenseele zu offenbaren vermag. Wenn meine Nichte mit ihrem quickenden Cis hereinfährt, ist es gerade, als ob sich der Zugwind im Kamin verfangen hätte; ich laufe davon, ich werde rasend. Wenn sie ihre Klagelieder anstimmt, beklagt sich die ganze Nachbarschaft."

„Glauben Sie indessen nicht, daß ich kein Gehör für Musik besitze," fuhr Herr Tompkins fort. „Ich sage Musik, denn dieses herzlose Absingen kann ich unmöglich Musik nennen. Wir Amerikaner haben gewiß soviel Verständnis für das wahrhaft Schöne, wie ihr drüben im alten Lande. Als Wagners Tannhäuser in unserem Opernhause gegeben wurde, war kein Sitzplatz mehr zu kriegen. Schon um fünf Uhr abends bewegte sich im Broadway und in den Seitenstraßen eine endlose Wagenreihe, langsam, Schritt für Schritt vorwärts, so daß es die Polizei schier unmöglich fand, Ordnung aufrecht zu halten. Doch waltete sie diesmal nicht mit ihren Bleistöcken ihres Amtes und schmetterte niemanden zu Boden. Weil unsere gottselige Stadt von den Passionsspielen der Oberammergauer nichts wissen wollte, ergeht die Rede, „Parcival" im Opernhause aufzuführen. Es sollte mich wundern, was die Geweihten der apostolischen Nachfolge zu dieser neuen Konkurrenz sagen werden, wenn sich beim Anblicke des heiligen Gral die Zuschauer in der Loge und auf den Balkonplätzen bekreuzen und das Abendmahl auf der Bühne statt in der St. Patrickskathedrale gefeiert wird! Was mich übrigens betrifft," fügte der alte Herr lachend hinzu, „mir ist es am Ende gleich, ob die Vorstellung in der römischen Kathedrale oder auf der Aktienbühne gegeben wird, ein Eintrittsgeld wird hüben wie drüben erhoben."

„In Europa hörte ich sehr viele feierliche Messen und schwebte im Zauber gottvoller Seligkeit," sagte Wilfried nachdenklich, „aber die Welt

sieht sich anders an. Ich mußte doch wieder in die Wirklichkeit zurück und sah alsdann nur Trauerspiele und Tragödien."

„Und wurden vielleicht selbst wider Willen in eine solche verstrickt," unterbrach ihn Herr Tompkins lächelnd, „das trifft sich herrlich, daß gerade in diesen Tagen Edwin Booth im Brooklyner Stadttheater auftreten wird. Den sollten Sie sich ansehen! Es ist gut, daß man die Verhältnisse des Landes, in dem man lebt, genau kennen lernt."

Edwin Booth war der gefeierte Schauspieler Amerikas, der überall, wo er auftrat, die größte Bewunderung erregte. Er hatte nur einen Fehler, aber einen verhängnisvollen: er war der Bruder jenes John Wilkes Booth, der im Jahre 1865 den Präsidenten Abraham Lincoln ermordete.

„Warum wurde Abraham Lincoln von dem Süden gehaßt?" fragte Wilfried Herrn Tompkins, der ihm das erzählte.

„Abraham Lincoln hatte, so berichtet man, bevor er sich der politischen Laufbahn widmete, als Rechtsanwalt schwierige Rechtsfälle zu führen, wobei er sich den Unwillen und Zorn des römischen Klerus zuzog. Es ist in Amerika immer eine gefährliche Sache, den Papst und die Jesuiten zum Feinde zu haben. Lesen Sie die Lebensgeschichte des kanadischen Expriesters Pater Chinique, der aus der römischen Kirche schied, dann erhalten Sie einen Begriff von den furchtbaren Kämpfen, die dieser Überzeugungstreue mit der Hierarchie auszufechten hatte. Die einstigen Bollwerke des Papismus, Frankreich und Italien, sind demselben

untreu geworden; nun gilt es, mit verdoppeltem Eifer das verlorene Terrain in der neuen Welt zu ersetzen. Aber so lange wir das herrliche Vorbild eines Washington, eines Lincoln vor uns halten, soll es Rom nicht gelingen, Amerika unter seine Zwingherrschaft zu bringen."

Eine leichte Röte bedeckte das Gesicht des jungen Mannes. Er gedachte jenes Winterabends, als er in unaussprechlicher Verblendung vor dem Jesuitenaltar kniete. Wie hatte er nur Friede und Glück von einer Kirche erwarten können, an deren Spitze ein gebrechlicher, selbst heilsbedürftiger Mensch stand? Erleuchtung von einem System, dessen Vorkämpfer in historischer Beleuchtung im unvorteilhaftesten Lichte erscheinen mußten?

Und Wilfried sah den berühmten Schauspieler Edwin Booth und berichtete zu Hause mit begeisterten Worten den glänzenden Verlauf der Vorstellung. Er schilderte die unaussprechliche Wucht der Erscheinung, den Zauber seiner selbst im Flüstern durchdringenden Stimme, das Auftreten des Mannes, der die Form eines Gregor VII. mit den Talenten eines Mirabeau vereinigte und die atemlos lauschende Zuhörerschaft entzückte. Nur war es Wilfried aufgefallen, wie wenige Vorsichtsmaßregeln gegen Feuersgefahr im Vergleiche zu europäischen Theatern getroffen waren.

„Vorsichtsmaßregeln mehr als genug," spottete der alte Herr Tompkins. „Das Gesetz befiehlt ja alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherung gegen Feuer und andere Gefahren. Nur schade, daß sich die eisernen Schutzleitern im Augenblicke der

Gefahr wie Blech krümmen und die Rettungsgürtel auf den Dampfschiffen zerbröckeln wie morscher Zunder! Seit dem Jahre 1702 sind durch Feuer sechshundert Theater zerstört worden und gegen zehntausend Personen umgekommen. Ein Totentanz, an welchem unser Land nicht den geringsten Anteil hat. Nach einem jeden Massenunglück wird eine großartige Untersuchung eingesetzt, deren Resultat gleich Null ist, denn die Untersuchungsrichter bleiben den Bestechungsversuchen der der Nachlässigkeit Angeklagten so wenig unzugänglich wie die Unterbeamten des Staatswesens; und das Gesetz ist nach wie vor ein toter Wortlaut. Doch, es gibt gottlob auch noch Männer, welche Ehre im Leib tragen und des Namens eines Christens würdig sind."

In einer einsamen Straße der oberen Stadt lag ein unansehnliches Haus, aus welchem der Vorübergehende allabendlich geistliche Lieder erschallen hörte, die drinnen gesungen wurden. Neugierig betrat Wilfried eines milden Frühlingsabends das Gebäude und fand sich in einem kleinen, mit Leuten aller Art mäßig angefüllten Saale.

Eben verklang ein eintöniges Lied, und Jerry Mc Auley, der Leiter der Versammlung, ging an den Reihen der Anwesenden vorbei und ermunterte sie mit freundlichen Worten, vor den Stuhl der Buße zu treten. Jerry Mc Auley war ein in der harten Schule des Lebens geprüfter und erprobter Mann, der sich die Aufgabe gestellt hatte, den ihm vergönnten Teil seines Lebens dem Dienste der Barmherzigkeit zu widmen. Wer je-

mals das Glück hatte, diesen Mann persönlich zu kennen, der wurde von dem Wahne, es sei das alles nur verfeinerte Selbstliebe, die sich in der Ausübung der Wohltätigkeit gefällt, vollständig kuriert. Wilfried sah hier einen Mann vor sich, einen einstigen Flußpiraten und Verbrecher, der im Gefängnisse ein menschliches Regen für die Not seiner Schicksalsgenossen spürte. Dem innerlichen Verderben aller Volksklassen maß er, dessen Herz selbst zerrissen war, die größte Schuld an den Verbrechen und an dem sittlichen Elende der Massen bei. Von diesem Augenblicke an stand sein Entschluß fest, nach seiner Freilassung das Liebeswerk zu beginnen. Dank seiner unermüdlichen Tätigkeit war es ihm bald gelungen, die Bewohner eines verworfenen Stadtteiles zu Mäßigkeit und Anstand zu bestimmen; und nun durfte er das Samariterwerk in gleich segensreicher Weise in der oberen Stadt fortsetzen.

„Hast du auch schon einen Ballsaal am Morgen nach der Festlichkeit gesehen?" rief Jerry Mc Auley dem eintretenden Wilfried zu. „Welch ein Anblick! In wirrem Durcheinander liegen halbgeleerte Flaschen, zerzauste Blumen und Zweige, welche gestern die Wände zierlich schmückten, umher, und der Boden ist mit den Zeichen nächtlicher Ausgelassenheit geschmückt. Fast will es dir unglaublich scheinen, daß der Ort dieser trostlosen Verwüstung vor wenigen Stunden auf ein Gewoge von rauschenden Schleppen, auf ein Meer von tausend vielfarbigen Lichtern geschaut hatte. Schau das Wirtshaus am Morgen: ein verpestend

stechender Tabaksgeruch, saure Alkoholdünste, aufgelöster Speichel, unsichtbare Flüche und schmutzige Redensarten schweben darin."

Diese Anrede wurde von einem Schrei des Schreckens und Abscheues unterbrochen. Wilfried schaute um und erblickte einen Mann, dessen abgelebtes Gesicht den Stempel unverkennbarer Zügellosigkeiten trug. Seine Jugend war ein Leben im Wirtshause und der Schande gewesen, aber Jerry Mc Auley hatte sich zu dem von der Welt Ausgestoßenen gewandt und sein Vertrauen gewonnen.

„Schauet meinen Mitarbeiter für das Reich Gottes," rief Jerry Mc Auley, „er ist ein lebender Beweis des Fluches, welcher der Unsittlichkeit folgt. Aber, Gott sei gelobt, er gibt auch Zeugnis davon, daß dem verworfensten Sünder, der Buße tut, dennoch eine dauernde Glückseligkeit widerfährt, welche die Welt nicht geben kann. Ja, das Unrecht kennt nur, was die Mathematiker eine negative Wirkung nennen; das Minuszeichen ist auf seiner Stirne vorgemerkt. Oder soll ich sagen, der Kostenpreis der Sünde stellt sich immer höher als ihr wirklicher Wert. Sie ist im großen Kreislaufe der Welt nicht der helle, erfrischende Nährstrom, der selbst an Stelle des verpesteten Sumpfes fruchtbar grüne Matten hinzaubert; das Unrecht ist ein schwarzes, faulig zersetztes Blut, das durch die Venen fließt und eine Allgemeinerkrankung bewirkt. Wer will frei von der Sünde werden?!" schloß Jerry Mc Auley und schaute sich fragend um.

Niemand antwortete, und er fuhr also weiter: „Der Genuß, den uns das Unrecht bringt, verblaßt in demselben Momente, wo es geschieht; er ist nur galvanisch intermittierend, so lange die Batterie des Unrechtes funktioniert. Aber die Seligkeit, welche aus einer guten Tat, aus einem christlichen Leben entspringt, leuchtet wie ein heller Stern, bis unsere irdische Wanderschaft der Ewigkeit die Hände reicht und ihr höchst glückseliges Ende findet. Warum suchet ihr junge Männer den Quell in einer eingestürzten Zisterne, aus welcher nur Modergeruch und schändliche Miasmen aufsteigen? Das Unrecht ist kein Jungbrunnen, der fort und fort seine köstlichen Wasser sprudelt, sondern ein löcheriger Krug, welcher leer wird, bevor wir seinen Inhalt ausschlürfen können. Das sind keineswegs Phrasen eines Scheinheiligen oder Muckers, es sind die Worte eines Mannes, der von „Pfaffen" nichts wissen wollte, eines Mannes, der alles, was Religion heißt, mit der Rute seiner Satire unbarmherzig geißelte."

Wieder unterbrach ein Schrei den Redner. Aller Augen wandten sich in der Richtung, aus welcher die Störung gekommen war. Ein Mann von düsterem Aussehen erhob sich und erschütterte die Anwesenden durch sein Bekenntnis. Er hatte energische, interessante Züge, dunkle, wildrollende Augen. Niemand kannte den Mann.

„Erstaunt nicht," sagte er nach langem, düsteren Schweigen, „wenn ihr einen Dieb und Einbrecher unter euch sehet; mit diesem Schlüssel hier — er zog bei diesen Worten ein Bündel Brechinstrumente

aus seiner Tasche — schlich ich mich heute abend durch diese Straße und sann auf neue Freveltaten. Da hörte ich aus diesem Hause singen, neugierig trat ich ein und — mehr bedurfte es für mich nicht. Freiwillig überliefere ich mich dem Gerichte, Gott sei mir Sünder gnädig."

„Bruder," sprach mit feuchten Augen Jerry Mc Auley, als der Fremde abgeführt wurde, „Gott hat auch dein Herz bewegt, du gehst ein zur Freiheit durch den Kerker, auch in Banden bist du ein befreiter Mann. Gott sei mit dir und uns allen! Freunde," rief Jerry Mc Auley, „lasset uns so recht fröhlich ein Lied zum Preise Gottes singen, der auch heute noch Wunder wirkt."

Eines jener seltsamen und doch zum Herzen sprechenden Lieder wurde gesungen, deren Wortlaut auf jeden Neuling einen unauslöschlichen Eindruck machte; und Jerry Mc Auley begann wieder: „Sehet, das Gewissen ist das Gesetz der Seele. Es ist der Verteidiger oder Ankläger unseres Tuns. Es lobt und tadelt, zieht die denkbar schärfste Grenzlinie zwischen Recht und Unrecht, Ehre und Schande; es ist das in uns eingeschriebene Gesetz, von welchem Paulus schreibt, und es lehrt uns als ein heimlich verborgenes Medium, wenn wir es nicht gewaltsam unterdrücken, das ewig Gute und Göttliche erkennen. Während meines Aufenthaltes in Europa sah ich eines Sonntagvormittags einige betrunkene, unflätige Burschen mit einer Fahne durch die Straßen taumeln, auf welcher die Worte Vaterland und Freiheit standen. Gott erbarme sich des Landes, das sich einer solchen Freiheit rühmen

muß. Aber wie hell, wie ruhig wird es in uns, wenn ich Freiheit im Gewissen habe, wenn mich keine Rüge des göttlichen Richters trifft! Ich will Freiheit von Gott, weil dann keine Anhänglichkeit ans Unreine und Unheilige meinen Aufblick zum Reinsten mehr zu trüben vermag."

Jerry Mc Auleys Ansprache war zu Ende; der Redner wartete einige Minuten, aller Augen waren auf ihn gerichtet, in Schweigen versunken saßen die Anwesenden. Leise erhob man sich, und auch Wilfried kehrte nachdenklich nach Hause.

Elftes Kapitel.

Der alte Herr Tomptins, Bruder von Wilfrieds Hauswirtin, war ein Mann, mit dem sich der junge Blauensteiner oft und gerne unterhielt. Und es war gut, daß Wilfried in dieses Haus gekommen war. Wenn einer krank gewesen ist, so bedarf er zu seiner Genesung keiner leckeren Speise, sondern einer einfachen, kräftigen Kost, welche den schmerzenden Gliedern neue Kraft spendet und das vom Fieber gepeitschte Blut beruhigt durch die Adern rinnen läßt.

Wir müssen aber den freundlichen Herrn Tomptins näher kennen lernen. Wilfried hatte ihn für einen Mann mittleren Alters gehalten, aber wie erstaunte er, als er vom ihm erfuhr, daß er

schon ein hoher Sechziger war. In seiner Jugend hatte sich Herr Tompkins dem Staatsdienste gewidmet, in einer diplomatischen Mission europäische Länder bereist, sich längere Zeit in Deutschland und der Schweiz aufgehalten und seine Ansichten über Nationen und Leute gebildet. Aber die unerfreulichen Zustände im eigenen Lande, die Günstlingswirtschaft in Washington und das Unwesen des Tammanyringes in New York verleideten dem ehrlichen Manne die Politik, und er zog sich ins Privatleben zurück.

Eine Stunde traulichen Gespräches mit diesem Manne bereitete Wilfried größeren Genuß, als alle Singweisen der Miß Knickerbocker. Die kurze, schöne Frühlingszeit war vorüber, und wie die Kälte den verflossenen Winter denkwürdig gemacht hatte, so brachte schon der Vorsommer eine fast unerträgliche Hitze. Wilfried hatte im Geschäft so fleißig gearbeitet, daß ihm der Prinzipal die anfänglich mäßige Bezahlung bis auf siebzig Dollars monatlich erhöhte und sogar während der Schwitztage eine Woche Ferien bewilligte. Herr Tompkins, der aus dem Norden des Staates New York stammte, schlug seinem jungen Freunde einen gemeinsamen Ausflug nach jenen Gegenden vor.

So verließen denn die beiden an einem dunstschwülen Samstage das Depot in der zweiundvierzigsten Straße und fuhren dem schönen Tale des Hudson entlang. Links, am jenseitigen Ufer des träg hinschleichenden Stromes winkte und schimmerte die steile Felsmauer der Palisaden, zur

Rechten lag an einem tiefen Schlupfhafen das Städtchen Tarrytown, welches seinen Namen davon erhielt, daß die Männer zu lange in den Wirtshäusern und die Weiber am Brunnen verweilten. Hoch oben glänzte im Sonnenschein Sing Sing mit seinem Staatsgefängnisse, während die stockwerkartig gebauten Dampfer wie Schwäne den seebreiten Fluß hinaufglitten.

Nun hielt der Zug an der Station Westpoint, und mehrere Touristen verließen denselben, um die Befestigungen und die Militärakademie zu besichtigen. Ein unterdrücktes Kichern erregte die Aufmerksamkeit unserer Freunde.

„Militärakademie in Amerika!" flüsterte ein Unbekannter einem Mitreisenden zu, „die große Armee der Republik kann nicht einmal im Schritt laufen. Ich sah mir neulich die Parade im Union Square an, die vor dem Präsidenten gehalten wurde. Es war zum Davonlaufen, wie das zweite Glied dem Vordermanne beständig auf die Fersen trat."

„Erlauben Sie, wir erziehen unser Militär nicht zu gedrechselten Hopfenstangen," sagte Herr Tompkins, in welchem sich der Amerikaner zu regen begann. „Wenn auch unser Land keinen Parademarsch kennt, so hat doch das verschriene Krämervolk der Vereinigten Staaten im Bürgerkriege eine Million Soldaten auf die Füße gestellt und Schlachten geliefert, die alles Bisherige weit in den Schatten stellten, die den Nordstaaten allein zweihundertundvierundneunzigtausend Tote kosteten."

„Ja, es ist wahr," entgegnete der andere hohn-

voll, „hier ist keine poetische, zauberische Sphäre. Ihre Herren Amerikaner liebt das Groteske. In Amerika herrschen die Vorstellungen des Dynamisch-Ungeheuren, ihr seid Freunde des Expansiv-Ungeheuren. Was war das nur für ein tolles Geheul auf dem Eastriver, als die Brooklynbrücke eröffnet wurde. Die Dampfpfeife eines jeden Schiffes gellte wahnsinnig drauf los; es war ein ohrbetäubendes Durcheinander, als prasselten Millionen glühender Steine ins aufgeregte Meer. Das bombastisch angekündigte Feuerwerk war unbedeutend im Vergleiche mit jenen geschmackvoll angelegten Beleuchtungen des Kristallpalastes zu London oder unserer europäischen Alpenseen, die auf den Beschauer einen bestrickenden Eindruck machen."

Der Zug durchfuhr mehrere Stationen, bis er sich jenen Gegenden näherte, welche den Anblick der Bergformen des Catskillgebirges boten. Ein Handelsreisender aus Buffalo machte mit lauter Stimme auf die Fahrgeschwindigkeit des Zuges aufmerksam, die in der ganzen Welt ihresgleichen suchte, aber diese Schnelligkeit kam Wilfried, dem Vielgereisten, als eine ganz mäßige vor. „Schauet auf die Telegraphenstangen," rief der Amerikaner, aber wiederum wollte es Wilfried bedünken, als spürte er wenig von der rasenden Eile amerikanischer Eisenbahnzüge.

Auf der anderen Seite des Stromes erblickte man nun die steil sich erhebenden Kuppen des Gebirges, welches ganz mit Waldungen vom dunkelsten Grün bedeckt war. Überraschend lag die ganze

Berggruppe in der sonnendurchwobenen Atmosphäre.

„Ihr habt nichts Derartiges im alten Lande," meinte der Musterkartenmann aus Buffalo, indem er nach dem elfhundertsiebzig Meter hohen Round Top drüben wies.

Ein Lächeln umspielte den Mund des Ausländers.

„Natürlich nicht," sagte er, „der Großglockner und das Finsteraarhorn der Alpen sind die reinsten Zwerge, der Genfersee mit seinem reichen Farbenwechsel wird zum reinsten Tümpel, wenn man eueren Lake George gesehen hat. Daß der Aufenthaltsort der ersten Menschen nicht im Zentralparke zu New York war, gebt ihr selbst zu, aber es ist doch fatal, daß das Paradies nicht nach dem Yellowstone-Park verlegt werden konnte, ihr Herren Amerikaner hättet euch dann vollends die Generalpächter der Schöpfung nennen können."

„Ja, es liegt Wahres in diesen Worten," dachte Wilfried, als der Fremde zu seinem Reisebegleiter sagte: „Sie haben wenig Originelles, diese Amerikaner, dagegen besitzen sie ein erstaunliches Talent, das ihnen Gebotene in wahrhaft ungeheuerliche Formen auszuschmelzen. Amerika vermochte keine neue Namen, keine neue Sprache hervorzubringen. Das wenige, das fremdartig klingt, ist den armen Indianern entlehnt, die ihrer Ausrottung entgegen gehen. Wohl staunen wir vor der Kühnheit hiesiger Meisterwerke, aber die Brooklynbrücke wurde von dem deutschen Röbling erbaut, Edison erscheint als

ein vervollkommter Volta, und Hudson baute auf Papin. Deutsche Opern werden auf amerikanischen Bühnen aufgeführt, und Paris bestimmt die Mode der neuen Welt. Umsonst suchen wir nach einer neuen Religion, nach einer Uranschauung, wir entdecken hier nur ein Mosaikgebilde von Karikaturen und Verzerrungen des Importierten. Als neulich eine Feuersbrunst eine Häuserreihe in Asche legte, sprach man nicht von dem schrecklichen Brande, sondern von der großartigen Leistung des Zeitungsblattes World, welches zwei Stunden nach dem Ausbruche des Feuers die Beschreibung mit Abbildungen desselben veröffentlichte. — Haben Sie von dem Kraftstück des unternehmungslustigen Pfarrers gehört? Derselbe sollte in einer Vorstadt predigen, verfehlte aber den Zug. Rasch ließ er sich eine Lokomotive heizen und dampfte mit einem Extrazug nach seinem Bestimmungsorte, wo er gerade noch zu rechter Zeit ankam, um fünfzehn Minuten später die Kanzel zu besteigen. Der schneidige Gottesmann mag auf seine Sportleistung nicht wenig stolz gewesen sein, aber der Heizer, der Schaffner, alles Bahnpersonal mußte am Sonntag arbeiten, damit der Verkündiger des göttlichen Wortes über Sonntagsheiligung predigen konnte.

Neulich erhielt ich die Photographie meiner Nichte, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen. Ein prachtvolles Bild, eine erhabene Erscheinung, und — angetrippelt kam ein unscheinbares Mädchen, das mit dem Bilde nur die entfernteste Ähnlichkeit hatte. Was soll mir das alles? Nichts

als ein Akrobatentum, eine Entgleisung des Geistes und des Geschmacks umgibt uns hier."

Herr Tompkins mischte sich nicht ins Gespräch. Er gehörte zu jenen seltenen Männern wirklicher Bildung, welche die Einseitigkeit mit der Einseitigkeit sich ausbalgen lassen. Wenn er auch die Zurechtweisung seinem blähsüchtigen Landsmanne gönnen mochte, der gleich vielen Zaum, Stangen und Trense der Welt unter seiner Faust zu halten vermeinte, so konnte Herr Tompkins ebensowenig seine Zustimmung den Äußerungen des anderen schenken, dessen Urteil nur einer ungenügenden Kenntnis der Verhältnisse entspringen mochte. Die Städte Albany und Troy lagen längst hinter den Reisenden, und die Sonne war hinter die Granitkuppen des Adirondackgebirges gesunken, als der Zug das am Südende des Lake George gelegene Dorf Caldwell erreichte. Von der Gegend konnte man in der dichten Finsternis, die auf ihr lag, nichts sehen; um so mehr freute sich Wilfried auf den folgenden Morgen, der allen Anzeichen nach schön zu werden versprach.

Und schön war dieser Sonntagmorgen! Wunderbar frische Luft wehte vom nahen Walde, als Herr Tompkins und Wilfried von der Hotelterrasse das langgedehnte Seebecken überschauten. Es ist ein gar liebliches Binnengewässer, dieser Lake George! Seine Tiefe betrug zwar nicht viertausend Yards, wie der alte Nigger behauptete; freilich schimmerten keine marmornen Villen auf waldigen Vorsprüngen; keine stattlichen Türme und Kirchen glänzten vom Sonnenscheine übergossen an seinen

Ufern, und vergebens spähte das suchende Auge nach Schneezinken im Hintergrunde.

Aber welch eine Weihe schwebte über dieser einsamen Landschaft! Welch ein unsäglicher Friede herrschte in diesen Gegenden! Wie ein Traum lag der See in dem lieblichen Hügelgelände eingebettet. Hier heimelige Buchten mit lauschigen Winkeln, dort ein Labyrinth von Inseln und Inselchen mit Fichten bedeckt, die noch keine Axt der Menschen berührt hatte. Wunderbar ergriff es Wilfried. Ja, er war in einem Gotteshause, in welchem alle Regungen der Seele sich in wortloser, aber inniger Andacht auflösten. Hier war es wie einst auf der Insel Wight an jenem wundersamen Pfingsttage. Unwillkürlich gedachte Wilfried des alten Bibelwortes: „Darum sollet ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater in den Himmeln vollkommen ist."

„Ich bin kein religiöser Mann, was man schlechthin in dieser Welt unter religiös versteht," begann Herr Tompkins, als er mit seinem jungen Freunde dem stillen See entlang schritt, „aber diese stille, ruhige Fassung, die uns der Sonntag allein bringen kann, ist die Quelle aller Sittlichkeit. Von diesem Heiligtume des Nachdenkens aus überschauen wir prospektiv unser Leben; wir entdecken, wo wir gefehlt oder was wir zu tun unterlassen haben, und die Erfahrungen der Vergangenheit werden zu Warnungen für die Zukunft. Wie lodernde Leuchtfeuer, die auf die Untiefen im Kanale weisen, so begleiten uns die begangenen Mißgriffe gleich warnenden Signalen durch die kommende

Woche. Glücklich in der Tat, wer ein solches Heiligtum in seiner Seele hat!"

„Leider," fuhr Herr Tompkins fort, „wird kein Heiligtum der Menschheit so sehr von den Menschen entweiht, als gerade der Sonntag. In unserem Lande geschieht es zumeist durch das Überspannte eines Zustandes schwärmerischer Andächtelei, während es bei euch drüben am Sonntag oft toller zugeht als in Jahrmarktbuden. Die armen Menschen! Sie berauben sich selbst ihres köstlichsten Kleinodes und müssen die Lücke mit erkünstelten Genüssen ausfüllen; und doch steigt unabwehrbar das Bewußtsein ihrer jämmerlichen Lage, wie Banquos Geist am Freudenmahle, vor ihnen auf und erfüllt sie mit Gram und Schande."

Wilfried wußte zu berichten, daß sich in seiner Heimat längst ein Überdruß an Festen bemerkbar machte. So wollte schon zuzeiten seines verstorbenen Vaters kein Ort das Sängerfest übernehmen; und es hatte Spott und Heiterkeit erregt, als im Grenzdorfe die Festhütte des vaterländischen Schauspieles durch einen Windstoß über den Haufen geblasen wurde.

„Ihr seid kapitale Kerls," lachte der Amerikaner, „und gar nicht so naiv wie ihr euch stellt. Wenn euere Kuckucksuhren, eure Stickereien und Seidenbänder zu wenig Gewinn abwerfen, so geschäftet ihr mit nationalen Eigentümlichkeiten. Ihr werdet nächstens eine Festspielbörse, einen Trust in vaterländischen Traditionen gründen. Nicht wir verschriene Dollarmenschen sind die geriebenen Geschäftsleute, euch gebührt dieses Kompliment,

euch, die ihr euere Geldgier mit etwas Aufputz von Patriotismus zu retouchieren versteht. Welche Dividende zahlt der Patriotismus?"

Die Sonne stand hoch, als man an die Rückkehr zum Hotel denken mußte. Tiefblau lag die Wasserfläche, man konnte ihre ganze Breite bequem überschauen, und der See war mit Eilanden besät, die auf dem glänzenden Wasser zu schwimmen schienen. Wohltuend war auch der Aufblick ins grüne Laub der Waldhügel zu einer Jahreszeit, wo fast alle Bäume der Squares von New York von langen, grünen Raupen zerfressen wurden. Wilfried wollte den Namen des Hügelzuges am westlichen Seeufer wissen, aber hier gab es noch keine Namen, keine Wegweiser.

„Haben Sie keine Lust, Ihren Namen durch ein dreihundert Yards hohes Denkmal verewigen zu lassen?" lächelte Herr Tompkins.

„Danke schön," eiferte Wilfried. „Die arme Schöpfung ist bereits mit Denkmälern überreichlich belastet. Im alten Lande gibt es sogar Denkmalkommissionen und keinen Konglomeratblock mehr, an dem nicht das Bekenntnis irgend einer Heldentat aufgenagelt oder eingemeißelt ist. Selbst die Alpwiesen werden von marmornern Hornbläsern und Sennhirten nicht verschont. Es fehlt nur noch, sagte mein Vater selig, daß man hinter den Sockel einen Landjäger stellt und alle verhaften läßt, die dieser steinernen Selbstverherrlichung des Volkes nicht ihre Hutreverenz bezeugen."

Prüfend betrachtete Herr Tompkins den Himmel.

„Die Witterung ist trefflich," sagte er, „wir

können für morgen ganz sicher sein. Wenn Sie sich einen nie verwischenden Eindruck aus der ungefälschten Natur mit heimnehmen wollen, so beantrage ich, morgen nach dem Mac Gregorberge zu fahren."

„Sie waren lange in Deutschland, Herr Tompkins?" fragte Wilfried gedankenvoll, „erzählen Sie mir, bitte, von ihren Reiseeindrücken, was halten Sie überhaupt von diesen Ländern?"

Herr Tompkins richtete sich auf und schaute den jungen Mann mit Wärme an.

„Meine Reiseeindrücke in Europa? Sie lassen sich in einem Worte fassen: „Setzet das Wort Vaterhaus anstatt Vaterland, und der größte Bann, der auf eueren gesegneten Ländereien liegt, wird gehoben sein. Aber wir wollen den schönen Nachmittag genießen und unsere Erörterungen morgen fortsetzen, wenn wir den Mac Gregorberg im Schweiße unseres Angesichtes erstiegen haben."

Mit seinen besten Kräften beschien das sinkende Tagesgestirn die Gipfel der Hügelreihen, bald schaute nur noch die Hälfte der Sonnenscheibe auf die Wälder; im nächsten Augenblicke zeugte die Purpurglut noch von der Anwesenheit der Tageskönigin und der See lag in tiefem Frieden versenkt, den einlullenden Träumen von des Tages Wonneglanz überlassen. Es war kühl heute nacht, fast kalt für einen Hochsommerabend, während unten im dumpfen New York das Thermometer auf zweiundneunzig Grad Fahrenheit stand.

Herr Tompkins hatte gut prophezeit. Der Morgen ließ sich womöglich noch schöner an als sein

Vorgänger. Frühzeitig fuhren die Vergnügungsreisenden hinunter nach Saratoga Springs, dem vielbesuchten Badeorte der höheren Gesellschaft. Aber Wilfried blieb keineswegs wie erstarrt vor dem Grand Unionhotel stehen; er zeigte beim Anblicke der „Mammutbauten" nicht jene Verblüffung, welche der Vollblutamerikaner von jedem Fremden erwartet, der der ausgepreßten Zitrone Europa den Rücken kehrte. Selbst die zierliche Nachbildung eines pompejanischen Hauses vermochte Wilfried keine Ausrufe des Entzückens zu entlocken: Pansas Haus in den Jagdgründen der Rothäute! Ein Musterbild von Conanchets Wigwam, ein kleines Museum von Büffelhäuten, Tomahawks, Mokassins und Zaubersäcken der Indianer wäre richtiger gewesen.

Aber Herr Tompkins zürnte es seinem jungen Begleiter nicht, als dieser in Saratoga Springs umherwandelte, ohne beständig in die Worte elegant, grand, wonderful! auszubrechen. Erwartungsvoll bestieg Wilfried in der Mittagsstunde mit seinem Beschützer den Zug der neuhergestellten Sekundärbahn, welcher die Naturfreunde in die ersehnte Berglandschaft hinausführen sollte. Hier auf diesem klassischen Boden war noch vor hundertundfünfzig Jahren das Geschrei streitbarer Mohikaner erklungen, hier hatten Rothäute mit den Weißen die Friedenspfeife geraucht; aber die Zivilisation hatte jene verdrängt und auch in diese Gegenden die Kultur der Blaßgesichter gebracht. Diese Kultur bestand in einem schwarz bemalten, kastenähnlichen Wagen, in welchem die Reisenden

auf ziemlich holperigem Geleise auf den Mount Mac Gregor geschafft wurden.

Der Mac Gregorberg war eigentlich nichts weiter als eine mit Bäumen bewachsene Hochebene, auf welcher ein hölzernes Gebäude stand, von dem man nicht wußte, ob man eine Station oder Schafhürde vor sich hatte, zumal seine Ähnlichkeit mit einem Trockendock auffallend groß war.

Die Enttäuschung Wilfrieds steigerte sich, als man den Berggipfel endlich erreicht hatte; Aussicht war sozusagen keine, denn hoher Baumwuchs umstand den ausgelichteten Raum. Aber Wilfrieds Verstimmung verwandelte sich in ein freudiges Erstaunen, als er mit seinem freundlichen Begleiter zum Spaziergang im Walde sich anschickte. Denn ein richtiger Urwald, den unsere Freunde betraten, war es, genau so, wie ihn der Romanschreiber Cooper in seinen Indianergeschichten so wunderschön schilderte; ein patriarchalischer Urwald, der mit seinem greisenhaften Ernste wie ein Stück vorzeitlichen Lebens in unsere Tage herüber ragte: In düsterer Schwermut umstanden zähe Weimutskiefern und Hemlockföhren, stattliche Ahorne, Buchen und Lärchen, ihre abgestorbenen Vorfahren, die eines natürlichen Todes vermoderten, und saugten aus den Zellengerippen der faulenden Hölzer Lebenskraft und Nahrung. Aber nicht immer standen die Bäume so dicht, denn manch eine Lichtung zeugte von den wütenden Windstößen, die in der rauhen Jahreszeit die stärksten Stämme entwurzeln; auch mochten Blitzschläge mehr als einen

riesigen Eichbaum geschwärzt und zum Märtyrer der Baumwelt gemacht haben.

Millionen von Käfern und Ameisen gruben sich Höhlen in die feuchtschwammigen Schichten des Holzes und waren für die Fristung ihres kleinen Lebens geschäftig. Welch eine unendlich reiche Welt im Kleinen erschloß sich hier inmitten der scheinbar erstorbenen Waldeinsamkeit! Welch ein unabsehbares Feld für die Forschungen des Naturfreundes umfaßte ein vermodernder Baumstumpf mit seinen sichtbaren und unsichtbaren Bewohnern! Wahrlich, hier offenbarte sich Carlyles großer Ausspruch in seiner ganzen Wahrheit: „Wenn du tief genug gehst, so ist Musik überall."

„Und Tammany überall in mehr oder weniger schlimmen Auflage," lachte Herr Tompkins, als Wilfried obige Worte hersagte. „So wenig die Menschen hinter Schloß und Klostermauern vor ihren Leidenschaften bewahrt blieben, ebensowenig können wir heute den verschiedenen großen und kleinen Kabalen entgehen, die das gesellschaftliche Leben mit sich bringt, selbst wenn wir uns wie Rousseau in den dichtesten Urwald flüchten. Auch ihr Herren Deutsche, Österreicher, Schweizer und wie alle heißen mögen, habt inmitten eures Burgfriedens eure Parteipäpste, Päpstlein, Diminutivbosse, Tyrännlein und Magnaten bis in die fernsten Alpentäler. In einem dortigen Dorfe war ich einst Zeuge von gar seltsamen Dingen. Der Geistliche des Ortes war, wie es scheint, einer Anzahl von Einwohnern unbequem geworden. Beim Glase Most wurde über den heiligen Geist gestritten, der

Seelenhirte aber mit anonymen Briefen förmlich überschüttet. Der Vorsteher der Gemeinde kündete einem Bauer eine Hypothek, weil dieser die Predigt des verhaßten Pfarrers nicht ungern hörte; der Dorfschreiber, dem sein Sohn in diesen Tagen starb, hielt die Leiche auf gesetzwidrige Weise zehn Tage im Hause zurück, damit der Geistliche das Leichengebet nicht sprechen sollte. Alle Schrauben der Einschüchterung und Bedrohungen wurden angezogen; Tammanys Geist schwebte in der Luft, man mußte sich mit Leib und Seele den Wühlern verschreiben, wie Fausts Seele dem Teufel. Alles, was schlecht war, hing sich an diese Sache. Jeder Arbeitsscheue und Lotterbube, der sich um Kirchen und Pfarrer weniger kümmerte, als um Bier und Schnaps, wurde auf einmal orthodox oder freisinnig. Notabene, mein Freund, auch Sie entstammen, wenn ich nicht irre, einer kleinen Provinzialstadt, haben also alle Aussicht, dort einst Gemeindeammann oder Bürgermeister zu werden."

„Sie malen mir die Zukunft recht rosig an die Wand, Herr Tompkins," rief Wilfried eifrig, „in der Monarchie geht das Avancement nicht so rasch; aber selbst wenn ich einer Republik entstammte, meinen Sie denn, ich hätte Lust, mich zur Zielscheibe aller Wähler und Wühler herzugeben? „Du kannst auch Großes in deinem kleinen Kreise wirken, deine eigene Vollkommenheit macht die Welt vollkommen." Mehr und mehr erkenne ich den Sinn dieser Worte, Worte eines edlen Freundes . . . ."

„In der Tat," sagte Herr Tompkins, bei einer

vielhundertjährigen Eiche stehen bleibend, „es ist wie hier. In diesem Baume und in nichts anderem wurzelt die Herrlichkeit des Waldes, weil dieser aus solch kräftigen Eichen, nicht aus gewundenen Legföhren zusammengesetzt ist. Also wird das Individuum nicht erst von der Allgemeinheit Gewinn ziehen müssen, vielmehr muß sich das Staatswesen aus frei erwachsenen Gliedern frei bilden. Dagegen werden die widerlichsten Zustände eintreten, wenn eine zentralisierte Gewalt, ein System, eine Traditon den Einzelmenschen mit Vorschriften, Geboten und Verboten zum Guten erst zwingen muß. Während meines Aufenthaltes in Europa ließ ich mir von einem Freunde sagen, daß in seinem benachbarten Grenzbezirke, wo der Vaterlandskultus einen über alle Maßen breiten Umfang annimmt, die Zahl der Zivilprozesse eines einzigen Jahres sechzehnhundert betrug, diejenige der Strafprozesse aber zweitausend, worunter viele Ehrverletzungen. Und doch verging dort kein Sonntag, an welchem die Festlimannen nicht zu irgend einer Becherweihe oder Festlichkeit strömten."

„Gerade so wie Sie, dachte mein seliger Vater," sagte Wilfried nachdenklich. „Damals verstand ich ihn nicht und hatte meine kindische Freude an den Trömmelchen und Seidenbändern, doch nun . ."

„Ja, das ist das Grundübel euerer Nationen," versetzte Herr Tompkins mit sehr ernster Miene. „Der Individualismus ist mit dem Familienleben im Niedergang, die Sonntagsruhe wird von Demagogen geschändet, welche die oberflächliche Menge mit dem Rufe Panem et Circenses betören

und um ihr Glück bringen. Und dennoch ist das Familienleben der Eckpfeiler des Glückstempels, der in alle Lande glorreich leuchtet und seine göttliche Bestimmung erfüllt. Der treue Hausvater ist der wahre Patriote, der seinen Campion nicht vor das Fenster hinaus zu hängen braucht. Nur d e r Mann ist der aufrichtige Volksfreund, der seine Familie beglückt, denn das ist die größte Seligkeit auf Erden, und aus dieser Quelle fließt die Wohlfahrt ganzer Länder. Gleichwie das Pedal beim Klavier nicht eine separate Note ist, sondern vielmehr bei richtigem Gebrauche allen Noten erst ihre ganze Fülle gibt, so durchströmt der Segen eines freundlich gestalteten Familienlebens zu jeder Zeit alle Klassen der Menschheit und veredelt sie alle. Habe ich Ihnen die Geschichte des furchtsamen Rekruten erzählt?"

„Nein," antwortete Wilfried, verwundert, was denn Klavierpedale, Urwaldeichen und furchtsame Rekruten miteinander zu tun hatten.

„Ich machte vor vielen Jahren eine Reise durch die Schweiz. In der Nähe eines Städtchens, wo ich einigen Aufenthalt hatte, traf es sich, daß gerade Schießübungen abgehalten wurden. Gleichgültig sah ich dem Schießen zu, bis ein Rekrut an die Reihe kam, der vor dem Schießen eine ganz entsetzliche Furcht zeigte. Weder die Spottworte noch die Flüche der Umgebenden vermochten ihn, den Gewehrhahn zu drücken, sie schüchterten den Armen noch mehr ein. Es war eine trostlose Szene. Der arme Mensch muß in diesen Augenblicken Höllenqualen durchgekostet haben. Der Hauptmann wird

gerufen. Freundlich naht dieser dem Verzweifelnden, erklärt ihm verständnisvoll Munition und Waffe, legt den Finger des Geängstigten wie zufällig auf den Gewehrhahn und — drückt für ihn ab. Und siehe da! Es war ein Meisterschuß ins Zentrum! Der Rekrut mochte glauben, es sei sein eigener Schuß gewesen, — genug, sein Selbstvertrauen erwachte, das in ihm schlummernde Talent der Treffsicherheit wurde ans Licht gezogen und machte ihn in späteren Jahren zum Meisterschützen. Verhüllt, tatkräftig, liegt in jedem Menschen die Treffsicherheit, einen Meisterschuß zu tun, der in den Himmel reicht. Ach, aber wie vielen fehlt der geduldige, freundliche Hauptmann! Wie vielen Kindern fehlt das schützende, liebevolle Vaterhaus, das liebliche Familienleben, welches mit wohltuender Wärme die Knospen zur herrlichen Blume ausblättert!"

Ein eigentliches Ziel ihrer Wanderung hatten Herr Tompkins und Wilfried nicht, es war vielmehr ein köstliches, planloses Umherirren in der ergreifenden Waldeinsamkeit. Wilfrieds Gedanken mochten bei dem schönen Bilde weilen, das sein tiefsinniger Begleiter soeben entworfen hatte. Erst als man den Forst mit seinen stolzen Säulenhallen hinter sich sah und in eine versteckte Lichtung gelangte, wo der junge Nachwuchs unter den üppig wuchernden Krummholzgesträuchen und Stachelstauden fast verkümmerte, brach Herr Tompkins das Schweigen mit den Worten: „Ich kann es nimmer fassen und verstehen, wie vielerorts die Menschen das eigene Glück blindlings mit Füßen

treten mögen. Freundliches Wohlwollen und Liebe, die man den eigenen Kindern versagt, erwartet man von einer rastlosen Gesetzesmacherei, vom Staate und von endlosen Abstimmungen. Weniger Gesetzespläntlerei und strengere Handhabung des Gesetzes wäre vonnöten. Eure Landesvertreter sind nicht mehr da, um das Staatsschiff zu lenken, sondern um es mit Ballast bis zum Versinken zu beschweren. Man spricht nicht mehr vom Gesetze um des Gesetzes, sondern um der Gesetzesmacherei willen. Ein solches Rütteln an der Verfassung heißt nichts anderes als eine Annäherung zur herrlichsten Gesetzlosigkeit und Anarchie."

Das Weiterschreiten schien für unsere Freunde eine schwierige Aufgabe, denn das verästelte Gesträuch war so dicht geflochten, daß eine Staude der anderen Raum und Licht versperrte und es nicht zu einem gedeihlichen Wachstume kommen ließ. Auch wurde der Boden feuchter, schlüpfriger, und verwandelte sich bald in einen wirklichen Morast, den ein Chaos von Buschwerk und Schlingpflanzen bedeckte.

„Der Staat soll uns den Urwald lichten und bessere Wege schaffen," sagte Herr Tompkins mit komischem Ernst, als Wilfried sich an der Spitze eines Blattendes verletzt hatte.

„Meinetwegen können sie die Kieselsteine im Bache verstaatlichen und die Hörner des Mondes dazu," lachte Wilfried, „und über alles ein Schutzdach bauen, auf daß sich jeder im Schaukelstuhl der Sorglosigkeit und Denkfaulheit einlullen lassen mag."

„Der Staat bin ich!“ rief Herr Tompkins. „Ich will mir ohne großmütterliche Vormundschaft und Fürsorge einen Weg ins Holz hauen.“ Er zog seine Uhr heraus und betrachtete aufmerksam den kleinen Kompaß an der Kette. „Wir schauten immer nach anderen Gegenständen,“ sagte er, „und um uns zurechtzufinden, gerieten wir immer mehr in die Irre. Die Station muß hier drüben liegen, während wir im Gestrüppe stets zu sehr links gingen.“

Nach verdoppelter Anstrengung gelang es endlich den beiden, aus dem Dickicht herauszubrechen und den eigentlichen Wald wieder zu betreten. Plötzlich fanden sie sich auf einem felsigen Vorsprunge, der einen Ausblick auf die unermeßliche Ebene gestattete, über welcher eben die Sonne mit rötlichem Glanze unterging. Purpurn überhaucht war das Laub der tausendjährigen Eichen. So unbedeutend auch der Höhenunterschied zwischen Anhöhe und Tal schien, so war doch die Aussicht, die man vom Waldrande genoß, unbeschreiblich erhaben.

„Sehen Sie, mein Freund,“ unterbrach Herr Tompkins die unsägliche Abendstille, „in diesem schönen Lande stand meine Wiege, eine freundliche Jugendzeit, ein glückliches Familienleben im Vaterhause überstrahlte wie die Sonne dort mein ganzes Leben und verklärt auch den Abend meiner irdischen Pilgerfahrt mit rosigem Schimmer.“

Die Baumwipfel wiegten sich im Abendwinde; im dunkeln Walde rauschte es, wie heilige Schauer. Scheu, ehrfurchtsvoll sah Wilfried auf seinen Begleiter, der solch feierliche Worte sprach. Wandelte

er nicht in einem Heiligtume! Ja, so war es einst auf der Insel Wight, eine ähnliche goldene Abendstunde hatte Wilfried mit seinem Freunde Moritz zubringen dürfen, solche Worte hatte William Penn gesprochen. Rein von jeder Phrase, klar wie das Wasser, das aus dem Felsen hervorsprudelt, so ehrlich lauter waren diese Männer. Rauher, goldechter Sinn und gedrungene Kraft erfüllte, aber ihr Herz war voll Mitleid und Liebe. Das sind die Eichen, welche sich gewaltig und voll massiver Schönheit höher als Spitzen gotischer Türme frei zum Himmel erheben. Das sind die Geweihten des Gottesreiches; und es durchzog Wilfried wie eine Ahnung von einem Vaterlande, das, von solchen Männern aufgebaut, solche Männer seine Stützpfeiler nennen darf.

Die Lokomotivglocke ertönte näher, als man erwartet hatte. Dort in der Waldlichtung stand der kleine Zug bereit zur Abfahrt, und die holperige Reise nach Saratoga begann. Herr Tompkins teilte keineswegs die Furcht der Mitreisenden, selbst als das Rütteln des Wagens bedenklich wurde. Mit einem Male fuhr indessen der Zug sanft dahin, und die ängstlichen Passagiere atmeten frei auf.

„Gottlob, wir sind geborgen," riefen sie.

„Geborgen," lachte der Schaffner, „nein, wir sind entgleist, wir sind im Felde draußen."

Da indessen das Bahnpersonal in klugem Vorbedachte dem Zuge eine kleine Winde mitgegeben hatte, gelang es den vereinten Kräften der Reisenden und Schaffner, den Wagen aufs Geleise zu

stellen, so daß nach der Unterbrechung die Weiterfahrt fortgesetzt werden konnte.

Es war schon spät, als unsere Freunde in Saratoga Springs den New Yorker Kurierzug bestiegen. Herr Tompkins überreichte Wilfried ein Zeitungsblatt.

„Lesen Sie zu Ihrer Unterhaltung diesen kurzen Artikel, der den Titel „Charakter und Einfluß" trägt."

Wilfried las: „Gleichwie einst der Heidenchrist sich nicht für christlicher wähnen durfte, als der Judenchrist, dem noch die Gebräuche des Judentums anhafteten, so sollen auch wir nicht auf unsere Mitmenschen herabschauen, wenn sie in ihrer Einfalt noch solchen Dingen Wichtigkeit beimessen, welche wir vermöge unserer Erkenntnis längst beseitigt haben. Lasset uns eher daran gelegen sein, die Freiheit anderer zu ehren, als einen Stein des Anstoßes in ihren Weg zu legen! Und während wir in heiligster Pflichterfüllung unseren Mitbruder auf dieselbe Stufe höherer Einsicht führen wollen, die unseren Geist erhellt, dürfen wir ihn nicht dem Spotte preisgeben, weil sein Denken noch in Unklarheit und Irrtum gefangen liegt. Der sittlich Erhabene fühlt inniglich für die Gebrechen des schwächeren Mitbruders; aber er rüttelt nicht wie ein Einbrecher an der individuellen Freiheit desselben, nein, er klopft als Friedensbote an der Türe dieser heiligsten Domäne, um nicht Feuer, sondern Licht in das Haus zu bringen. Das sind die Prüfungsmerkmale eines charaktervollen Menschen.

Selbsttätiger Wille ist Charakter. Für den

Denker braucht es kein vermittelndes System, um ihm den Weg zu Gott zu weisen. Wer sich erst in eine Schablone menschlicher Erfindung flüchten muß, um die Bestimmung seines Daseins zu ergründen, dessen Leben sinkt zur vernunft-, herz- und willenlosen Existenz, sein Tun und Handeln zu einem unnützen Grübeln über Schein- und Schattenbilder. Ihn treiben wirre, dunkle Ahnungen vergeblich nach allen Richtungen. Nein, die Erfahrungen im Alltagsleben sind es, die unsere Denkweise bestimmen, und das Gewissen ist die untrügliche Stimme Gottes selbst, die in dem Geringsten wie Höchsten unter uns spricht.

Wenn wir einen Stein ins Wasser werfen, so wird eine vollständige Welle erzeugt, aus welcher immer mehr Wellenringe hervorwachsen, die mit gleichförmiger Geschwindigkeit nach außenhin fortschreiten. Es ist aber nur die Gestalt der Wasserfläche, welche fortschreitet, nicht das Wasser selbst; ohne sie direkt zu berühren, hat der Stein in die stagnanten Gewässer neues Leben gebracht und selbst entfernte Wasserteilchen in eine schwingende Bewegung versetzt. So wirkt der Charakter wie ein unsichtbares, tatkräftiges Medium auf die Umgebung und gelangt mit immer größer werdenden Ketten von Wirkungen zu allen Menschen. Er umfaßt sie, hält sie umschlungen; er wirkt segensreich auf die Mit- und Nachwelt. Der Einfluß, den der Charakter ausübt, ist von diesem so unzertrennbar, wie der Duft von der Blume, oder der Schatten von der Substanz. Wir glauben allein zu sein und wir sind es nie; ungesehen wirken unsere

Lebensweise und Sitten auf andere ein, mit denen wir täglich verkehren. Das kleine Mädchen im Hause Naemanns war die Ursache, daß der große Hauptmann von seinem Aussatze geheilt werden konnte; ja, wir selbst waren neulich Zeugen, wie das Händchen eines Kindes die Mine entzündete, welche die mächtigen Granitfelsen von Hell Gate in Splitter zerschmetterte.

Wohl dir, wenn dein Dasein belebend wirkt und die schlummernde Seele des Mitbruders zum Leben erweckt! Welch hohe Lehre der Tugend, welch unversiegbare Quelle von Tröstungen, welche Mannigfaltigkeit von Beispielen bietet der Charakter! Formen wir ihn nach dem Urbilde des Meisters, und unser christliches Wesen wird seine Kreise unaufhaltsam durch alle Welten ziehen!"

„Wer ist der Verfasser dieser herrlichen Zeilen?" fragte Wilfried, indem er das Zeitungsblatt seinem Begleiter zurückerstattete.

„Es ist Wm. M. Taylor, ein Geistlicher in der oberen Stadt," erwiderte Herr Tompkins. „Ich bin sonst den Predigern unserer Stadt nicht gut, da sie vielfach zu Seiltänzern der Religion geworden sind. Aber über die unerschütterliche Überzeugungstreue dieses Mannes kann kein Zweifel bestehen. Er nennt sein Bethaus nicht Kirche, sondern Tabernakel."

Mitternacht war längst vorüber, und am östlichen Himmel schimmerte die Morgenröte, als unsere Reisenden in New York anlangten.

Zwölftes Kapitel.

Als Wilfried am anderen Tage zum Frühstück herunterkam, lagen zwei Briefe für ihn vor; der eine hatte das Postzeichen seines Heimatlandes, der andere trug die englische Marke. Selbstverständlich erbrach Wilfried zuerst das erstere Schreiben. Es war von Freund Moritz und enthielt auch einen Brief von Frau Klara. Augenscheinlich hatte die gute Mama der Vorsicht halber ihren Brief dem Doktor behufs weiterer Beförderung zugestellt.

Manche Träne mochte zwischen die wenigen Zeilen gefallen sein, aber doch sprach freudige Zuversicht durch dieselben; und ebenso trostreich war die Nachricht, daß die gute Mama sich wieder stärker fühlte. „Manchmal," hieß es in dem Schreiben, „ist mir das Herz noch schwer zum Zerspringen, aber doch kommt der innere Friede allmählich wieder. Aber es fesselt mich nichts mehr in Blauenstein, seitdem auch der greise Pastor, der mich niedergeworfene Frau so oft tröstete, heimgehen durfte. Unser Nachbar, der Kaufmann, will unser Haus käuflich erwerben. Deine Schwestern haben sich verlobt; und ich gedenke ebenfalls nach der Oberamtsstadt überzusiedeln, wo dein künftiger Schwager Robert, den wir alle hochschätzen gelernt haben, die Verwaltung meines Vermögens übernehmen wird." Der Brief schloß mit den zärtlichsten Ausdrücken und mit der flehentlichen Bitte, Wilfried möge sich vor neuen Unüberlegtheiten

hüten, um nicht abermals in Elend und Verderben zu geraten.

Auch Doktor Maurizio hatte geschrieben. Er bekundete seine Freude an Wilfrieds Wohlergehen. „Aber ein Denkzettel gehörte dir, liebster Freund," schloß er, „wenn auch kein Mensch das Recht hatte, dich also zu verunglimpfen. Du schriebst mir, du würdest unter Umständen gesetzliche Schritte gegen deine Verleumder tun. Ich nehme indessen an, daß du dich inzwischen eines Besseren besonnen hast. Deine Verleumder waren nichts anderes als neidisch. Shakespeare nennt den Neid gelb und grün. Der Spaltzüngler aus Australien ist ja längst wieder zu seinen Schnabeltieren zurückgekehrt, und deine Cousine hielt neulich als Frau Wenden ihren Einzug in unsere Hauptstadt. Nur keine romantischen Dummheiten mehr, kein Schwirren im Exzentrischen! Als du damals unter so verfänglichen Umständen verstört und niedergeschmettert zu mir kamst, konnte ich nicht so frei mit dir reden; nun bist du klüger geworden und kannst die Wahrheit hören."

In diesem Augenblicke hörte Wilfried ein lautes Gekreische aus dem oberen Zimmer. Miß Knickerbocker hatte ihre Singübungen wieder aufgenommen. „Gräßlich! O entsetzlich!" rief Wilfried wie Macduff im ersten Auftritt und flüchtete sich nach dem nahen Madison Square, um die Briefe ungestört zu Ende zu lesen. „Gerechter Gott, ist sie von einer heulenden Tarantel gebissen worden? Sei ruhig, liebe Mama, mein Herz wird nicht an diesem Leierkasten hängen bleiben!"

Der zweite Brief war von der Firma Smart & Keen in London und lautete also: „Werter Herr! Es gereicht uns zum großen Vergnügen, Ihnen hiermit die Mitteilung zu machen, daß sich Ihre ehemalige financée, Miß Beatrice Dolores, mit dem reichen Herrn Loving, Sohn des Bankier Loving und Anteilhaber an der Firma Loving & Co. verheiratet hat. Wir gratulieren Ihnen, daß infolge dieser Heirat Ihre Besorgnis vor einer allfälligen Anklage wegen Nichterfüllens des Eheversprechens hinfällig geworden ist. An Ihrer Stelle würden wir auch dem bösen Gerede, das über Sie in Ihrem Heimatorte ergangen ist, keine weitere Wichtigkeit beimessen. Durch die Zeugenaussagen sind Sie glänzend rehabilitiert; die giftigen Pfeile, welche Ihre Verleumder auf Sie abgeschossen, werden auf diese selbst zurückfallen.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sich Ihre künftigen Tage freundlicher gestalten mögen, als die Vergangenheit, zeichnen usw. usw."

Wilfried wischte sich das heiße Gesicht. Die Nachrichten hatten ihn in keinem kleinen Maße gerüttelt. Jetzt schwand die letzte Spur von Furcht, jetzt schwanden alle Bedenken vor seiner Rückkehr nach Europa. Denn bis auf den heutigen Tag war es Wilfried oft wie ein Unrecht vorgekommen, daß er an seine verlassene Braut nicht wenigstens eine tröstliche Zeile gerichtet, nachdem seine Unschuld in der Mordgeschichte an den Tag gekommen war. Aber würde er nicht dadurch abermals in das Netz gefallen sein, dem er auf eine solch seltsame, ja wunderbare Weise entronnen war? Und was

würde das streng papistische Mädchen sagen, was die stirnrunzelnde Madame Dolores, wenn ihr Schwiegersohn der Messe nichts mehr nachfragte!

Nun war das alles vorbei, der Vergangenheit anheim gestellt.

„Gottlob, daß das Fräulein nicht meine Frau geworden ist!“ kam es erleichtert von den Lippen des jungen Mannes. Sie, die Weltdame, das eitle, gefallsüchtige Mädchen, das schon zwei Monate nach dem Tode ihres Verlobten mit einem albernen, geldstolzen Gecken ins Theater fuhr.

Es war ein klarer Augusttag, die Hitze mäßiger, die Luft blau und milde, als Wilfried nach einer kleinen, halben Stunde mit dem Dampfschiff die Manhattaninsel, auf welcher die Stadt New York steht, verließ, und nach Staten Island fuhr. Es waren gesegnete Stunden, die er auf dem schönen Eilande zubrachte. Hatte er nicht alle Ursache, fröhlich zu sein; mußte nicht Dankbarkeit sein Herz erfüllen, Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihn an so vielen Abgründen gütig vorübergeführt hatte. Froh betrat Wilfried die liebliche Insel und wählte den ersten Fußweg, der dem Gehölz zuführte. Der Sommermorgen war so wunderschön, hell. Ein kühlender Ost vom Meere her strich durch das Geäste der Pfirsich- und Maulbeerbäume auf dem Wiesenteppich. So fröhlich war Wilfried schon lange nicht mehr gewesen, er hätte frei aufjauchzen mögen.

Nur einen Kummer hatte er, das in der St. Ignatiuskirche abgelegte Gelübde begleitete ihn überall wie ein Schatten. Er wünschte nichts sehn-

licher, als eine Fessel abzuschütteln, die er sich selbst in einer Anwandlung von bigotter Einseitigkeit und Schwärmerei angelegt hatte. Dennoch graute es ihm, abermals ein Bekenntnis abzuschwören und sich der Gefahr auszusetzen, in eine neue Verirrung des Denkens zu geraten.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, hatte Wilfried jene belaubten Hügel erstiegen, die sich im Rücken des Fort Tompkins der Küste entlang ziehen und den kleinen Silbersee einmeseln. Die lieblichste Landschaft breitete sich vor dem Beschauer aus: Verlockend schimmerten zahlreiche Landhäuser, auf deren laubumrankten Holzpiazzas allabendlich die ermüdeten Städter sich behaglich ergehen. Zu Füßen öffnete sich die fast kreisrunde obere Bucht, auf deren bläulichen Wassern das Bugspriet eines Küstenfahrers wie traumverloren im Morgenduft wiegte. In der Entfernung erhoben sich die Spitzen der Türme und Wolkenkratzer New Yorks wie riesige Gebirgsmassen aus dem Dunste, und auf ihnen verweilte das Farbenspiel des lichten Vormittages. Majestätisch wogte nach Südosten das Meer. Der Rand desselben war mit langen Sandbänken eingefaßt, die in der Sonne weiß glänzten; darüber hinaus weitete sich die Wasserfläche zum unermeßlichen Ozean.

Da zog es leise durch seine Seele wie ein Sehnen nach der Heimat. Wilfried dachte an seine Mutter, an die Seinen, die er in diesem Augenblick mit doppelter Zärtlichkeit liebte. Über ein Jahr war es her, daß seine treue Mutter ihn nicht mehr unter der Zahl der Lebenden geglaubt, Jahre waren

vergangen, seit er ihre Hand gedrückt. Und doch, wenn Not und Verzweiflung seine Seele fassen wollten, war die treue Mutter allezeit sein Schutzgeist gewesen. Es war Wilfried, als lispelte über die glitzernde Wasserfläche eine ferne Stimme an sein Ohr. Nochmals ließ er den Blick mit sehnendem Verlangen über den Ozean gleiten, dann mahnte eine ferne Schiffsglocke an die Heimkehr, und mit bewegtem Herzen verließ er das Eiland.

Längst hatte Wilfried den Wunsch gehegt, die große Stadt Philadelphia aus eigener Anschauung kennen zu lernen; und so bestieg er am Morgen des letzten Ferientages den Zug, welcher in einer guten Stunde von Jersey City nach der Quäkerstadt fuhr. So sehen wir denn Wilfried die Straßen der merkwürdigen Stadt durchwandern, die im im Jahre 1683 aus vier Hütten bestand und heute ebensoviel Flächenraum bedeckt wie die Weltstadt London. Das Stadthaus mit seinem hohen Turme erregte Wilfrieds Aufmerksamkeit, und auch John Wanamakers großartige Stores, in denen man alles vom Bindfaden bis zum Elefantenzahn einhandeln konnte, durfte nicht unberücksichtigt bleiben. Aber innige Freude empfand Wilfried, als er im anspruchslosen Schaufensterchen einer Seitenstraße das alte Büchlein: „Ohne Kreuz keine Krone" entdeckte, welches einst William Penn, Gründer der Stadt Philadelphia, in Zeiten der Not und Verfolgung geschrieben hatte.

Ja, hier war die Stelle, wo vor zweihundert Jahren der Gottesmann an den Ufern des Delaware seine Hütten baute und ihr den schönen Namen

Philadelphia, brüderliche Liebe gab, zum Wahrzeichen der Gesinnung, welche er von seinen Glaubensgenossen erwartete. Hier sollte der sittliche Ernst des Lebens zur Geltung kommen, hier sollten die Lehren des großen Meisters verwirklicht werden und die Sitten der ersten Christenheit wieder in Aufnahme kommen.

Mit dem kleinen Buche, das ihm wie ein kostbarer Schatz schien, begab sich Wilfried in ein Teehaus auf dem Penn Square, ließ sich Tinte und Feder geben und schrieb seinem Wohltäter in Birmingham, William Penn, einen langen Brief. Er berichtete seinem Gönner, was sich seit seiner Abreise aus Birmingham ereignet; dann schilderte er seine Ankunft in New York, seine gedeihliche Stellung im Geschäfte, die Bekanntschaft mit Herrn Tompkins, sowie die allmähliche Änderung seiner Gesinnung. Unter Tränen, mit überströmendem Herzen dankte Wilfried seinem fernen Freunde für alle Liebe und Güte. Aber," schloß Wilfried, „immer will die Vergangenheit noch schwere Schatten in all mein Tun und Denken werfen. Ist es, daß meine Ruhe noch nicht gänzlich wiedergekehrt ist, liegen die dunkeln Schatten begangenen Unrechtes auf mir, oder sind neue Prüfungen notwendig, um mein Gemüt vollständig abzuklären?"

Von der Stätte, wo einst der große William Penn so segensreich gewirkt hatte, sandte Wilfried dessen köstliches Vermächtnis für die Nachwelt „Ohne Kreuz keine Krone" an den Gesinnungsgenossen und Nachfolger des großen Mannes, an

William Penn, der heute im fernen England den Geist der Liebe seines hehren Vorbildes teilte.

Mit dem Ausfluge nach Philadelphia kamen Wilfrieds Ferientage zu Ende. Allerdings hatte er von dieser großen Stadt nicht viel gesehen, aber es war ihm geoffenbart worden, daß Bruderliebe nicht nur Städte und Welten aufbaut, die unzerstörbar sind, sondern auch die Herzen der Menschen vereinigt, selbst wenn Erdteile und Ozeane zwischen ihnen liegen.

Wochen vergingen und Monate, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes zutrug. Herr Tompkins und seine Schwester waren dieselben freundlichen Leutchen geblieben, bei denen sich Wilfried heimelig fühlte. Miß Knickerbockers Singen vermochte noch immer nicht das Herz des jungen Blauensteiners zu erweichen; und schließlich gab es in Amerika noch andere Jünglinge, die mehr Verständnis für Musik besaßen.

Gegen Ende Oktober lief wieder ein Schreiben von Frau Klara ein, welches Doktor Maurizio in üblicher Weise an Wilfried spediert hatte. Die Neuigkeiten erregten Wilfrieds Interesse in nicht geringem Maße: Seine Schwestern hatten vor einigen Wochen Hochzeit gefeiert, eine stille, ruhige Hochzeit, ganz den Umständen entsprechend. So dachte wenigstens Onkel Arved. Frau Klara hatte sich stark genug gefühlt, um der Feier beizuwohnen; und es erregte schier die Verwunderung der geladenen Gäste, daß die bekümmerte Frau die Anstrengungen des Tages so gut ertrug. Ja, als Nichte Lizzie, nunmehrige Frau Wenden, sich eine

sehr unzarte Bemerkung über den verstorbenen Wilfried erlaubte, der zu seinem und zum besten aller aus der irdischen Trübsal erlöst worden sei, hatte sich Frau Klara nicht besonders aufgeregt. Onkel Ernest, der extra aus London zur Feier gekommen war, brachte mit bewegter Stimme einen Toast auf seine Schwester aus, die allerdings viel Schweres erlitten habe, aber im Glück ihrer Töchter neu aufleben werde. Es war eine sehr stille Hochzeitsfeier, und manche heimliche Verstimmung wurde nur durch die Weihe des Tages unterdrückt. Zudem regnete es draußen in Strömen und ein heftiger Nordwestwind durchfröstelte Häuser und Menschen.

Alles das las Wilfried mit gespannter Aufmerksamkeit in Mamas Briefe. Seltsam, die Schwestern hatten häßliches Wetter zur Hochzeit, und hier in New York war die Witterung günstig gewesen — Wilfried erinnerte sich genau an den Tag. Das hat man wenigstens in Nordamerika, daß schöne Tage auf Regen nie ausbleiben, während in Europa oft eine Regenperiode der anderen mit trostloser Regelmäßigkeit folgt.

Am nächsten Sonntage führte Wilfried seinen Vorsatz aus, eine Predigt des Geistlichen Wm. M. Taylor anzuhören; das Lob, welcher Herr Tompkins diesem Manne erteilt hatte, erhielt um so mehr Gewicht, weil der alte Herr sonst nicht immer in den gewähltesten Ausdrücken von der Geistlichkeit sprach.

Das Tabernakel, welches Wilfried betrat, war eine einfach ausgestattete Halle, von derem etwas

erhöhten Vordergrunde Wm. M. Taylor die Ansprache hielt. Dieselbe fesselte Wilfried dermaßen, daß er sofort nach dem Nachhausekommen Wort für Wort niederschrieb. So sind wir auch imstande, diese Erläuterungen über „Größe und Erfolg" in ihrem Sinne wiederzugeben.

„Wenn ich, "begann Wm. M. Taylor, „meiner Betrachtung ein Thema zugrunde lege, das vielleicht eher in den Hörsaal einer Universität paßt, als auf die Kanzel, so laßt mich die Bemerkung vorausschicken, daß diejenige Größe, auf welche ich heute hinweisen möchte, überall und nirgends zu Hause ist. Ja, ich behaupte, daß ein jeder, sei er Uniongeneral oder abgearbeiteter Taglöhner mit schwieligen Händen, dieser Größe teilhaftig werden kann. Und innig mit dieser Größe verbunden steht der Erfolg, von dem ich zu sprechen habe, so daß es unmöglich ist, diese zwei Begriffe von einander zu trennen.

Das Streben, eine gewisse Höhe zu erreichen, heißt Ehrgeiz und ist einem jeden Menschen eigen. Mit einem wilden Enthusiasmus liest der Schüler die epischen Dichtungen und eifert dem Sohne des homerischen Helden nach, immer den anderen überlegen zu sein. Aber mit dem Schwinden des Ehrgeizes ist die Tatkraft der Seele gebrochen, ihre Tätigkeit ist dahin.

Der römische Kaiser Titus machte mit einem jeden Lächeln auch hundert weinende Augen. Das war nicht der Ehrgeiz, der Christum, unser Vorbild erfüllte. Auch Christus nannte es kein Unrecht, der Größte zu sein. Weit entfernt, den Ehr-

geiz im Menschen auszulöschen, entzündete er aber in unserer Brust eine reine, mächtige Flamme, die zu unermüdlicher Tätigkeit anfeuert. Mit Wort und Tat erläuterte Christus, was echte Größe heißt. Das Große seiner Liebe war die Liebe zur Größe; und jenen Menschen, die nach äußerlicher Ehre trachten, gebietet er zu dienen. Fern blieb ihm jener Ehrgeiz, der die Brust eines Xerxes, Cäsar und Napoleon durchtobte und diese Männer zum Fluche Hunderttausender machte. Wahre Größe verwirft den Ehrgeiz nicht, aber er formt ihn in das Bestreben um, die Welt vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange zu veredeln und verklären.

Unsere Dokumente erwachsen erst in Rechtskraft und werden glaubwürdig, wenn sie das amtliche Siegel auf sich haben. So ist der Geist aller wahren Größe die wirksame Kraft, welche unseren guten Willen in Taten umsetzt und ihnen den Stempel der Kanzlei des Gottesreiches aufprägt. Wir gebrauchen sogenannte Fabrikmarken, um die in den Handel gebrachten Waren als von einer gewissen Firma herrührend auszuzeichnen. Wo ein derartiges Zeichen aufgedrückt ist, kann man sofort den Namen des Fabrikanten erkennen. Und so hat auch das Christentum seine Wahrzeichen, aber sie sind weder auf der Stirne seiner Anhänger noch an der Straßenecke aufgeklebt: das Erkennungszeichen des Gottesreiches ist weder ein gotischer Dom noch ein Chorrock.

Viele behaupten, es gebe heutzutage keine Christen mehr oder nur Namenchristen. Wer so

spricht, der gehört allerdings selbst zu dieser Gesellschaft. Was heißt denn das anderes, als daß das Siegel des Geistes unentzifferbar wurde, daß sich sein Hautrelief abflachte und seine Inschrift unleserlich wurde. Du Tor und Blinder! Wenn es keine Christen mehr gibt, warum sorgst du nicht dafür, daß wenigstens wieder einer auf der Welt ist? Warum duldest du diesen unheilvollen Zustand? Werde groß, du Kleinmütiger, werde stark! Oder wie der Dichter mahnt:

Allen Kleinmut eingestellt, — zweifle nicht an besserer Welt!
Alle Feigheit eingestellt, — wirke für die bessere Welt!
Alle Selbstsucht eingestellt, — sterbe für die bessere Welt!

So ist denn Größe nicht ein Rang, ein Stand, nicht ein Demonstrieren dieses oder jenes Bekenntnisses, sondern unser Tun und Wesen selbst, dem der Geist des Höchsten seinen Stempel aufdrückt und Gott in ihm offenbart. Das nenne ich wahre Größe, nach welcher wir alle, ohne Unterschied des Ranges und der Person streben können.

Man nennt den Kaufmann erfolgreich, dem es gelang, große Geldsummen anzuhäufen; der Ruhm desjenigen Schriftstellers erschallt, dessen Werke zu Tausenden von Exemplaren zirkulieren, und so ist es in allen, sagen wir, Departements des Inneren, der Geistestätigkeit. Ja, es werden selbst Broschüren über „Selbsthilfe“ und „Wie zum Ziele zu gelangen“ geschrieben; man kann die „beste

Auskunft, wie die oberste Sprosse zu erreichen" für einige Cents einhandeln. Allein, frage ich mit einem Weltkundigen, was hilft denn alles Philosophieren und Dozieren, wenn der Mensch nicht zugleich eine wahre Größe vor Augen behält?

Der Dichter ist als Dichter geboren, nicht herangebildet, die gottbegnadigte Sängerin verdankt den Zauber ihrer Stimme nicht dem wiederholten Absingen der Tonleiter; wohl vermag der kunstvolle Unterricht in der Musikschule die Stimme der Begabten richtig zu bilden, aber nie zu schaffen. Gerade das ist's aber, was heutzutage stets übersehen wird, wie Drummond sagt: Mit Eisenstangen und Schweiß hoffen wir Fernes und Großes zu vollbringen. Aber auf diesem Wege wird leider nichts erreicht, als ein Pfund Minderung unseres eigenen Gewichtes. — Ja, das ist's, meine Freunde, erfolgreich zu werden ist unsere Sucht, und wir übersehen dabei die wahrhafte Größe, die jedem so nahe liegt und mühelos erreicht werden kann.

Denn diese Größe ist kein wolkenumhüllter Olymp, auf dem nur Götter weilen, keine unerreichbare Höhe; nein, Gott sei Dank, wir alle können sie erklimmen, der Ärmste, so gut wie der Vermögliche, der Schwachsinnige gleich dem Talentvollen, der Blinde wie der Hellsehende: wo draußen in der Welt einer seinem Mitmenschen freundlich naht und ein Glücklicher dem leidenden Bruder die Hand drückt. Neulich bezeichnete ein Redner unserer Schuljugend die höchste Stelle im Lande

als das Ziel, nach welchem alle zu streben hätten; aber der Mann vergaß, daß wir im Zeitraume von vier Jahren nur einen Präsidenten der Republik ernennen können, daß also diese Ehre nur wenigen widerfahren kann. Daß doch alle Freiheitspropheten und Unzufriedenen ihren willfährigen Zuhörern diese Wahrheit nicht vorenthalten wollten; daß doch die höchste Ehre, der christliche Geist, die Quelle aller wahren Größe, in einem jeden von uns einziehen möchte, auf daß wir in der uns beschiedenen Stellung Großes wirken!

Und diese Größe haucht einen Geist des seligsten Friedens. Ich leugne nicht, daß auch unter den Großen dieser Erde manche gewesen sind, welche mit Genugtuung auf ihr Leben zurückschauen durften. Aber, wie oft sehen wir nur Eitles in ihren Worten und Taten, wie häufig log das vielverheißende Grün in den Zweigen und Kronen der Riesenbäume Kraft und Gedeihen vor, während der gewaltige Stamm längst dem Absterben verfallen war! Das neue Weltreich Alexanders stürzte unmittelbar nach des Gründers Tode in sich zusammen. Durch die gesamte Weltliteratur geht ein gewisser Klageton der erfolggekrönten Männer, welche selbst im Erfolg nur Enttäuschung fanden. Als der Preis gewonnen war, verlor er seinen Reiz; was als herrliche Frucht winkte, schmerzte unsere Zähne wie pulveriger Bimsstein. Sollen wir nach öffentlichen Ehrenbezeugungen schmachten, die nichts anderes als heimliche Flüche und Verwünschungen bedeuten? „Wehe!“ rief ein be-

rühmter General, als man ihm die zahlreichen Toten zeigte, „diese sind der Preis meiner glorreichen Siege!“ Selbst ein Napoleon stöhnte beim Anblicke des Leichenfeldes wehklagend und überließ sich den ganzen Tag den ernstesten Betrachtungen.

So steigen die Menschen oft vermeintlich und fallen in Wirklichkeit, indem sie andere in den Staub treten. Das nennen wir Scheingröße, ein vorübergehendes Großfeuer, aber niemals ein mildes, erwärmendes Licht. Unser Triumph sei rein: lasset uns den Sieg nicht über, sondern für den Mitmenschen erfechten. Der Weg zu dieser Größe geht nicht über Schlachtfelder; lärmende Demonstrationen und pompöse Anschlagzettel sind falsche Wegweiser; und aus Verleumdungen und Umtrieben erwachsen jene düsteren Gestalten, die wir Scheinhelden nennen. Paulus wirkte überall segensreich, wo Sulla und Cäsar Jammer und Elend hinter sich gelassen hatten. Schauet auf das segenreiche Wirken des Meisters selbst, der umherging, Gutes zu tun. Zahllos und mannigfaltig sind die Gelegenheiten im Alltagsleben, wo der Christ nicht müde wird, seine Größe tatkräftig zu bekunden. So folgern wir aus dem Gesagten, daß echte Größe nur dort zu finden ist; und daß es um jeden Ruhm getan ist, den sich der Talentvollste im Volke erwerben konnte, wenn dieser nicht zu jenen vortrefflichen Geistern gehört, bei denen sittlicher Ernst und freundliches Wohlwollen die Triebfeder ihrer Handlungen bildete.

So erhaben aber die echte Größe des Menschen

erscheint, so gewaltig ist auch ihr Erfolg. Zwar scheint oft das Wirken des Christen recht ungedeihlich, ja, es will ihm vorkommen, als ob aller Segen von seinem Beginnen gewichen sei. Heinrich Pestalozzi liebte das arme Volk mit edler Leidenschaft, aber alle seine Unternehmen wollten nicht gedeihen. Aber dennoch ging eine köstliche Saat aus seinem Leben heraus: Liebe und Begeisterung für die Erziehung der Jugend, für die sittliche Hebung des Volkes, die er in den weitesten Weltkreisen weckte. Christus hatte nicht, wo sein Haupt hinlegen, und mußte den bitteren Kelch bis auf die Hefe trinken; aber, frage ich, wo ist er, der gleich ihm im Tode über Tod und Leben triumphierte? Das ist der Erfolg des Mißerfolges, dessen sich weder Eisenbahnkönige noch Feldmarschälle zu rühmen vermögen.

Wie viele Kirchen sehen wir heute reich begütert und mit der ganzen Maschinerie ausgerüstet, welche zur Verbreitung des Gottesreiches notwendig ist! Sie haben den Namen, daß sie leben, und doch ist ihnen der Totenschein ausgestellt, weil sie durch ihre eingebildete Heiligkeit den eigenen Nutzen suchen, anstatt durch wirkliche Heiligkeit anderen nützen. Sie arbeiten von einem Punkte in der Peripherie, anstatt vom Zentrum aus. Gewisse Formen und Gebräuche müssen allerdings bestehen, aber das Heiligste in Formeln einzuzwängen, ist unheilig und unzulänglich. Wenn ein Mann das ihm anvertraute Gut mißbraucht oder entwendet, so kann er keineswegs zu seiner Entschuldigung sagen: „Ich besuchte zur Sühne alle Sonntage die

Kirche, ich verwende große Summen für religiöse Zwecke". Oder aber: „Selbst wenn ich das Familienglück der Meinigen mit Füßen trete und die Erziehung der Kinder vernachlässige, ist die Liebe zum Vaterlande in mir nicht erloschen, weil ich bei allen patriotischen Festen begeistert die nationale Standarte schwinge." Fort, fort mit solch elenden Ausflüchten! Lasset uns nicht vergessen, daß der höchste Tribut, den wir der Kirche und dem Lande entrichten können, unsere eigene Heiligkeit ist.

Als heute morgen die Sonne über unserer Stadt aufging, vermochte sie dieselbe nur matt zu beleuchten; und doch ist es dasselbe Licht, das im ersten Schimmer der Dämmerung wie in der wärmenden Mittagssonne herniederstrahlt. Es spiegelt sich im Lächeln des Kindleins auf der Mutter Schoß wie im Brennglase des Astronomen, der die Himmel ausforscht. So steigt der Himmel selbst in alle Häuser und Herzen hernieder, milde leuchtend und überirdisch strahlend, mit purpurnem Schimmer wie mit einem feurigen Lichtermeere. Hier erwärmt er nur, während er dort zündet; aber uns allen, die wir die Augen nicht abwenden, versetzt er in Entzücken. Verstehet mich wohl, ich rede vom Himmel nicht als von einem Orte jenseits der Wolken, wo nach der Meinung vieler der Allmächtige auf einem goldenen Strahlenthrone wohnt. Nein, du trägst vielmehr den Himmel oder die Hölle in deinem Tun in dir. Die Hölle ist die Unachtung unseres Geistes, der sich von dem Heilig Erhabenen abgewendet hat, und die Glück-

seligkeit der wahren Größe nicht mehr erkennen kann.

Liebe Freunde — schloß Wm. M. Taylor — laßt mich meine Betrachtungen mit einem Bilde aus dem Alltagsleben zu Ende bringen. Wer von euch hat nicht schon die Pein einer schlaflosen Nacht erfahren! Mitternacht ist längst vorbei, aber der Schlaf, nach dem wir halb krank lechzen, scheint uns um so widerspenstiger zu fliehen, je ängstlicher wir bemüht sind, ihn an unser Kopfkissen zu fesseln. Aber wenn wir unsere Gedanken ferne schweifen lassen, weit von uns abgewendet, siehe, dann naht der Engel der Nacht unserer Schlafstätte und lullt unser Denken und Sinnen in die süße Ruhe. Je eifriger wir über unser eigenes Glück nachsinnen und uns abmühen, desto erfolgloser wird das Bestreben sein, es zu erlangen. Wenn wir aber nur für das Wohl anderer bedacht sind, dann wird unvermerkt Glückseligkeit und Friede bei uns einziehen. Lasset uns die heilige Stadt, das himmlische Jerusalem mit seinen Toren und Mauern aus Edelstein in unseren Herzen aufbauen, dann werden wir zu Helden werden und jene erhabene Größe erreichen, auf welche der Meister unser aller mit Wort und Tat hingewiesen hat!"

Dreizehntes Kapitel.

„Nun, wie hat Ihnen das Tabernakel gefallen?“ fragte am anderen Morgen Herr Tompkins seinen jungen Freund.

„Gefallen!“ versetzte Wilfried eifrig, „wie können Sie noch fragen, mein lieber Herr, der muß einen seltsamen Geschmack sein eigen nennen, dem eine solche Rede nicht einleuchtet.“

„Allerdings,“ meinte der alte Herr, indem er eine Zigarre in Brand steckte, „auch mir gefällt sehr vieles in seinen Äußerungen, sie sind reich an Darstellungen und enthalten eine wahre Gedankenfülle in der reinsten Sprache.“

Seit dieser Predigt verfiel Wilfried wieder in tiefes Nachdenken. Sonderbar, weder William Penn, noch Jerry Mc Auley, noch Wm. M. Taylor hatten von der heiligen Teresa und Sankt Benedikt gesprochen, und dennoch ohne beobachtetes Pathos und Zeremoniell klar dargelegt, wie jeder Mensch im täglichen Leben zum Heiligen werden kann. Das ist ja das Elend der Dogmatik, klagt mit Recht ein tiefsinniger Denker, daß sie uns lehren will, was nur das Leben gibt. Wieder überflog eine dunkle Röte Wilfrieds Antlitz, als er an frühere Zeiten dachte. Mit Trauer und mit Freude, mit Beschämung und mit Genugtuung überschaute er die Vergangenheit. Er hatte viel gesündigt, war sich zahlloser Torheiten bewußt, aber eine gütige Vorsehung hatte noch zu rechter Zeit Licht in die Finsternis gebracht und ihn vor einer Unfreiheit

zu bewahren gesucht, an die er nur mit Beben heute denken mochte. Und aus all dem Wirbel heraus gestaltete sich stärker und stärker Wilfrieds Sehnsucht, eine Form der Anbetung wieder aufzugeben, die stets Form bleiben muß. Denn er fühlte es, mit all ihren flimmernden Verzierungen bleibt doch die römische Kirche ein fortwährender Angriff auf die freie Gestaltung unseres Denkvermögens, und die kleinste Abweichung von ihren Lehrsätzen bedeutet für sie Häresie und Unglaube.

Wenn er nur Herrn Taylor sprechen könnte; der klardenkende Mann müßte ihm raten, aus der Klemme helfen! Aber die berühmten Männer sind nicht alle Tage zu sprechen, da gilt es, Einführungen vorzuweisen, den Vielbeschäftigten nicht überlästig zu werden; und Wilfried war zu bescheiden, sich aufdrängen zu wollen, obschon er sogar das Fingerzeichen eines vielgenannten Kardinales auf seiner Stirne trug.

Ein glücklicher Umstand half Wilfried über die Schwierigkeiten hinaus. Er hatte seit einiger Zeit auf Anraten des Herrn Tompkins das Versammlungslokal ernst gesinnter Jünglinge besucht, welches jedem alleinstehenden jungen Manne, der fern von der Heimat das Familienleben entbehren muß, offen stand. In dem palastähnlichen Gebäude waren in Lesesälen die Zeitungen der ganzen Welt aufgelegt; eine Bibliothek stand den Besuchern zur Verfügung; Turn- und Schwimmhallen wurden von den jungen Leuten gerne benutzt, und Abendunterhaltungen mit gesundem Humor brachten hie und da angenehme Abwechselung. Gerne gewährte die

Verwaltung des Hauses auch, wenn es gewünscht wurde, eine Einführung an diesen oder jenen Geistlichen der Stadt, vorausgesetzt, daß diese Vergünstigung nicht zu Bettelei mißbraucht werden sollte.

Erfreut machte Wilfried von dieser Verfügung Gebrauch, obschon der Sekretär nicht weniges Erstaunen äußerte, als dieser junge Mann bei keinem Geringeren eingeführt sein wollte, als gerade bei dem bekannten Prediger Taylor. Wenn Herr Taylor nur nicht beschäftigt ist oder Besuch hat, dachte Wilfried, sonst weist er mich ab, wie einst jener Geistliche der Magdalenenkirche.

Nichts von seinen Befürchtungen traf zu. Allerdings hieß man Wilfried nicht mit derselben gewinnenden Herzlichkeit willkommen, die ihn beim ersten Besuche des St. Ignatiusklosters entzückt hatte; aber es widerfuhr ihm auch nicht die schroffe Abweisung, die Wilfried bei dem hochkirchlichen Anglikaner so tief verletzte. Herr Taylor saß am Fenster seines Studierzimmers und betrachtete den Himmel, der fast bis zum Zenithe vom Purpur der untergehenden Sonne widerglühte. Da klopfte es, und ein junger Mann wurde hineingewiesen.

„Was wünschen Sie?" sagte der alte Herr mit fragendem Gesicht, aber nicht in unfreundlichem Tone.

Wilfried überreichte die Karte des Sekretärs. Anfänglich langsam und zögernd, dann gefaßter, erzählte er, was ihn hieher gebracht hatte, entwarf in gedrängten Zügen ein Bild seiner Vergangenheit und schloß mit den bewegten Worten: „Ich war in einer Gefangenschaft Leibes und der

Seele, aber das Beispiel und die Worte edler Männer zeigten mir die Freiheit, und dennoch weiß ich keinen Ausweg aus den Fesseln!"

„Mit doppelt verklärtem Glanze leuchtet die Sonne in die dunkeln Kerkermauern," sagte Wm. M. Taylor, „und enthüllt täglich neue Schönheiten, an denen wir ehedem gleichgültig vorbeiliefen. Nun also, wenn uns das Kreuz gesegnet sein soll, so laßt es uns nicht durch törichte Klagen noch schärfer erscheinen! Durch unser gewaltsames Zerren wird der Knoten nur fester geknüpft. Das ungestüme Pferd, welches seine Halfter nicht tragen will, verfängt sich in derselben und erstickt. Ein tiefer Sinn liegt jener Anekdote von dem Star zugrunde, welcher ungeduldig im Käfig flatterte und die Flügel brach; aber der gelehrige Kanarienvogel saß derweilen auf seinem Stäbchen und sang, als wollte er die Lerche am Himmelsgewölbe beschämen, und rührte seine Herrin dermaßen, daß sie den Käfig öffnete und ihrem Lieblinge das ganze Zimmer zum Fliegen überließ. So sieht Gott in einem jeden von uns das göttliche Wesen, zu welchem er uns berufen hat, gerade wie das Auge des Künstlers im Marmorblocke des Steinbruches die wunderbar schönen Züge des auszumeißelnden Brustbildes erschaut. So sind denn alle Prüfungen und Schicksale gleichsam die Werkzeuge des Bildhauers: ein jeder Hammerschlag entfernt diese, jene scharfe Kante und formt neue Schönheiten."

Nur selten hat es ein Mann verstanden, so aus dem Herzen zu sprechen wie Wm. M. Taylor,

und füglich konnten seine Reden goldene Halsbänder genannt werden, in denen Diamanten und echte Perlen in steter Reihenfolge eingeschoben waren. Er ließ sich niemals in Erörterungen über dogmatische Fragen ein und vermied es geflissentlich, auf die Vorzüge oder Nachteile der verschiedenen Konfessionen hinzuweisen. Er suchte nicht, für andere die Rätsel über Gott und Menschen in ihrem ganzen Umfange zu lösen; er handelte nach dem Grundsatze, daß ein jeder Mensch Gott und sich selbst kennen lernen müsse. „So beklagen wir oft," sagte Wm. M. Taylor, „einen widrigen Wind, eine Krankheit, ein Mißgeschick, das uns verhinderte, eine Arbeit zu vollenden; aber siehe da, gerade diese Unterbrechung mußte zur Ursache werden, daß wir dieses Werk allerdings später, aber in viel vollkommener Weise, als wir sie ursprünglich vor uns hatten, vor die Öffentlichkeit bringen konnten. Die Arbeit reifte gehörig aus; und manches, was uns ursprünglich entzückte, mußte einer weiseren Auffassung weichen. Ja, wir gestehen nun selbst, daß dieses Werk in seiner ersten Form nur Verdruß und Enttäuschung gebracht haben würde. Das Kreuz soll uns über die kleinlichen Dinge hinwegheben, „daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine". Das Fallenlassen einer Puppe macht das Kind untröstlich; aber der erfahrene Matrose, welcher schon in mehr als einem Schiffbruche war, läßt sich nicht von einer Sommerböe einschüchtern, sondern kämpft in der gefahrvollsten Lage mit eiserner Faust bis zu Ende. Er wird seinen Kopf in er-

neuter Gefahr nie verlieren, sondern sieht inmitten des Sturmes die sonnenbeschienene Küste."

Solche aufmunternde Worte redete Wm. M. Taylor. Daß auch er eine wunderbare Straße gegangen war und manches Böse sich zum Guten gewandt hatte, lernte Wilfried in dieser Abendstunde lebhafter als jemals einsehen. „Ja," rief er, „es ist, wie Sie sagen, daß erst Leid und Weh uns zum Nachdenken auffordern. Aber —" fügte er in fast bitterem Tone hinzu, „so groß auch meine Schuld war, meine Prüfungen waren derart, daß ich nur mit Entsetzen daran denke. Mein Trost ist der, daß das Geschehene wie eine schreckliche, wilde Vision niemals wiederkehren kann. Um keinen Preis möchte ich die Vergangenheit Gegenwart nennen!"

„Nicht um alle Welt!" lächelte Wm. M. Taylor. „Gott sei gedankt!" ruft der aus dem Theaterbrand Gerettete, der noch immer das Knistern des Flammenmeeres hört, das ihn zu verschlingen drohte. Jenem gellt noch immer das Krachen der einstürzenden Brücke in die Ohren oder das Donnern des Bergsturzes, von dem er Zeuge war. Mit einer fast leidenschaftlichen Heftigkeit rufen wir alle nach überstandener Gefahr „Gott sei Preis und Dank, daß alles vorbei ist!" und Trost und Beruhigung liegt in dem Bewußtsein, daß wir diesen schlimmen Pfad nicht mehr wandeln müssen. Und das höchste Ziel, wohin uns Trübsal führen kann, ist, daß wir Gutes und Böses erkennen lernten und uns ganz zu Gott wenden."

Es war spät geworden. Ein tiefklarer Sternen-

himmel strahlte Wilfried entgegen, und in Ruhe und Schweigen lag die Riesenstadt. Eine Uhr auf dem nahen Kirchturme schlug die elfte Stunde. Erst auf dem Nachhauseweg fiel Wilfried der eigentliche Zweck seines Besuches bei Wm. M. Taylor ein, er wollte sich ja mit dem hochangesehenen Manne über den Austritt aus der römischen Kirche beraten; aber Wm. M. Taylor hatte kein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen, ja, es schien, als wollte er es geflissentlich vermeiden, über derartige Dinge zu sprechen.

Längst war der Herbst eingezogen. Der Indianersommer kleidete die Laubholzwälder in ein Gepränge bunter Farben, wie sie in solch brennender Pracht nur in Nordamerika und namentlich im Gebiete der großen Seen gesehen werden. Leise fielen die Blätter von den Bäumen, und bald deckte der Winter das ganze Land wie mit einem Leichentuche zu. Aber drinnen im Herzen sproßte und knospete es, vom freudigen Strahl des Lichtes getroffen; und als es auch draußen wieder Frühling werden wollte und die Natur erwachte, da strahlte die Sonne auf ein trübes Menschenantlitz, so daß auch es aufleuchtete in Freude über den verlorenen und wiedergefundenen Frieden.

Ja, seit Menschengedenken hatte kein Frühling mit solcher Pracht seinen Einzug gehalten wie dieser. Vor dem Ende März wurde der Hudson nicht frei vom Eise, dann aber trat so plötzlich Tauwetter ein, daß die starre Hülle des Flusses sich in Bewegung setzte, und wenige Tage genügten, das Treibeis gänzlich zu schmelzen. Der Schnee war

ganz verschwunden, die Wiesen der Parks kleideten sich mit ihrem frischen Grün, und es blühte an allen Enden.

Wilfried arbeitete im Geschäfte wie zuvor zur Zufriedenheit seines Prinzipales, ohne daß es ihm gelungen wäre, die besondere Gunst seiner Mitangestellten zu erlangen. Freilich mußte er auch mancherlei Neckereien und Zurücksetzung erfahren, aber man konnte dem fleißigen Jungen, der niemandem etwas in den Weg legte, nichts anhaben. Jetzt trat die sogenannte stille Zeit, nämlich der Vorsommer, ein. Wilfried verlangte für diesen Sommer keine Ferien, ein einziger Tag Urlaub war alles, was er sich ausbat, da er den berühmten Friedhof zu Greenwood besuchen wollte. Herr Tompkins weilte seit einiger Zeit im Norden des Staates New York; und seine Nichte Miß Knickerbocker war inzwischen die glückliche Braut eines irländischen Kapellmeisters aus Killaloe geworden, der mit ihren Talenten in Amerika Karriere zu machen hoffte.

Es war ein herrlicher Junitag, als Wilfried über die neue Brücke nach Brooklyn schritt, um die nicht allzugroße Entfernung zum Friedhofe zu Fuß zurückzulegen. Um rechtzeitig zum Ziele zu gelangen, betrat er einige abgelegene Seitenstraßen. Eine Viertelstunde mochte er gegangen sein, als er die Entdeckung machte, daß er verirrt war. Er befand sich in einer Sackgasse, und schon wollte er umkehren, als aus einer nahen Kirche Orgelklang an sein Ohr tönte. Neugierig betrat Wilfried das düstere Gebäude und erblickte eine große Anzahl

Menschen, die sich dem Chore näherten. Weiß gekleidete Mädchen streuten Blumen, und unter einem Schellenbaldachin wankte der dicke Priester einher.

„Was gibt es denn hier?" fragte ein Neugieriger, den das Menschengedränge ebenfalls zum Eintritt in die Kirche veranlaßt hatte.

„On promène le bon Dieu," erwiederte der Andächtige, der aus Unterkanada stammte.

Leise, unbemerkt verließ Wilfried das Gebäude in dem Augenblicke, als die Spitze der klingelnden Prozession das Allerheiligste hinter dem Gitter erreichte. „Trage Gott in dir und nicht vor dir her," murmelte Wilfried. Nun lenkte er seine Schritte nicht mehr nach dem reichgeschmückten Totenfelde, sondern sein Gang war zu Wm. M. Taylor. Wilfried war entschlossen, eine Schranke zu beseitigen, welche er sich aufgebaut hatte. Der hohe Mann sollte ihm das letzte Hindernis zur vollen Denkfreiheit aus dem Wege räumen helfen.

Und gesegnet war diese Stunde, die letzte, welche Wilfried bei dem treuen Seelsorger zubringen durfte. Ihm schilderte er den peinlichen Eindruck, den ihm der heutige Morgen hinterlassen hatte, ihm sprach er auch den festen Entschluß aus, hinfort auf jede Bevormundung durch Menschensatzung zu verzichten.

„Es kommt mir nicht zu," sagte Wm. M. Taylor, „über Eigentümlichkeiten dieser oder jener Konfession zu Gericht zu sitzen. Vor allem müssen wir uns hüten, den Mann des Formenkrams, den Pharisäer in der Bibel, einen Heuchler zu nennen. Das wäre absolut falsch. Die Pharisäer waren eben-

sowenig Heuchler wie Ignatius Loyala oder der Ketzerrichter Peter von Arbeus. Alle diese Fanatiker kursierten falsche Münzen in der Meinung, echte zu halten; und das Falsche lag nicht sowohl in ihrem Tun als vielmehr in dem Systeme, das sie gefangen hielt. Der Irrtum der Pharisäer war nicht oberflächlich, sondern fundamental. Sie trachteten nicht auf unlautere Weise nach dem, was richtig war, sondern sie strebten voll Ehrlichkeit nach einem falschen Ziele. Sie bauten, wie Jesus sagte, auf eine Schicht Sand, auf Formalismus, anstatt auf den festen, widerstandsfähigen Fels, auf die wahre Seelengröße. Die Pharisäer glaubten wirklich an ihre Heiligkeit und eiferten für dieselbe; aber diese vermeintliche Heiligkeit war ihrem innersten Wesen nach heuchlerisch, weil sie nur in Formen bestand und nicht in der Größe des Menschen selbst.

Anstatt den Gottesdienst zum Unterbau aller Tugenden zu machen, destillierte das äußere Kirchentum aus der göttlichen Heilsbotschaft eine Serie von Litaneien und Liturgien heraus und hielt dieselben für den Inbegriff aller Religion. Aber gerade jene peinlich genaue Anbetung eines Formalismus schuf in den Pharisäern den Glauben, daß es mit einem jeden gut stehe, so lange er sich keiner Abirrung von dem Krimskrams ihrer Satzungen zu beklagen hatte. Und was war die natürliche Folge dieser fehlerhaften Auffassung? Eine Todesstarre mitten im Leben, die bei allem Ringen und Streben nach Fortschritt den Weg dazu verrammelte; eine verhängnisvolle Selbstgerechtig-

keit, die allen draußen Stehenden den Zutritt zum Himmelreiche verwehrte. Ein jeder Appell an die Gefühle der Pharisäer prallte wie von einer Mauer ab, denn aus der bloßen Kundgebung von Gottesverehrung war der Kultus der Gott ihres Herzens geworden; das Leben erstarb und die Form blieb.

So wirkt jedes Pharisäertum entnervend statt regenerierend, es gleicht, wie der Poet es nannte, der Ruhe eines Kirchhofes. Gewiß waren die Begründer der großen mönchischen Orden gottesfürchtige Männer; aber als die Jahrhunderte dahinrollten, verflüchtigte sich alles geistige Leben und nur die pharisäische Versteinerung ihrer Stiftungen blieb zurück. Hüten wir uns, daß unser irdisches Dasein nicht zum Fossil unseres erstarrten Christentums werde!"

Alles das war so klar, so einfach und schön, daß Wilfried sich nur wunderte, wie es möglich gewesen, daß er so manche seiner Taten nicht gleich in diesem Lichte betrachten konnte. Gedankenvoll blickte er vor sich hin, wie in ein tiefes Sinnen verloren.

„Herr Taylor," unterbrach er endlich das Schweigen, „meine Sehnsucht nach der Heimat wächst mit jedem Tage, der Zeitpunkt meiner Abreise naht. Aber —" fügte Wilfried mit zögernder Stimme hinzu — „ich bin ein Schuldbewußter, der aus reuevollem Herzen sein Unrecht bekennt. Glauben Sie, daß es mir gestattet sein wird, in der menschlichen Gesellschaft, die mich ausgestoßen hat, wieder eine geachtete Stellung einzunehmen?"

„Ich glaube es nicht nur, ich weiß es," versetzte

der würdige Mann. „Wer an schlimmen Erinnerungen krankt, der soll frei büßen, so schmerzlich auch die Rute des öffentlichen Tadels erscheinen mag. Es sind die Folgen des Unrechtes, welche selbst den mit den edelsten Fähigkeiten ausgerüsteten Menschen hindern, jene ideale Stellung einzunehmen, für welche ihn Gott geschaffen hatte. Aber wer so aufrichtig bereute wie Sie, mein lieber Freund, der wird dennoch eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreichen, wenn dieselbe auch nicht mehr so erhabener Natur ist, wie jene, für die er ursprünglich bestimmt war."

Noch vielerlei erläuterte Wm. M. Taylor seinem jungen Freunde, der wiederholt seinen Wunsch aussprach, der päpstlichen Kirche auf immer zu entsagen. Wm. M. Taylor, der, wie wir wissen, jeder Kundgebung und Zeremonie vor der Öffentkeit abhold war, empfahl Wilfried als die den Umständen entsprechendste Lösung der Schwierigkeit, seinen Austritt aus der römischen Kirche in einer schriftlichen Erklärung darzutun: „Der evangelische Pfarrer in Brooklyn, der, wenn ich nicht irre, aus Ihrer Gegend stammt, wird sich ohne Zweifel gerne als Zeuge Ihrer Unterschrift herbeilassen."

Und so geschah es auch. Wilfried verabschiedete sich von seinem neuen Freunde und schrieb zu Hause seine kurz abgefaßte Erklärung. Ohne Sang, ohne Anschlagen der Glocken vollzog sich die ganze Sache. Schweigsam, aber scharf und kräftig und mit fast trotziger, herausfordernder Miene, nahm Wilfried die Feder und schrieb seinen Namen. Ihm

folgten Herr Tompkins und der deutschsprechende Pfarrer, die beide ihre Namen neben Wilfrieds Unterschrift setzten.

Mit fester Hand versiegelte Wilfried das Schriftstück, nachdem er es noch einmal gelesen; dann schritt er nach dem Hauptpostamte, wo er das Dokument als eingeschriebenen Wertbrief, adressiert an den hochwürdigen Prior der St. Ignatiuskirche, London SW., einhändigte.

Schweigend traten Herr Tompkins und Wilfried den Rückweg nach Hause an. Als die beiden die Hauptstraße von Brooklyn entlang schritten, sahen sie in einer Seitengasse ein Haus schön erleuchtet, und eine Menge Menschen standen und betrachteten die vielfachen Lichtlein, die an demselben prangten. Fragend wendete sich Wilfried an seinen Begleiter.

„Heute ist der Geburtstag des bekannten Kanzelredners Henry Ward Beecher," erklärte Herr Tompkins, „die Illumination gilt indessen ebensowohl seiner Schwester, der Frau Harriet Beecher-Stowe, der unermüdlichen Vorkämpferin gegen die Sklaverei." Uncle Toms Cabin, Onkel Toms Hütte, stand in leuchtenden Buchstaben über der Hauptpforte angeschrieben.

„Ja," rief Wilfried, „Aufhebung der Sklaverei! Setzet auch noch hinzu, Befreiung vom Joche aller menschlichen Systeme und Institutionen, die sich eine Heiligkeit anmaßen, die nirgends als in ihren hochtönenden Namen zu finden ist."

„Und Befreiung vom heiligen Tammany!" ergänzte der alte Herr Tompkins lächelnd.

Vierzehntes Kapitel.

Die heiße Sommerglut eines wolkenlosen Augusttages war über die Landschaft ausgegossen. Weithin dehnte sich die spiegelglatte Wasserfläche des Eriesees; stolze Fluten entströmten dem Binnenmeere und wallten in majestätischer Ruhe jener Gegend zu, wo die Natur eine ihrer gewaltigsten Werkstätten aufgeschlagen hat und in elementarer Kraft riesenmäßiger wirkt, als vielleicht an irgend einem anderen Orte dieses Planeten.

Über die Brüstung hart an dem jähen Abgrunde, von welcher man einen trefflichen Anblick des Niagarafalles genießt, lehnte ein junger Mann und schaute traumverloren in das schäumende Chaos. Tosend stürzte die Flut als solide Wassersäule die senkrechte Kalksteinwand hinunter, und die aus dem Schlund emporsteigenden Dunstmassen benetzten die baumbewachsene Regenbogeninsel ohne Unterlaß mit ihren Tautropfen. Weithin dehnte sich die prächtige Kurve des Hufeisenfalles zum kanadischen Ufer, welches von dem Kloster zum Heiligen Herzen Jesu flankiert wurde.

Der junge Mann, der träumerisch in die Szene schaute und sich von derselben schier nicht trennen mochte, war Wilfried. Er hatte der Sehnsucht nach der Heimat nicht länger widerstehen können; und nun, da das letzte Hindernis aus dem Wege geräumt war, hielt es ihn nicht länger im fremden Lande.

Mit sichtlichem Mißvergnügen hatte Wilfrieds

Arbeitgeber in New York die Abreise seines arbeitsamen Angestellten gesehen. Aber es war dem Boß ein leichtes, dem eingetretenen Umstande Rechnung zu tragen; es gibt ja bekanntlich in New York zu jeder Zeit zahlreiche Arbeitskräfte, die sich zu allem verwenden lassen. Viel herzlicher, ja schmerzlich war Wilfrieds Abschied von dem würdigen Wm. M. Taylor; zum letztenmal hatte er auch dem trefflichen Herr Tompkins die Hand gedrückt, dann riß er sich los und bestieg den Eisenbahnzug.

New York lag hinter ihm; aber seine Empfindungen, o, wie sehr waren sie von denen verschieden, die beim ersten Anblick dieser gleichsam schwimmenden, in ihrer Art einzigen Stadt in ihm entstanden! Nur schwer gab sich Wilfried zufrieden, daß das Los der Trennung von den vortrefflichen Menschen, welche die gütige Vorsehung ihm zugeführt hatte, ihn vielleicht auf ewig von ihrer Seite riß. Aber dankbar gedachte er ihrer Worte, die gleich erwärmenden Sonnenstrahlen die Eiskruste in seinem Herzen gebrochen hatten. Ja, er selbst hatte einst inmitten starrer Winterkälte die neue Welt betreten, aber der Frost war gewichen, und auch in seinem Herzen hatte der Frühling Einzug gehalten.

Am Abend eines heißen Sommertages verließ Wilfried die Weltstadt und gelangte nach einer unbehaglichen Reise im Schlafwagen morgens nach der Station Niagara. Rasch enteilte er dem ausgedörrten, staubigen Wagen, um das Quartier auf-

zusuchen, das ihm der vorsorgliche Herr Tompkins als das passendste empfohlen hatte. „Es ist eine ältere Frau, die Zimmer vermietet, und ihre Tochter hält unfern der Station einen Krämerladen.“ Mit diesem Reisepaß ausgerüstet, fand Wilfried ohne besondere Mühe das Haus der älteren Frau, deren Tochter unfern der Station einen Krämerladen hielt.

Aber das grauweiß überstrichene Haus sah gar nicht einladend aus, und etwas niedergeschlagen betrat Wilfried seine Schwelle. Er hatte sich infolge der Andeutungen des Herrn Tompkins kein Grandhotel versprochen, aber was er sah, stand noch unter seiner Erwartung. Am liebsten hätte er drüben im schönen Gasthause Quartier bezogen. Aber Wilfried hatte in Amerika nicht nur arbeiten, sondern auch den richtigen Gebrauch des Erworbenen gelernt; er dachte an die teure Hotelrechnung, und so ließ er sich ohne Zögern von der alten Frau ein Zimmer anweisen. Nackte, schmucklose Wände, ein einfaches Feldbett, zwei Holzstühle und ein halbblinder Spiegel, das war alles, was er im Schlafgemache erblickte. Doch das Essen war gut; und besonders schmeckten die gesottenen Maiskolben, welche Wilfried nach Art der Amerikaner mit Stumpf und Stiel und Pfeffer und Salz zerkaute. Um die Tischgesellschaft, welche aus einer Künstlergruppe dritten Ranges bestand und als Nebenbeschäftigung die Ausbeutung von „Grünen“ für höchste Pflicht hielt, kümmerte sich Wilfried gar nicht. Sofort nach beendeter Mahlzeit eilte er zu den Fällen, wo er, wie wir bereits gesehen haben,

sich ganz dem Eindrucke überließ, den das erhabene Schauspiel auf jeden Naturfreund machen muß.

Da schreckte ihn ein wilder Schrei aus seinen Träumen. Rasch wandte sich Wilfried um und erblickte mit Schauder inmitten der Stromschnellen hart am Abgrunde, in welchen die Wassermasse hinunterstürzt, einen Menschen auf einer Planke, die zwischen zwei Felsklippen eingezwängt saß. Ein markerschütternder Anblick! Es schien eine lebendige Leiche zu sein, die mit dem Aufgebote aller Kräfte gegen die anbrausenden Wogen kämpfte, die ihn jeden Augenblick in den Höllenrachen fortzureißen drohten. Aber schon sammelte sich eine beträchtliche Volksmenge; Bretter und Stangen wurden herbeigeschafft, Seile am Ufer befestigt und dem Unglücklichen zugeworfen, aber sie sind zu kurz. In fliegender Hast, denn die Kräfte des Schiffbrüchigen können versagen, wird im nahen Städtchen ein längeres Seil geholt und ins Wasser geschleudert; und diesmal gelingt es dem Verunglückten, das Ende desselben am Floße zu befestigen. Hundert und hundert Hände ziehen unter dem Rufe: „Ohio — ohio — ho!" In wenigen Minuten kann der Arme gerettet werden. Aber — das Seil, von einer Woge erfaßt, verwickelt sich in der Felsklippe und zerreißt. Schon sieht man den Augenblick kommen, in dem der Unbekannte nicht mehr vermag, sich festzuhalten. Sein Mut und seine Kräfte beginnen zu erlahmen.

Das Donnergebrause der Wasser übertönt die ermunternden Zurufe der Menge, sich zu halten; der Arme kann sie nicht verstehen. Aber der Scharf-

sinn ist nie erfinderischer, als wenn die Not zum Äußersten drängt. Ein Mann aus der Menge hebt die Türe eines Hauses aus den Angeln und schreibt darauf mit großen Buchstaben: „Wir werden dich retten.“ Ein Schimmer von Hoffnung überfliegt die todesmatten Züge des Schiffbrüchigen.

Telegraphisch war indessen aus der dreißig englischen Meilen entfernten Stadt Buffalo ein Seil requiriert worden, und mit Windeseile brachte eine Lokomotive ein solches nach Niagara Station. Zum zweitenmal wird das Tau dem Strome anvertraut, es schwimmt zum Felsriffe, und zum zweitenmal sucht es der Schiffbrüchige mit fast übermenschlicher Kraft am Floße zu befestigen. Tausend und tausend Hände ziehen, zitternd sieht es der zwischen Leben und Tod Schwebende. Ein Augenblick der qualvollsten Spannung: Da, das Felsriff wankt, — noch ein Ruck, und die Klippe verschwindet in des Stromes Tiefen. Frei schwimmt die Planke mit ihrer menschlichen Fracht auf den Wassern und wird unter dem ohrbetäubenden Gejauchze der Menge an das Ufer gezogen.

Man hilft dem Ohnmächtigen aus dem Floße, man sucht ihn durch künstliche Mittel wieder ins Leben zurückzurufen, — und über ihn gebeugt kniet eine alte Frau. Aber wie der Gerettete seine Augen aufschlägt, benetzt die Greisin mit Tränen der Freude und Dankbarkeit das blasse Antlitz ihres wiedergefundenen Sohnes.

Nichts ist der Wonne zu vergleichen, die das Bewußtsein einer guten Tat verleiht. Und wer hätte diese Wonne mehr empfinden können, als

ein jeder der braven Retter seines Mitbruders! Siegreich jauchzend wie ein Preisgesang des Evangeliums der Nächstenliebe brausten ihre Jubelrufe, dazwischen stieg wieder die mächtige Melodie der tosenden Wasser selbst empor. Ach, wie hohl mußten hinfort alle feierlichen Kathedralmessen und Hochämter demjenigen klingen, der diesem hehren Gottesdienste am Niagarafalle beiwohnen durfte: Himmelhoch wie ein goldener Strom erhob sich das Tedeum, immer höher, heiliger, und die herrlichste Orgel, die Gott selbst gebaut, begleitete es mit majestätischer Kraft!

„Ein Bild meines Lebens," dachte Wilfried. „Auch mein Lebensschifflein lag einst ruhig vor Anker, aber die Wasser der Ebbe trieben es mit jäher Stromgewalt dem Verderben zu. Die Stürme draußen können wohl die Wasser im Friedenshafen noch bewegen, aber nicht mehr aufwühlen."

Drunten in den Whirlpool Rapids brauste und gährte es chaotisch wie in einem Macbethschen Hexenkessel. Zischende Wassermassen prallten gegen die Felsen und zerplatzten mit furchtbarem Getöse; am Ufer tobte die wildeste Brandung, und der Schaum spritzte turmhoch empor. In der Tat, es mochte den Beschauer bedünken, als ob das empörte Element endlich doch die Fessel zersprengen und die Felsenufer einstürzen wollte.

Dem Menschen allein unter allen Geschöpfen, die wir kennen, ist der Rückblick auf die Vergangenheit gegönnt, aber er hat dieses erhabene Vorrecht teuer zu erkaufen. Wie hier im tosenden Strudel, hatte es in Wilfrieds Innerem gewühlt; haltlos

und schwach war er einst allen Täuschungen ausgesetzt und von den Sturzwellen maßloser Leidenschaften und Begierden bald hierhin, bald dorthin geworfen worden. Nur das ist tiefempfundene Wahrheit, was wir selbst erlebten; und erst dort, wo die lebendige Wirklichkeit aus der Betrachtung menschlicher Schicksale heraustritt und die Darstellung beseelt, kann wahre Beredsamkeit und Poesie entstehen. Darum werden Shakespeares Hamlet, Goethes Faust, Stella, und Werter, Schillers Räuber, Carlyles Sartor Resartus ewig neu bleiben, weil diese Werke den gewaltigen Seelenkämpfen ihrer Verfasser das Dasein verdanken. Das ewige Leben schafft dem Schriftsteller eine Welt, ohne daß die Gehilfin Phantasie ins Mittel treten und in tollem Getriebe auf ihre Weise ein gaukelndes Spiel treiben muß.

So sehr der Niagarafall und seine Strudel mit Staunen erfüllen müssen, so ist die das Naturwunder umsäumende Landschaft keineswegs geeignet, den Eindruck zu erhöhen, und steht in grellem Gegensatze mit jenen lieblichen Szenerien, welche die Wasserfälle Europas ohne Ausnahme einrahmen. Die Schwüle des Tages war heute beinahe unerträglich, und schwer lag der Dunst der häßlichen Fabrikschlote landeinwärts auf der einförmigen Ebene. Erst wenn man sich mit der Bahn der Ortschaft Lewiston am Ontariosee nähert, wird die Gegend anmutiger.

Aber Wilfried gedachte noch immer der weihevollen Stunde am Abgrunde des Niagara, als er am Nachmittage des zweiten Tages den denk-

würdigen Ort verließ und in Lewiston das Schiff bestieg, welches ihn nach dreistündiger Überfahrt nach der kanadischen Stadt Toronto brachte. Das vorwiegend protestantische, blühende Toronto, welches gleich Boston noch den englischen Charakter bewahrte, schien zu einem mehrtägigen Aufenthalt geeignet. Aber für einen, der seiner Heimat entgegeneilt, gelten auch die Sehenswürdigkeiten der schönsten Stadt nichts mehr; und schon früh am nächsten Morgen verreiste Wilfried in der Richtung der „Tausend Inseln".

Die Fahrt am flachen, reizlosen Ufer des Ontariosees war recht herzlich einförmig, und Wilfried war froh, als sich ein Mitreisender mit ihm ins Gespräch einließ und einigen Aufschluß über die Gegend gab.

„Sehen Sie," rief der Fremde plötzlich, als der Zug sehr langsam um eine Kurve fuhr und die Lokomotivglocke unaufhörlich erschallen ließ, „in den Gemüsegarten da hinunter purzelten wir letzte Woche und konnten Kohlsalat essen. Es kam aber niemand um, nur einige Gurken und Runkelrüben erlitten Quetschwunden."

Wilfried verspürte keinen Appetit nach Salat, die holperige Talfahrt vom Mac Gregorberge stand ihm noch in lebhafter Erinnerung, und er atmete erleichtert auf, als die gefährliche Stelle weit hinter dem Bahnzuge lag. Es wäre doch grausam, wenn er auf der Heimreise verunglücken müßte! Gut bebaute Weizen- und Maisfelder wechselten anmutig mit sumpfigen Uferstellen, und der Zug durchfuhr prächtige Bestände von Lärchen, Ahornen,

Ulmen und anderen Laubhölzern, in denen selbst der halbtropische Tulpenbaum und die herrliche Thuja vertreten waren. „Diese lachenden Gefilde, welche uns hier umgeben," erklärte der freundliche Kanadier, „machen gegen Norden bald einem fast unabsehbaren Urwalde von Föhren Raum, aus dem auf dem Ontariofluſſe gewaltige Maſſen von Bauholz herabgeführt werden. Aber die Bäume werden kleiner, je weiter ſich dieſer waldige Gürtel gegen Norden zieht. Wieſen- und Heidegeſträuch umwuchert ſie zuſehends, ſumpfiger Moorboden erſcheint, und die Gegend geht über in jene Todesſtarre, wo nur noch Renntiere und Eisfüchſe ein kümmerliches Daſein friſten."

Es war vier Uhr nachmittags, als man die Stadt Kingston erreichte, dort, wo der Sankt Lorenzoſtrom den Ontarioſee verläßt, um die Gewäſſer der gewaltigen Binnenmeere dem Ozean zuzuführen. Tauſende von Eilanden abwechſelnder Größe beſäen hier die Waſſerfläche und ſind mit Beiſtand der gütigen Natur, die ſie mit grünem Laub bekleidete, zu einer der zauberhafteſten Stätte derſelben geworden. Wohl winkten hier aus dem Laubgewölbe die Giebel und Piazzas vereinzelter Sommerhäuſer, welche von reichen New Yorkern in dieſem Naturparke erbaut wurden; aber es waren keine Schlöſſer im Rokokoſtil, mit Marmorbüſten und exotiſchen Gewächſen geziert: Mit ihrer einfach erhabenen Uferdekoration nordiſcher Pflanzenwelt, mit ihren ausgebuchteten Halbinſeln und Eilanden, mit ihrem Labyrinthe von abgeſchiedenen Seen, Naturteichen und Kanälen

bilden diese Tausend Inseln ein wahrhaftes Eldorado für den Naturfreund.

Kaum war Wilfried hier angekommen, als er ein Abenteuer von ernsterer Natur zu bestehen hatte. Zufällig traf er einen Bekannten aus New York, der in demselben Geschäfte gearbeitet hatte. Der junge Mensch, ein waghalsiger Schwimmer, lud Wilfried zu einer Probefahrt auf seinem selbstgefertigten Kahne ein. Dieser Kahn bestand aus vier lose zusammengenagelten Brettern, zu dem Rudern diente eine alte Schneeschaufel, die der Wildfang, der Himmel weiß wo, aufgestöbert hatte. Der Stapellauf der Barke gelang vortrefflich, obschon die Wellen auf schreckliche Weise mit dem Boote spielten. Richtig, als man etwa zehn Yards vom Ufer entfernt war, ging das improvisierte Fahrzeug in Stücke, und die Seefahrer lagen im Wasser. Lachend rettete sich der Amerikaner an die Küste, und es gelang auch Wilfried als leidlicher Schwimmer, mit einiger Mühe das Ufer zu gewinnen. Aber er war bis auf die Haut durchnäßt; und die komische Bewunderung, mit welcher der andere Wilfrieds Geistesgegenwart lobte, konnte diesen nicht aus seinen durchtränkten Kleidern befreien. So blieb für den triefenden Wilfried nichts anderes übrig, als unter dem Gelächter der Umstehenden zu verschwinden; und es gelang ihm, einen menschenleeren Ort der Insel zu entdecken, wo er sich und die triefenden Kleider im Winde trocknen ließ.

Wie ein goldener Feuerball versank die Sonne am westlichen Himmel und versprach einen klaren

Morgen. Das Bad in der Lagune hatte Wilfried dermaßen ermüdet, daß er bald fest und traumlos schlief, bis ihn der schwarze Gärtner, der zugleich Fischer-, Kutscher- und Portierdienste des Hotels versah, ziemlich ungestüm mit den Worten weckte: „Young fellow, der Omnibus steht schon vor der Tür.“ Wilfried fand gerade noch Zeit, sich in die kaum getrockneten Kleider zu werfen, und fort ging's in dem Rumpelkasten wie Lützows wilde Jagd, nicht der Straße entlang, denn eine solche gab es nicht, sondern durch Schilf und Röhricht, über Busch und Hecke, dem Dampfschiffstege zu. Dem herbeistürzenden Wilfried wurde die Planke fast unter den Füßen entzogen; doch gelangte er ohne Unfall aufs Schiff, nachdem der schwarze Kutscher seinen Reisekoffer mit geschicktem Wurfe an Bord befördert hatte.

Inzwischen wurde es im Osten hell, die Wellen kräuselten sich im Morgenwinde und buntfarbige Fische schwammen munter umher. Wie eine Schlange wand sich der Dampfer durch zahllose Kanäle, die keinen Ausweg zu bieten schienen; bald steuerte er in gerader Richtung auf einen dunkeln Wald, aber die grüne Wölbung öffnete sich zusehends, und die Schaufelräder durchwühlten die hellen Wasser eines Sees, dessen Boden mit Stämmen aller Art übersät war. Alle Passagiere bewunderten Seen und Wälder, auf welche die aufgehende Sonne ein wahrhaft magisches Licht warf.

Wenn ich sage, alle Passagiere, so täusche ich mich. Unten in der Kajüte saß ein älterer Mann

mit grauem Barte am Tische und erklärte seiner Familie ein Kapitel aus der Bibel. Er schloß sich an diesem Gottesmorgen in dumpfe Schiffsräume ein und bat den Schöpfer des Lichtes um Erleuchtung, während draußend eine Gottessonne Himmel und Erde neu verklärte. — Als Wilfried nach einer halben Stunde wieder einen Blick in die Kajüte warf, lag die Familie noch auf den Knien, und die Kinder gähnten in herzhafter Weise.

Weiter durchglitt das Schiff wie ein Schwan Seebuchten und Teiche, die oft so eng waren, daß die Bäume des Ufers die Schiffswände streiften. Erst gegen Mittag hatte man das Gebiet der Tausend Inseln verlassen und schiffte in die breite Wasserfläche des Sankt Lorenzostromes. Wie Phantome schwanden am südlichen Ufer Städte und Dörfer, hinter welchen sich im bläulichen Dunste die Kuppen der Grünen Berge von Vermont erhoben. Wiederum traten die Ufer näher, der Dampfer verringerte seine Fahrgeschwindigkeit um ein Geringes und glitt ohne Gefahr die Stromschnellen von Long Sault hinunter in die ruhigen Gewässer des Sankt Francisees. — Francis! Der Name trieb Wilfried eine Blutwelle ins Gesicht. Menschensatzung hatte ihm dieses Wort in dumpfer Klosterluft auf die Stirne geschrieben. Könnte er nur das Andenken an jene nächtliche Stunde in dieses Sees Tiefe versenken!

Wiederum fuhr das Dampfschiff über eine Stunde lang den erregten Strom hinunter, und nun wurde die Erwartung aufs höchste gespannt — man näherte sich den Stromschnellen von Lachine,

den kürzesten und reißendsten von allen. Drüben am Ufer lag eine alte Indianeransiedlung, in deren Bewohner man keineswegs blutdürstige Wilde, sondern gefällige und durchaus ehrliche Leute vorfand. Längst hatten sie ihren Tomahawk begraben und dafür die Pflugschar in die Hand genommen. Sobald der Dampfer in Sicht kam, stieß ein Kanoe vom Ufer, und bald kletterte ein alter Indianer an Bord des großen Schiffes.

Baptist, der Indianer, ergriff das Steuer, das Dampfboot wurde gänzlich den Wellen überlassen, und nun begann die tolle Fahrt durch die Stromschnellen. Um den Bug schäumten die Wassergarben und drohten es auf die nächste Felsklippe zu werfen, welche inmitten des Stromes emporstarrte. Wie ein Kork schwankte das Fahrzeug, als ob es sich auf ungestümen Meere befände, und mehrere Frauen schrien vor Angst, wollten sogar seekrank werden. Aber Baptist, der kundige Indianer, stand an seinem Posten; und als die Angstvollen den letzten Moment ihres Daseins gekommen glaubten, schwamm man bereits im ruhigsten Fahrwasser.

Die Sonne neigte zum Untergange, als unsere Reisenden die Türme der Stadt Montreal in der Ferne sahen. Dort auf dem Hochplateau, wo der Entdecker Jacques Cartier vor dreihundert Jahren das Kreuz aufgepflanzt und Schild und Wappen Frankreichs daran gehängt hatte, lagerten heute ausgedehnte Häusermassen; hinter Reihen von Bäumen und Terrassen standen mehrere Klöster, aber zugleich verkündeten aufsteigende schwarze

Rauchsäulen in der Vorstadt, daß seit der Erwerbung Kanadas durch die Engländer eine rührige industrielle Tätigkeit auch in Montreal ihren Eingang gefunden hatte.

Freundliche, breite Straßen mit neuen Monumentalbauten zogen sich hinauf zum Mont Royal, wo die wohlhabenden Kaufleute ihre Wohnhäuser hatten. Vom Zimmer des Hotels aus konnte Wilfried auch den Platz übersehen, welcher in der strengen Jahreszeit den berühmten Eispalast birgt und zum Schauplatz der größten Winterbelustigungen wird.

Früh am anderen Morgen trat Wilfried seine Wanderung durch die Stadt an. Wie Überreste aus den vergangenen Tagen der Dunkelheit erhob sich inmitten freundlicher Stadtteile das düstere Gemäuer von Klöstern, das auf den Beschauer den Eindruck machte, als ob es ihm in dieser lichtvollen Umgebung nicht mehr behage. Mit Entsetzen und Abscheu hatte Wilfried in New York die Enthüllungen einer Nonne gelesen, welche vor Jahren einem dieser finsteren Gebäude entflohen war. Diese Schilderung ihres Klosterlebens war so revoltierend, daß dieselbe dem unbefangenen Leser als stark übertrieben oder als tendenziös gefärbt erscheinen mußte. Es ist ja wahr, die Literatur jedes Zeitalters strotzt von derlei Produkten einer krankhaften Phantasie, die nur der Klasse jener übersättigten Genießlinge, Faulenzer und anderer am Rande der Schöpfung atzenden Ferkelchen zugute kommen. Aber, dachte Wilfried, als er neugierig die dem Publikum geöffnete Klosterkirche betrat,

gab es jemals eine Form der Gottesverehrung, welche dem Romane so viel Stoff und Materie lieferte, wie gerade diejenige der päpstlichen Kirche? Und welches System kann unnatürlicher sein, als dasjenige, welches Menschen in dumpfe Mauern absperrte und ihnen die Segnungen selbständiger Arbeit aus freiem Ringen vorenthält?! „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser!“ murmelten vermummte Gestalten hinter dem Gitter. Ja, Gott erbarme sich der Betörten, die da wähnen, die Majestät des Schöpfers in gemalten Fenstern und Kranzleisten, in Heiligenbildern von Bronze und Alabaster zu erkennen!

Gerne verließ Wilfried das unheimliche Gebäude und setzte seinen Weg nach der Vorstadt fort, wo er bald zu dem durch seine Denkmäler berühmten Friedhofe gelangte. Es schien ihm kaum glaublich, daß dieses friedliche Gefilde einst der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen war.

„Sehen Sie,“ versicherte der eisgraue Friedhofgärtner dem Besucher und wies auf einen felsartigen Grabstein, „hier stürmten die verhetzten katholischen Irländer aus der Stadt gegen uns los und erregten furchtbare Straßenaufstände, so daß wir für den Augenblick der brutalen Gewalt weichen mußten. Aber Zeit und Aufklärung sind bessere Waffen, als ihre Klingen und haben schon manche Breschen in die Hochburg des Aberglaubens geschossen. Unser Montreal liegt nicht mehr in den Banden des Papsttums gefangen, dieses mag nun seine Unfehlbarkeit den Chippewäern proklamieren!“

„Waren Sie auch schon im Kriege?“ fragte Wilfried den redseligen Alten.

„Ob wohl,“ lachte derselbe. „Es sind nun zwanzig Jahre her, daß ich am Red River und in dieser Gegend auf seiten der kanadischen Schützen focht, als der großmaulige fenische General mit seinen irischen Heldensöhnen die Grenze überschritt, um Kanada den ketzerischen Engländern zu entreißen. Mut zum „Siegen oder Sterben“ besaßen diese Tapferen, so lange sie außer Schußweite waren, und an fulminanten Aufrufen fehlte es ihnen nicht. Als wir uns aber zeigten, zogen sich die Würdigen zurück und rächten sich durch großartige Zeitungserlasse. „Vom Feinde verwundet, keine, durch eigene Unvorsichtigkeit, drei,“ hieß es in ihrem Schlachtenberichte, und damit hatte die alberne Posse ein Ende.“

Wilfried lachte aus vollem Herzen. Da schlug der Ton einer fernen Glocke an sein Ohr. Es war das Geläute der katholischen Kathedrale von Notre Dame, wo heute das Fest Maria Himmelfahrt gefeiert wurde.

„Nein,“ sprach Wilfried vor sich hin, „der Bewohner dieser kleinen Erde, der Sonnensysteme erforschen kann und die Elemente entdeckt, aus welchen der große Kreislauf der Dinge zusammengesetzt ist, braucht nicht nur in Jerusalem oder Rom den Fußstapfen seines göttlichen Meisters nachzuspüren. Das geistige Wesen des Menschen kann noch weiter sehen als die Sonne und offenbart das Dasein Gottes selbst.“

Es war heiß hier in Montreal.

„Gleichwie die Hitze im Sommer beinahe unerträglich wird," erklärte der alte Gärtner, „so kann sich die Winterkälte unter dem Einflusse nächtlicher Ausstrahlung der Schneedecke nicht selten zu ganz extremen Werten steigen. Oft mußte ich den gefrorenen Erdboden gewaltsam öffnen, um Begräbnisse vornehmen zu können. Eine Leiche erhält sich hier in freier Luft oft Monate lang. Und doch liegt Montreal unter demselben Breitengrade wie das milde Oberitalien."

Der Abend nahte, und es war Zeit, daß Wilfried zur Weiterreise rüstete und das Hotel verließ. Unten im Hafen lag der stattliche Strom-dampfer, welcher im Sommer den Verkehr zwischen Montreal und Quebec vermittelte. Bald fuhr das Schiff stromabwärts, und von dem großen Montreal und seiner schier endlosen Viktoriabrücke sah man nichts mehr als einen Nebelstreif.

Von den Eindrücken des anstrengenden Tages ermüdet, begab sich Wilfried nach der Abendmahlzeit in sein Schlafzimmerchen. Sehr bald entschlummerte er, selbst das Geräusch der Turmmaschine konnte ihn nicht stören, und bald träumte er von Eispaläsien und Kathedralen, von eingesperrten Nonnen und unbegrabenen Leichen, von Himmelfahrten und Sonnensystemen.

In der Nacht hatte sich der Himmel überzogen und als die Passagiere am Morgen auf dem Deck erschienen, türmten sich tintenschwarze Wolken im Westen auf, und eine bedrohliche Schwüle lag auf dem Strome. Am nördlichen Ufer starrten schroffe Felswände empor, je mehr man sich der Stadt

Quebec näherte, und schienen in der wolkenumnachteten Landschaft zu gespenstergrauen Massen zu verschmelzen.

„Quel bec! welche Landspitze! hatten die Franzosen gerufen, als sie zum erstenmal den Diamond Point erblickten, auf dem das heutige Quebec liegt. Aber so reizend Wilfried auch die Lage erschien, so wenig harmonierte das Innere der Stadt mit derselben. Wiederum ein Stück Mittelalter inmitten der neuen Welt, eine Anhäufung von St. Rochuskirchen und Herz Jesu Klöstern in den düstern Straßen; fast auf Schritt und Tritt ein Nonnenschleier oder ein Priestertalar.

Das drohende Ungewitter hatte sich verzogen, aber der Himmel blieb umwölkt und alles schien in finstere Schwermut versunken zu sein. Wilfried verspürte keine Lust, die zahlreichen Kirchen zu besichtigen, und nahm nach beendigtem Frühstück seinen Weg nach der weithin sichtbaren Citadelle, dem Gibraltar der neuen Welt. Kaum hatte er das große Portal erreicht, als ein berittener Schutzmann vorbeisprengte. In langsamem Tempo folgte eine vornehm aussehende Kutsche, und alle Schildwachen salutierten. Der Marquis von Lansdowne, der englische Generalgouverneur von Kanada, fuhr durch das Tor zur Festung.

„Wir haben das nicht notwendig," bemerkte ein Vergnügungsreisender aus den Vereinigten Staaten, indem er auf den Schutzmann und die Schildwachen hinwies.

„Wirklich," entgegnete Wilfried erstaunt, „wie war es denn mit dem edeln Lincoln und mit Prä-

sident Garfield, auch kein übler Mann, die beide von Ihren Landsleuten ermordet wurden? Und wurde die Parade Euerer Armee nur zur Spielerei abgehalten?"

„Durchaus nicht," entgegnete der Amerikaner, „diese fünfundzwanzigtausend Mann dienen indessen nur zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung unseres Landes. Wir sind die friedlichste Nation dieser Erde und beanspruchen nur Amerika für die Amerikaner."

„Gut gesagt, verehrtester Herr Monroe," lachte Wilfried, „da fällt mir gerade die Anekdote von dem friedlich gesinnten Hausbesitzer ein, der es zur Erhaltung seines Hausfriedens für durchaus notwendig hielt, den streitsüchtigen Nachbarn ihre Häuser, eins nach dem anderen, wegzunehmen, bis ihm schließlich die ganze Stadt überlassen werden mußte. Wer weiß, ob nicht in euerer Handvoll Soldaten der Keim einer künftigen Militärmacht liegt, die euerer Ländergier eine willfährige Handhabe bieten wird."

Der amerikanische Tourist entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen, während Wilfried den Obelisken aufsuchte, welcher die Einnahme Quebecs durch die Engländer verherrlichte und zum Andenken an die Generale Wolfe und Montcalm errichtet stand. Rasch wie in Montreal, verging auch dieser Tag, und der Abend brach an, der letzte Abend in der neuen Welt. Unten im Flusse harrte der Ozeandampfer seiner Passagiere, — noch ein Schritt, und Wilfried hatte zum letztenmal den Boden Amerikas unter sich. Ein wehmütiges Gefühl

überkam ihn, als er die Schiffstreppe hinunterschritt, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Wild, wie ein Strudel des Niagarafluſſes, hatte es in seinem Inneren gegährt, als er zum ersten Male Amerika betrat: Stille, friedlich ging er von dannen, wie er dort gelebt; von den wenigen, die mit ihm in der neuen Welt verkehrten, geachtet und geliebt.

Die Stunde der Abfahrt hatte geſchlagen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Überfahrt von Quebec nach der engliſchen Hafenſtadt Liverpool gewährt den Reiſenden vielfache Abwechſlung der Szenerie und hat dabei den Vorzug, daß der Dampfer längere Zeit noch in verhältnismäßig ruhigen Gewäſſern kurſiert.

Wilfried hatte es gut getroffen, die Jahreszeit war die günſtigſte. Zwei ſeiner Zimmerkollegen, ein anglikaniſcher Geiſtlicher und ein irländiſcher Prieſter, hatten zwar gleich angefangen, in lebhafteſter Weiſe zu diskutieren, während der dritte Reiſegefährte, ein Antiquitätenhändler aus Independence, dabei ſtand und aus vollem Halſe lachte. Indeſſen genügte das Schwanken des Schiffes, die Herren ins Bett zu bannen. Wilfried war froh, das Zimmer zu verlaſſen und die Inſaſſen im Vollbeſitze der Seekrankheit, die er einſt auch genoſſen, nicht weiter zu ſtören.

Eintönig rauſchten die Wogen und plätſcherten

an die Schiffslucken. Der Parisian hatte vor dem Orte Rimouski angelegt, um die Post von Halifax und Neuschottland aufzunehmen. Nach kurzem Aufenthalte lichtete der Parisian die Anker und steuerte in nordöstlicher Richtung weiter. Immer mehr traten die Granitwände der Steilküste zurück, nun schwand auch diese, und der stolze Dampfer befand sich im mächtigen St. Lorenzogolfe. Majestätisch, mit fliegenden Zeichen, fuhren zwei englische Panzerschiffe der Küste zu. Ein Passagier britischer Nationalität erhob sich auf dem Deck des Parisian und schwenkte sein Taschentuch wie zum Gruße. „Dort geht keine Kugel durch," rief er mit siegreichem Lächeln.

„Erlauben Sie," meinte ein Herr, dessen Aussprache seine deutsche Herkunft verriet, „auch die anderen Mächte konstruieren ähnliche Schlachtschiffe. Je widerstandsfähiger die Technik die Panzer gestaltet, desto durchschlagskräftigere Kanonen und Geschosse werden erfunden."

„Oh no," behauptete drr Jingo, Britannia beherrscht die Meere, und wenn ein Krieg ausbrechen sollte, würden unsere Kolonien dem Mutterlande sofort eine Million Freiwilliger zu Hilfe senden. Jene Panzerschiffe tragen die Namen Viktoria und Invincible."

Vernünftige und unvernünftige Menschen gibt es in allen Nationen, und den Starrköpfen zu widersprechen, fällt keinem Vernünftigen ein. Als sich der englische Triumphator umsah, stand er allein am Schiffsgeländer; er mochte nun den Heringen seine Ansichten von unüberwindlichen Schiffen auf-

tischen. Eines jener beiden unbesiegbaren Panzerschiffe ist nicht lange darauf mit der gesamten Mannschaft im Mittelmeere untergegangen.

Da lag die öde Insel Anticosti, von der man kaum zwei Meilen entfernt war. Die Ufer boten einen wilden, unwirtlichen Anblick ringsum dar; das Meer brach sich in mächtigen Wellen und zog um die ganze Insel eine Kette von Schaum. Die Atmosphäre war trotz des starken Windes drückend schwül, und sämtliche Passagiere litten unter der Hitze. Indessen prophezeite der erste Schiffsoffizier auf morgen etwelche Abwechslung. Richtig! Schon gegen abend trat eine sehr auffallende Veränderung des Wetters ein: Die Wärme nahm gewaltig ab, ein starker Nordost fegte die Wolken hinweg, und am nächtlichen Himmel glänzten die Sterne in seltener Klarheit. Aber kalt war es, eisig kalt; und heute mittag noch diese tropische Wärme.

„Kommt und sehet! Kommt so rasch ihr könnt!" Mit diesen Worten stürzte ein Passagier in den Speisesaal, wo die Reisenden bei Tische saßen. Ein Polarlicht in seiner intensivsten Entfaltung stand am nördlichen Himmel. Der ganze Himmel flimmerte von Millionen rötlicher Strahlen, die nach dem kindlichen Glauben der Indianer tanzende, göttliche Geister waren. Wilfried konnte nicht müde werden, zu schauen. Alles um ihn her war wie ausgelöscht vor dieser großen Szene, und nur der Gedanke an den, dessen Kleid Licht ist, füllte und erhob seine Seele.

Eine neue Überraschung harrte am Morgen

der Schiffspassagiere. Der Parisian hatte die Meerenge von Belle-Isle, welche den St. Lorenzogolf mit dem Atlantischen Ozean verbindet, durchsegelt und befand sich nun mitten in der eisigen Labradorströmung. Deutlich konnte man noch die schneebedeckten Ufer Labradors leuchten sehen, während Neufundlands Küste südlich im Dunste verschwamm. Eine kalte Sonne beschien das glitzernde Meer und zahlreiche Eiskolosse, welche sich zu Anfang des Sommers von den Gletschern der Davisstraße loslösen und eine winterliche Kälte hinunter in wärmere Breiten tragen. Erst eine südlichere Sonne und warme Meeresströmungen vermögen diese dem Klima und der Schiffahrt gleich feindseligen Gesellen völlig zu schmelzen.

Die Durchquerung des Polarstromes nahm nicht manche Stunden Zeit in Anspruch. Die funkelnden Eiskristalle verschwanden zusehends im Westen; ebenso rasch, als die Wärme gewichen war, stieg sie wieder, und der Sommer machte seine Rechte neuerdings geltend. Von nun an herrschte schönes, mildes Wetter, und der Parisian glitt mit regelmäßiger Geschwindigkeit über die Fläche des Ozeans. Nach einer mehrtägigen Seereise fuhr der Dampfer in den Nordkanal, welcher Irland von Großbritannien trennt und sich im Süden zur Irischen See ausweitet. Leider hatte sich ein Nebel über dem Meere erhoben, und der Regen fing wieder an, zwar nur fein, aber um so durchdringender. Das Schiff nahm seine Richtung nach der Mündung des Lough Foyle, wo es vor dem Städtchen Moville anlegte und die für Irrland

bestimmten Passagiere landete. Wilfried stand unter der Kommandobrücke und schaute in das emsige Treiben, als eine fremde Dame direkt auf ihn lossteuerte und sich nach Art und Weise der Überfahrt erkundigte. Verwundert musterte er die Unbekannte, aber plötzlich schoß es in ihm auf „ein verkappter Detektiv, Brighton, Beatrice . . .“

Die Gedanken jagten sich, die Phantasie noch schneller: Aber was hast du denn zu befürchten? Törichte Angst darf dich nicht wieder in eine unheilvolle Lage stürzen, die bei ruhiger Anschauung der Dinge niemals gekommen wäre. Vermutlich waltet hier ein Mißverständnis vor, und diese Frau hat sich in der Person, die sie vor sich zu haben glaubt, geirrt. — Freimütig und in der unbefangensten Weise gab er der Fremden Antwort auf ihre Fragen. Mit einer kurzen Entschuldigung brach die Unbekannte plötzlich die Unterhaltung ab und wurde von Wilfried nicht mehr gesehen. Der Londoner „Standard“, welchen Wilfried von einem an Bord gekommenen Zeitungsverkäufer erstanden hatte, klärte das Geheimnis auf.

Kurze Zeit vorher waren geschärfte Verordnungen zu strenger Überwachung der aus Amerika anlangenden Reisenden ergangen, weil von Feniern wiederholt Dynamitattentate verübt wurden, die man den Sendlingen ihres Geheimbundes in Amerika zuschreiben mußte. Explosionen hatten in mehreren Städten Englands stattgefunden; und Höllenmaschinen in Form von Zigarren, Taschenuhren und Kohlen wurden von der Polizei an manchen Orten entdeckt. Mit solchen Waffen kämpften

hüben wie drüben die Wichte gegen die milde Oberhoheit Englands, welches nach Kanada und dem Norden Irlands bereits Aufklärung und Wohlstand gebracht hatte. Ein Bombardement mit Kämmen, Insektenpulver, Schmierseife und Bürsten, schrieb ein Witzblatt, würde die rebellischen Irländer vielleicht zur Vernunft bringen.

„Gewiß steht diese Frau im Dienste der englischen Polizei, um die Ankommenden zu überwachen," überlegte sich Wilfried, als er das Zeitungsblatt zusammenfaltete. Und so war es auch. Das geübte Auge der Spionin hatte die Unschädlichkeit des jungen Mannes deutlich erkannt. Ohne weiter behelligt zu werden, konnte Wilfried seine Reise nach Liverpool fortsetzen. Wie ein Kahn schaukelte der Parisian über die Wellen der unruhigen Irischen See, auf Deck konnte man kaum stehen, und alle Gegenstände knarrten. Im Zwielichte der Dämmerung schimmerten die silurischen Hügelketten der Insel Man, so nahe fuhr man ihrer Küste entlang. Leicht und rasch in wenig Entfernung flog ein Dampfer über die Wogen hinweg, wie eine flatternde Möve. „In wenigen Stunden wird er in Dublin sein," erklärte ein Passagier, der mit Hilfe seines Fernrohres den Namen des Schiffes gelesen hatte.

Dublin. — Das Wort war kein gutes für Wilfried; es weckte ein anderes. Das war ja der Geburtsort jener Mary, die ehedem im Hause seiner Braut gedient hatte. Eine Flut von Erinnerungen durchströmte Wilfrieds Gehirn. Frau Smith, Marys Mutter, mußte noch immer in

Dublin wohnen. Wilfried fühlte sich seltsam bewegt. Er konnte morgen früh nach Dublin reisen; Belfast, wo Mary seit ihrer Verheiratung wohnte, lag nicht allzuweit von Dublin. Ja, vielleicht traf es sich auf gut Glück, daß die Frau Mary Scott zufällig bei ihrer Mutter auf Besuch weilte. Daß er den Frauen willkommen sein würde, wußte er, er wußte es noch aus den Zeugenaussagen.

In Wilfried wirbelte es, es war ihm wunderlich zumute. Es dauerte nicht lange, so hatte der Parisian die hohe See verlassen und dampfte den Fluß Mersey hinauf. An der Mündung zeigte sich eine Kette von Brandungen, welche eine gefährliche Passage verrieten. Aber ohne Unfall wurde auch die Sandbank passiert, und eine Stunde später legte der Parisian am Landungsplatze von Liverpool an. Wilfried schaute in die Vergangenheit zurück, er schaute in die künftigen Tage hinein. Sollte er nach Dublin fahren, sollte er nicht? „Ich gehe doch noch," sagte er fast laut, so daß die Reisenden im Bahnhofe verwundert aufschauten. In einer Stunde fuhr der Zug nach Holyhead, bequemer hätte er es nicht treffen können. Minute um Minute zerrann. Der Schweiß lief über Wilfrieds Wangen herab und tropfte ihm auf die Hände. Wilfried verließ das dumpfe Wartezimmer, um in der Einsteighalle Kühlung für seinen heftig brennenden Kopf einzuatmen. Jener Personensteig trug die Überschrift „Holyhead, Dublin" und bereits begannen die Reisenden Plätze in den Coupés zu belegen; nebenan stand der nach London bestimmte Zug, und der Lokomotivführer

erwartete nur noch das Zeichen zur Abfahrt. „Mit diesem Zuge haben wir in London Anschluß nach dem Kontinente und werden morgen abend zu Hause sein," hörte Wilfried eine Stimme neben sich sagen.

„Zu Hause!" Alle weiteren Gedanken abwehrend, stürzte Wilfried nach dem Fahrkartenschalter, ließ sich sein Gepäck einschreiben und fand gerade noch Zeit, den abfahrenden Londonerzug zu erreichen. Mit fieberhafter Schnelligkeit durchflog derselbe Städte und Dörfer und rollte nach kaum vierstündiger Fahrt in die Bahnhofhalle zu Euston ein. Rasch mietete Wilfried einen Wagen und fuhr ohne Verzug nach Charing Croß. Da tauchten wieder die Paläste des Westendes auf, da war Covent Garden, dort in jener Richtung lag Kensington. Fast überwältigt von seinen Empfindungen bestieg Wilfried den Bahnzug in der Charing Croß Halle und drückte seinen Kopf in die Wagenpolster.

Erst als der pfeilschnelle Zug die Metropole längst hinter sich gelassen hatte und draußen stiller Morgenfriede herrschte, gewann Wilfried seine Ruhe wieder. Noch einmal hatte sich in seiner Seele der Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht entzündet; die Prüfung war eine harte, aber er hatte die Anfechtung bestanden, und immer stiller und friedlicher wie um ihn her wurde es in ihm selbst.

Da tauchten ja schon die weißen Kreidefelsen am Horizonte auf, der Nebelschleier zerreißt mehr und mehr, der ihn umhüllte. Schon saust der Zug

über den Viadukt von Folkestone, ohne Aufenthalt tritt er in den langen Tunnel; aber mit dem Verlassen der Dunkelheit öffnet sich mit einemmal die Wunderwelt des weiten Ozeans. Tunnels und Lichtblicke wechseln rasch mit einander, und bald fährt die Wagenreihe auf den Hafendamm von Dover.

Nicht wie vor drei Jahren, zitternd und bebend vor sich selbst und der ganzen Welt, sondern freimütig und voll Zuversicht in die Zukunft schauend, verließ Wilfried heute den Boden Englands. Er war ein anderer Mensch geworden.

Sechzehntes Kapitel.

Das Dampfschiff hielt im Hafen von Calais an; Wilfried stieg aus und betrat als erprobter Mann das europäische Festland wieder, das er vor vielen Jahren als unerfahrener Junge an dieser Stätte verlassen hatte.

Herzlich wenig abwechslungsreich gestaltete sich die Eisenbahnfahrt über Nordfrankreichs Ebenen; und erst als der Kurierzug einer größeren Provinzialstadt nahte, fesselte ein Ereignis die Aufmerksamkeit der Reisenden in hohem Grade. Es war das Geschrei eines wütenden Volkshaufens, das aus den Straßen der Stadt gehört wurde; Manifestanten schlugen die Fenster einer Kirche

ein, und der zahlreiche Janhagel der großen Städte, der auch in kleineren Orten nicht fehlt, bildete die Nachhut der Lärmenden und suchte seiner Zerstörungswut in gewohnter Weise Genüge zu tun. „Conspuez la calotte!“ tönte es von der Straße her dem abfahrenden Zuge nach.

„Welch fürchterlicher Lärm herrschte in dieser Stadt, man holte sich beinahe eine Herzklappenentzündung!“ rief ein englischer Reisender aus.

„Nun, Herzklappenentzündung gerade nicht!“ verbesserte ein deutscher Herr, „aber wie im Tollhause schien es dort zuzugehen.“

„Es waren die Engel des neuen Himmelreiches, die ihre Gnadenbotschaft ein bißchen laut verkündigen,“ lachte ein dritter Reisender in der Coupéecke. Er stammte aus der Schweiz und sprach das Hochdeutsch mit stark angelernter Betonung. „Fenstergeklirre und Straßengeschrei sind die Geburtswehen der neuen Weltanschauung. Die Prozession mit dem Venerabile wird verhöhnt, beschimpft, dafür muß die rote Kokarde angeräuchert werden. Ich habe aber ebensowenig Glauben an eine Himmelsbotschaft, die von Krakeelern verkündigt wird, wie an die heilige Weihrauchpfanne, die man nun auszuschütten trachtet.“

Wilfried hatte anfänglich der Unterhaltung nur ein gleichgültiges Ohr geliehen, aber diese letzten Worte erregten seine ganze Aufmerksamkeit. Aber nun geriet ein französisch sprechender Herr aus der Vendée in Harnisch.

„Sehet nur, wie sie's treiben!“ rief er entrüstet, „uns wirft man Tyrannei vor, und mit

welchen Waffen kämpfen sie, unsere heutigen Gegner?"

Von dem Schaffner erfuhr man indessen, daß die Katholiken der Stadt ihre Häuser zu Ehren der Jungfrau Maria beflaggt hatten, worauf ein wütender Aufstand in den Straßen entstanden war.

Aber der Entrüstete fuhr voll Erregung fort: „Mit fortgesetztem Eigenlobe, mit einem blinden Fanatismus gegen alles, was ihren Parteipäpsten als hinderlich zur Alleinherrschaft erscheint. Diese Zuschneider des Milleniums wollen eine Freiheit bringen, bei der nichts weiter frei ist, als der Name; und unter dem Deckmantel schöner Phrasen, Schlagwörter und Kraftsprüche, mit denen sie die Menge regalieren, lauert eine Tyrannei sondergleichen. Wer will auf den hören, der dasjenige, wogegen er eifert, selbst tut? Natürlich ist der Verbissenheit dieser Partei gegenüber alles Reden vergeblich. Die Sozialdemokratie ist ein rot eingebundenes Beschwerdebuch gegen Gott; und es stehen darin, sie kann es nicht leugnen, neben den Namen von ernstgesinnten Männern auch viele solche von Menschen, die alle Ursache hätten, gegen niemanden anderes als gegen sich selbst ein Beschwerderegister zu führen. Und was denn, wenn die letzte Seite des Buches aufgefüllt ist?"

„Erlauben Sie," nahm der Deutsche das Wort, „jede Partei hat doch auch ihr Gutes, so lange eine wuchtige Minderheit das herrschende Regime mit starker Hand vor Überstürztheiten und Mißbrauch der Gewalt im Zaune hält. Aber jede

Partei, die absolut herrscht, schafft eine träge und zugleich sklavisch gehaltene Gesellschaft; und steht in Gefahr, in inquisitorische Tyrannei auszuarten oder als Robespierresche-Babeufsche Dunstblase zu platzen. Und genau wie die heutigen Weltverbesserer das gegenwärtige Regime ungestraft mit Spott und Hohn überschütten, werden wir einst dieselben Spötter und Geiferer von ihren vormaligen Anbetern bekrittelt, getadelt und begeifert sehen. Scharen von Unzufriedenen und Anarchisten werden sich gegen die neue siegreiche Weltanschauung in ihrem eigenen Schoße erheben. Die Weltgeschichte wiederholt sich in neuen Auflagen. Denken Sie an die französische Revolution. Die melodische Stimmung der einzelnen Akkorde sollte in der Reinheit der ganzen Symphonie wiederklingen; fatalerweise strichen starke Windböen durch die himmlische Leier und machten mit ihrem Geheul die Harmonie der Sphären zum Hexensabbathe aller Höllengeister."

„Weshalb haben die Umstürzler so viele Anhänger?" unterbrach Wilfried den Redner. Da war's, als ob eine Schleuse aufgezogen wäre, so erging sich der Herr aus der Vendée über die Zukunftspartei, welche gleich einem Wolfe in den Schafstall dringt und das Volk vom Glauben abwendig macht. „Fürwahr," schloß er seine hitzige Rede, „ihr Himmelreich gleicht einem in Dunst gekochten Pudding, der den Aufwärtern aus der Form geht und in Stücke zerfällt. Ich empfehle diesen Propheten, in der Vorhalle ihres Paradieses eine Staatsapotheke zu errichten, in welcher Arznei-

mittel gegen Katzenjammer unentgeltlich verabfolgt werden. Diese Industriellen der Freiheit und Seligkeit!"

Allgemeine Heiterkeit herrschte, der Engländer und der Schweizer lachten laut auf, während der deutsche Reisende keine Miene verzog.

„Mein werter Herr," begann er endlich, „ich rede jetzt nicht von dieser oder jener Partei. Aber soviel ist klar, daß eine krankhafte Sucht, Weltanschauungen und neue Theorien aufzuschichten, unser Geschlecht durchzieht. Es gehört sogar zum guten Ton, wenn man sich Sozialist oder Weltverbesserer titulieren läßt. Leute aus jedem Gesellschaftsrange verlassen ihren Beruf und nehmen Schere und Nadel zur Hand, um die zerfetzte Welt aufzuflicken. Darin liegt die Gefahr unserer Zeit; nicht in der roten oder schwarzen Tuchfahne, nicht in der schwarzen oder gelben Gesichtshaut, die uns bedroht. Ja, aufs schärfste betone ich es wiederholt, eine jegliche Neugestaltung des Völkerlebens, welche nicht einen streng sittlichen Gehalt im Einzelmenschen voraussetzt und auf diesem aufbaut, wird zum trostlosen Truggebilde, zur Karikatur. Kein Sonnenschein, so lange sich in ihm ein schwarzer Fleck findet: der Schatten meines eigenen Ichs!"

Aber der schweizerische Mitreisende nahm jetzt das Wort: „Sie haben recht, vollkommen recht, mein Herr. Die Menschheit taumelt heute von einem System zum anderen. Die Seligkeit soll aus Tausenden von Stimmzetteln und Abstimmungen destilliert werden, und die Wahlurne im Stadthause ist hinfort das Herz der menschlichen Ge-

sellschaft. In diesem Zeichen lasset uns siegen! Das neue Paradies ist mit Plakaten überklebt, und Verbottafeln sind seine Lebensbäume. Neulich sah ich, wie vom Durst gequälte Märtyrerpferde dem Ungeziefer fast erlagen, während der Rosselenker, das pflichtvergessene Scheusal, beim schattigen Biertische politische Tagesfragen erörterte. Die Wilddieberei ist wieder im vollen Schwunge; Jagdmessen nehmen einen überaus würdigen Verlauf; Taubenschießen, Fuchsjagden, Hahnenkämpfe, Dachsschliefe, Dohnenstiege ergötzen (Gott sei gelebt für die Ausnahmen) Vornehme, Hohe und Niedrige. Wie können wir uns Glücks- und Freiheitsbringer nennen, so lange wir vor der stummen Kreatur erröten müssen! Wie kann der knechtisch Gesinnte Freiheit bringen? Nur der ist frei, der das lebendige Gesetz aus sich selbst herausgeboren hat. Nirgends wird so viel deklamiert über die Freiheit und so viel reklamiert für die Freiheit, wie zwischen Jura und Alpen. Festhütten zum Preise der Freiheit gibt es zahllose, aber gelegentlich dienen sie auch zu Protestversammlungen gegen die Beschlüsse, welche von den Behörden gefaßt wurden. Gesetzesmacherei und Rütteln an der Verfassung wird mit fieberhafter Hast besorgt, aber . ."

„I beg your pardon," unterbrach ihn der Engländer, „wozu protestiert ihr gegen die Beschlüsse euerer Behörden, die ihr selbst gewählt habt? Wozu wählt man denn einen Vertrauensmann, als daß man ihm die Besorgung der Geschäfte vertrauensvoll überläßt! Waren Sie lange in England?"

„Ich hielt mich lange genug in England auf," erwiderte der Schweizer sehr ernst, „um zu erkennen, daß das Land, welches Männer wie Penn, Cobden und Livingstone erzeugen konnte, die Freiheit nicht erst am blauen Himmel der Zukunft ausspähen muß. Ich lernte im freiesten Lande der Erde erkennen, daß sich die Größe eines Volkes nur aus dem erhabenen Charakter seiner Glieder aufbaut. Während wir wähnen, die Freiheit durch einen dickleibigen Apparat von Gesetzen forcieren zu können, bildet die englische Gesetzgebung einen herrlichen Appell an das sittliche Gefühl eines jeden Mannes. Stillschweigend wird eine weise Gesetzgebung die Ausübung von Ehrentaten durch jeden einzelnen voraussetzen, ohne sie offiziell, zwangsweise von ihm zu verlangen. Der freie Mann übernimmt diese Voraussetzung als selbstverständlich und vollzieht geräuschlos seine Pflicht: Das ist der wahre Genosse einer verbrüderten Menschheit, der Reichsgenosse des Himmelreiches auf Erden."

Der Zug hatte seine äußerste Schnelligkeit erreicht, und pfeilschnell flogen die Telegraphenstangen, diese Meßlatten der Fahrgeschwindigkeit, vorüber.

„Da hängt unsere ganze Philosophie," lachte der Franzose und zeigte auf die Drahtstränge, „die Anschauungen unserer Zeit sind überhaupt sehr dünn und luftig."

„Der Anblick dieser Drähte," meinte der deutsche Herr in der Coupéecke, „erinnert mich an eine schauerliche Erscheinung, die mir selbst vor einiger

Zeit vorgekommen ist. Ich befinde mich auf der Rückreise vom westlichen Amerika, wo ich Zeuge eines Hotelbrandes war, dem, wie Sie wissen, viele Menschenleben zum Opfer fielen. Die Schlafzimmer des Hauses enthielten an dem verhängnisvollen Abend bis in den sechsten Stock hinauf Fremde und weiter oben Scharen von Angestellten. Beim ersten Feuerlärm lief der Junge vom Fahrstuhle weg, und alles verlor den Kopf. Das ganze Hotel hatte vollgehangen von Vorschriften, an einzelnen eisernen Leitern an den Außenwänden hatte es keineswegs gefehlt, und Rettungsapparate waren zur Genüge vorhanden. Besonnenes Handeln eines einzigen Mannes hätte namenloses Unglück verhüten können. Mit gräßlichem Geschrei stürzten die Bewohner zu den Fenstern hinaus, als die flammende Lohe bis zum Dache emporzüngelte, und wurden von den Drahtsträngen, die in Amerika überall die Straßen durchlaufen, buchstäblich zerrissen."

„Eine neue Bestätigung des von mir Gesagten!" rief der Schweizer. „Was nützt mir die Gesamtheit, wenn der einzelne seinen Posten verläßt? In meinem inneren Werte allein liegt die Rettung aller! Eine kleine Geschichte aus meiner Jugendzeit soll mir den Beweis für meine Behauptung liefern. In der Universitätsstadt, wo ich promovierte, lag in der Straße, die ich bewohnte, eine übel beleumdete Schenke. Die Ehefrauen des Stadtteiles petitionierten um gesetzliche Wegräumung des Ärgernisses. „Willst du nicht auch unterschreiben?" fragte mein Onkel seine

Gattin. „Unterschreiben?“ entgegnete die edle Frau, „in diesem Appell der Ehefrauen an die Allgemeinheit lauert bereits ein verstecktes Mißtrauensvotum gegen ihre Gatten. Ich aber bedarf keiner schützenden Staatsgewalt, die alles, was unser eheliches Glück trüben könnte, beiseite schafft. Die sittliche Hoheit meines Mannes ist das beste Gesetz, das mir die Treue seiner Gesinnung verbürgt: Du bist mein Gatte, der Gatte einer glücklichen Frau.“

Längst hatte man jene tumultuarisch erregte Stadt hinter sich, die den Anstoß zu dem Gespräche gegeben. Spät abends erreichte der Zug die Stadt Chalons sur Marne. Der Franzose und der Schweizer konnten die Reise in südöstlicher Richtung fortsetzen, während Wilfried einen anderen Zug besteigen mußte; das Coupé, in dem er sich häuslich niederließ, war leer. So bringt das Schicksal die Menschen auf eine Stunde zusammen und reißt sie auseinander — auf ewig.

„Fertig,“ rief der Schaffner, und der Zug brauste in die dunkle Nacht dahin.

„Gib acht, du hast auch nur wenige Minuten Aufenthalt auf der Lebensstation, gib acht, daß du sie nicht versäumst oder manches vergessen habest, wenn der große Schaffner sein „Fertig!“ ruft und die große Lokomotive, Tod genannt, vorgespannt ist.“ Dieser ernste Ausspruch Auerbachs fiel Wilfried unwillkürlich ein. Nachdenklich dasitzend, starrte er in die schwarze Finsternis. Aber der Gedanke an den morgigen Tag verscheuchte seine trübe Stimmung. Wilfrieds Herz klopfte freudiger,

denn in wenigen Stunden sollte er seinen Freund Moritz wiedersehen, an sein Herz drücken. Lange würde freilich seines Bleibens in der Hauptstadt nicht sein, denn die Sehnsucht nach der Heimat war zu groß. „Wie wird meine Rückkehr sie alle erschrecken in Blauenstein, die nicht ahnen und mich für längst tot wähnen!"

Abgespannt vom vielen Denken streckte sich Wilfried auf sein Lager, als der Zug aus der Grenzstation dampfte. Die lange Reise hatte ihn dermaßen ermüdet, daß er erst erwachte, als die Sonnenstrahlen eines milden Herbsttages durch die Gardinen in den Wagen leuchteten. Wilfried sprang auf die Füße und sah nach der Uhr. Ein Viertel auf neun! Der Zug sollte fahrplanmäßig schon in der Hauptstadt angelangt sein, aber immer noch jagte er mit unverminderter Schnelligkeit über die Schienenstränge.

Da endlich liegen die Häuserreihen der Vororte, deutlicher wird das Bild der großen Stadt selbst. Der Zug fährt an den Übungsplätzen der städtischen Garnison und am botanischen Garten vorbei und will eben die Brücke betreten, welche die Altstadt mit den Außenquartieren verbindet, als ein donnerähnlicher Knall ertönt. Dann folgte ein starkes Geräusch, als ob Hunderte von Eisenkarren einen steinigen Bergabhang hinunterrollten. Infolge von unrichtiger Weichenstellung war die Lokomotive auf einen Lokalzug geprallt, und die wegen der Verspätung erhöhte Fahrgeschwindigkeit des Kurierzuges verschärfte die schauerliche Szene.

Erst nach einer Weile konnten herbeigeeilte

Neugierige die Situation in ihrer ganzen furchtbaren Wirklichkeit übersehen. Die Holzstücke der zertrümmerten Eisenbahnwagen waren von Lachen dicken, geronnenen Blutes bedeckt, und auf den Geleisen lagen zwischen den zerschmetterten Sitzreihen Frauen und Männer mit klaffenden Wunden und abgerissenen Gliedmaßen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Unglück in der ganzen Stadt; Polizei und Militär eilte herbei und begann mit der Räumung der Trümmerstätte. Zahlreiche Ärzte aus allen Stadtteilen fanden sich mit Verbandzeug und chirurgischen Instrumenten ein, um den Verunglückten Hilfe zu spenden, wo sie noch Leben trafen.

Siebzehntes Kapitel.

Unter den zahlreichen Hospitälern der Hauptstadt nahm die Privatheilanstalt Lindenhof eine hervorragende Stelle ein. In der anmutigen Vorstadt erbaut, erhob sich das schloßähnliche Gebäude auf einem Hügelzuge, der nach der Stadtseite hin mit Landhäusern wie besät war. Ein wohlgepflegter Blumengarten umfaßte das Krankenhaus, welcher nach Norden an ein Wäldchen vielhundertjähriger Linden grenzte, das den Genesenden entzückende Schattenplätze gewährte. Wahrscheinlich hatte das Haus von diesem Hain seinen Namen erhalten.

In früheren Zeiten war hier ein Schloß gestanden, in welchem ein mächtiges Geschlecht hauste und diese Perle mittelalterlicher Architektur durch Umbauten verunstaltete. Aber dem stolzen Schlosse schlug auch seine Stunde, der letzte der erlauchten Familie starb auf dem Schlachtfelde, und das verwahrloste Haus zerfiel zusehends. Erst die aller Romantik feindselige Gegenwart, welche Klöster in Irrenhäuser und Taubstummenanstalten umwandelt, suchte aus der alten Burg so viel Nutzen als möglich zu ziehen. Unternehmende Privatpersonen bewilligten reiche Beiträge zum Umbau des Hauses im modernsten Sinne; und aus dem feudalen Schlosse wurde eine Heilstätte, in welcher mancher Leidende Genesung suchte und fand. Salus Intrantibus! stand über der Schwelle des Hauses.

Es war morgens neun Uhr; der Spitalarzt hatte soeben eine Operation vollendet und schritt nach den Krankensälen, um sich nach dem Befinden der Patienten zu erkundigen. Draußen auf dem Hausflur läutete die Fernsprecherglocke. Da stürzte die Oberschwester herein. „Herr Doktor!“ rief sie, „ein Unglück ist auf der Eisenbahnbrücke geschehen, es soll Tote und Verwundete gegeben haben, es sind alle Ärzte in der Stadt allarmiert worden.“

Ohne Verzug gab Doktor Maurizio der Oberschwester seine Anweisungen für den Vormittag; schnell war seine Hausapotheke bereit, und er begab sich eilends zur nahen Unglücksstätte. Da lagen sie, in Reih und Glied, die Toten und Verwundeten. Eine erregte Menschenmenge umstand den Eisenbahndamm; man konnte kaum

durchdringen, die Frauen weinten und klagten, viele Männer halfen beim Rettungswerke, während andere gleichgültig zuschauten.

Doktor Maurizio beugte sich über den Körper eines Verunglückten und ergriff seine kalte Hand, um nach dem Pulse zu fühlen. Er versuchte, ihn auf eine Tragbahre zu heben, aber dumpf fiel der Kopf des Fremden auf seine Schultern. Wenn der erfahrene Arzt den Armen nicht atmen gehört hätte, würde er geglaubt haben, einen leblosen Körper zu tragen. Was war es, das Doktor Maurizio eine Blutwelle ins Gesicht trieb und seinen Atem stocken machte? Wieder schaute der Arzt in das bleiche Gesicht, als ob er ein Gespenst gesehen hätte. War es ein Traum, war das wirklich . . .?

Ja, das war Wilfried, der vor ihm lag, bleich, mit verzerrten Gesichtszügen, ohne Zuckung des Lebens, und das Blut strömte aus einer Kopfwunde.

„So muß ich dich wiedersehen!“ sagte trauervoll in tiefer Bewegung Doktor Maurizio. „Das letztemal kamst du zu mir als ein Schiffbrüchiger, als ein gehetzter Flüchtling; nun muß ich dir im Augenblicke des Wiedersehens die Hand drücken, ach, vielleicht zum letztenmal!“

Aber Doktor Maurizio war nicht der Mann, der sich der wehmütigen Stimmung untätig überlassen konnte. Energisch ging er dran, den Bewußtlosen durch künstliche Mittel ins Leben zurückzurufen; und als der junge Mann endlich die Augen aufschlug, ließ er denselben nach der Privat-

klinik Lindenhof bringen, wo der Verwundete in einem freundlichen Zimmer untergebracht wurde.

„Ich übergebe den Patienten Ihrer Obhut, Schwester Marie," sagte der Doktor eine halbe Stunde später zu einer älteren Wärterin, „er leidet an einer gefährlichen Gehirnerschütterung, welche die äußerste Vorsicht zur Pflicht macht. Alle Stunden einen Eisumschlag." Damit verschwand die Gestalt des Doktors aus dem Krankenzimmer.

Die so Angeredete füllte den Eisbeutel und legte ihn dem unruhig Schlummernden auf. Aufmerksam betrachtete Schwester Marie das ausdruckslose Gesicht, und es war ihr, als ob sie dasselbe bereits irgendwo gesehen hatte. Aber wo? Auch etwas in der Stimme des Kranken, der stark stöhnte, kam ihr bekannt vor. Und als sie in seinen Zügen forschte, da kam es über sie wie eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten.

„Das kann niemand anders sein, als der kleine Wilfried!" rief die Wärterin plötzlich, fast vergessend, vor sich hin.

„Sie kennen den Patienten, Schwester?" fragte Doktor Maurizio, der unbemerkt in die Türe getreten war.

„Ob ich ihn kenne! Ach, Herr Doktor, ich trug ihn ja als kleines Kind auf meinen Armen, ich pflegte seine Mutter, und Frau Geheimrat Ulrich. Ach, was war das eine herrliche Frau!"

„Wie sich das wunderbar trifft!" entgegnete der erfreute Doktor. „Auch mir ist der Kranke ein lieber Freund. Da ist er ja in guten Händen!"

„Wenn Sie erlauben, werde ich sofort an Frau

Klara schreiben," rief Schwester Marie, „und will sie von dem Geschehenen in Kenntnis setzen. Der Brief soll mit der nächsten Post abgehen."

„Ich wünsche vorderhand nicht, daß Sie schreiben, Schwester," erwiderte der Arzt in bestimmtem Tone. „Überlassen Sie mir in dieser Sache alles. Es liegen Verhältnisse vor . ." Doktor Maurizio hatte noch eine lange Unterredung unter vier Augen mit der Krankenschwester. „Vor allen Dingen," schloß er, „darf der Kranke, wenn er aus dem Delirium ist, durch nichts an seine Vergangenheit erinnert werden, wenn wir nicht die schlimmsten Folgen gewärtigen wollen."

Mit großer Klarheit und Ruhe übernahm Schwester Marie die Pflege des Kranken, während Doktor Maurizio in der schonendsten Weise Frau Klara das neue Unglück meldete. Tage vergingen und Wochen, und Wilfried lag bewußtlos da und stöhnte im Halbschlummer. Mit tiefem Mitleid schaute Schwester Marie in seine schlaffen Züge. Sollte das blühende Leben wirklich zugrunde gehen?

Regelmäßig erschien Doktor Maurizio am Krankenlager seines Freundes. Er verhehlte sich keinen Augenblick die Gefahr, in welcher jener war. Lange schwebte Wilfried zwischen Leben und Tod, und alle ärztliche Kunst wäre vielleicht nicht hinreichend gewesen, die furchtbare Erschütterung überstehen zu helfen, wenn Wilfried nicht in den kräftigsten Jahren gestanden hätte.

„Mein liebes Kind," lautete ein Brief von Frau Klara an ihren todkranken Sohn, „für heute nur einen Muttergruß, möchtest du ihn bald selbst lesen

können! Kann dir sagen, als der Brief von Herrn Doktor kam, da war ich wieder so niedergebeugt und ergriffen, wußte den ganzen Tag nicht, was tun und was lassen. Das Mutterherz ist eben doch bis in die Tiefe bewegt, das merkst du an meiner Schrift; der alte Körper, von unendlich vielen Lebensstürmen bewegt, mag nicht mehr viel ertragen. Der treue Mann, in dessen Obhut du liegst, ist der dankbarste Freund, wahrhaftig ein Werkzeug in der Hand Gottes. Gott sei gepriesen für alle die trefflichen Männer, die er dir auf deinem Lebenswege begegnen ließ! Ja, der alte Gott lebt noch in den guten Menschen. Nun weiß ich, was gute Menschen tun können, und der Meister unser aller will bei uns bleiben bis an der Welt Ende. Und darum rufe ich Gottes Güte an und zweifle nicht, er wird mein Gebet erhören, auf daß ich fröhlich ausrufen mag: Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden."

Wochen vergingen und Wilfried konnte den Brief seiner zärtlichen Mutter nicht lesen. Seine Stirne glühte, und sein Puls flog fieberhaft. Die gräßlichsten Bilder, welche die verworrenste Phantasie nur zusammensetzen kann, mochten die Ruhe des Fiebernden verscheuchen, fürchterliche Träume mußten seinen Schlaf ängstigen, denn das dritte Wort des Kranken war Detektiv, Gericht, Untergang. „Hinunter in den Wasserfall!" rief er einmal, „ich bin unschuldig, der Jesuit, Beatrice, fort, Hilfe, Hilfe!" Zuweilen trat größere Ruhe ein, und der Kranke verfiel in einen leichten Schlummer. Die treue Wärterin wich nie von seinem Bette.

„Die Krisis ist vorüber," sagte Doktor Maurizio eines Morgens, „die Besserung ist eingetreten. Ihrer selbstlosen Liebe, Schwester Marie, ist es zu verdanken, daß die Gefahr abgewendet werden konnte. Hätte er nicht eine solche Pflege genießen können, er wäre unrettbar verloren gewesen."

Gibt es ein reineres, größeres Glück, als die Freude, einem Mitmenschen das Leben gerettet zu haben! Wiederum hatte die treue Wärterin den Fisch, wie sie ihn scherzhaft nannte, aus dem Rachen des Todes gerissen. Der Patient fieberte nicht mehr, und sein Bewußtsein war wiedergekehrt. Längst hatte draußen die Natur ihr Festkleid abgelegt, und ein flockiger Schneeteppich bedeckte Gärten und Hausdächer. Es war ein luftiges Zimmer mit drei hohen Fenstern, in welchem das Krankenlager Wilfrieds stand. An der Wand hing eine Kopie der Holbeinschen Madonna und über dem Bette ein elektrischer Glockenzug. Verwundert schaute sich Wilfried um. Wo war er und was war geschehen? Er schlug die Augen auf und richtete sich empor, wie um einen schweren Schlag abzuschütteln. Befand er sich noch im St. Ignatiuskloster? Konnte diese Schwester im weißen Häubchen nicht Beatrice sein? Wohin hatten sie ihn gebracht?

Wilfried hatte eine verworrene Erinnerung an eine Fahrt im Eisenbahnzuge; aber für alles, das sich weiter zugetragen, versagte ihm das Gedächtnis. So lag er noch tagelang in jenem Zustande eines halb schlafenden, halb wachenden Deliriums, welchen nur diejenigen, die selbst von Schwachheit

und Fieber heimgesucht wurden, zu beschreiben wissen. Langsam kehrte mit der zunehmenden Körperkraft auch die Ruhe im Gemüt wieder. Der Kranke warf sich nicht mehr wild umher, er hörte auf zu grinsen und zu wehklagen. Die häßlichen Traumbilder schwanden. Er schaute keinen Tingel-Tangel mehr, in welchem Beichtstühle mit australischen Teufelsaustreiben und rotbemützten Freiheitspropheten einen tollen Walzer tanzten. Lange blieben seine Blicke an der Gestalt der treuen Wärterin haften, dann umfaßte er ihre Hand und hielt sie krampfhaft umschlossen.

Schweigend legte Doktor Maurizio seine Hand auf die Stirne des Genesenden, Wilfried nickte still und sank zum ersten Mal seit Monaten in einen friedlichen Schlummer.

Draußen trieb der Sturm sein Spiel, und die Schneeflocken schlugen an die bereiften Scheiben. Wie damals, als Wilfried mit Moritz das Gymnasium besuchte, hörte er das wundersame Geläute der Münsterglocken. Manche Jahre waren seit jenen Tagen vorübergegangen, manche bange Nacht lag hinter ihm. Wilfried war ein anderer geworden in seinem Denken und Fühlen. Was ihn einst erfreute, ließ ihn heute kalt, und das Fremde, Unbegreifliche, das in ihm einst einen Gleichgültigen gefunden hatte, es war das Leben seines Lebens geworden. Was wußte er auch in früheren Jahren von menschlichem Jammer und Elend! Wohl konnte er über eine ergreifende Geschichte heiße Tränen weinen, aber es waren vorübergehende Rührungen ohne tieferes Verständnis.

Was wußte der im Überfluß aufgewachsene Knabe von Hunger und Krankheit, von Angst und Seelenpein? Nur wer selbst Trübsal erdulden mußte, weiß, was Trübsal ist, und kann das Schwert ziehen, um sie wirksam zu bekämpfen. Ja, es ist Wahrheit, was ein Philosophe schreibt: „Nicht das Denken, nicht das Grübeln, sondern das Leiden enthält den wirksamsten Impuls des gesellschaftlichen Fortschrittes."

Wenn nun aber draußen im Hausflur die Rollwagen vorüberfuhren, welche die armen Leidenden ins Operationszimmer führten, wenn Wilfried drüben die Kranken in der Augenheilanstalt sah, dann blutete auch sein Herz. Wilfried strich sich die Stirn mit der mageren Hand. Er sollte nicht denken, sein Gehirn nicht anstrengen, und doch erschien das Leben in seinen größten und kleinsten Vorkommnissen dem Sinnenden wie eine Predigt unzähliger Wahrheiten und Mahnungen.

Blühende Hyazinthen dufteten am Fenster, welche die freundliche Hand der Schwester hingestellt hatte, und die Märzsonne schien lächelnd auf der Diele des Zimmers. Als der Patient das Bett verlassen durfte, brachte Schwester Marie ganze Bibliotheken von Bildern und Kupferstichen aller Art. Das Durchblättern derselben sollte den Genesenden aus seinem nachdenklichen Wesen aufrütteln und seine Gedanken in andere Bahnen lenken.

„Betrachte diese Bilder vom künstlerischen Standpunkte aus," bemerkte eines Morgens Doktor Maurizio, nachdem er mit Wilfried die Bewegun-

gen, welche die Heilgymnastik vorschreibt, ausgeführt hatte.

„Allerdings," erwiderte Wilfried, auf einen Raffael deutend. „Gott Vater sitzt nicht auf den Wolken wie hier auf diesem Bilde. Gott läßt sich nicht hinmalen wie ein Plato oder Seneca, so wenig das Leben eine äußerliche greifbare Erscheinung ist. Der unsterbliche Gottesgeist kann erst in den erhabenen Taten guter Menschen erkannt werden."

Die Genesung machte rasche Fortschritte, und sobald es Wilfrieds Kräfte erlaubten, durfte er täglich ein Stündchen im Lindenwäldchen zubringen, das eben anfing, sein grünes Kleid anzulegen. „Für den Patienten, der an einem chronischen Übel leidet, das eine gewisse ärztliche Behandlung erfordert, nützen alle Luftveränderungen wenig oder nichts. Er ist zu Hause am besten aufgehoben, wo er allein eine geregelte Pflege finden kann. Aber Nervenkranke und Schwache gehen ihrer Erholung rascher entgegen, wenn für einen Aufenthalt in einer Wald-, Gebirgs- oder Seeluft gesorgt ist. Unser Freund soll mir unter keinen Umständen schon nach seiner Heimat reisen; sein Zustand ist noch zu schwach, als daß er die Gemütsbewegungen, die ihm dort notwendigerweise bevorstehen, ertragen könnte. Was meinen Sie zu einer Nachkur im Schwarzwald oder vielleicht in Heringsdorf?"

So ungefähr sprach Doktor Maurizio, als Wilfrieds Befinden zusehends besser wurde. Der Genesende hatte wieder den gesunden Nachtschlaf ge-

funden, und auch der quälende Druck in der Stirngegend verlor sich mehr und mehr.

„Ich habe Bekannte in der Schweiz, eine Pfarrfamilie," meinte Schwester Marie, „bei der Wilfried vielleicht Unterkunft erhielte. Das Pfarrhaus liegt am Thunersee und . . ."

„Ein Pfarrhaus! Das ist kein passender Aufenthalt für unseren Freund," warf der Arzt ein und schaute zweifelnd auf die Wärterin. „Er könnte leicht wieder in Nachgrübeln über theologische Fragen verfallen, und das ist gerade, was wir vermeiden müssen. Ein freundlicher Zuspruch würde nützlicher sein, als alle Religionsgespräche."

„Bitte, Herr Doktor," versicherte Schwester Marie, „Sie können hierüber ganz beruhigt sein. Der Pfarrer ist ein einfacher Mann, der froh ist, wenn man ihn mit theologischen Fragen unbehelligt läßt; und meine Freundin ist eine liebe Frau, die Gewissenhaftigkeit und Aufopferung selber. Wilfried könnte im Paradiese nicht besser aufgehoben sein, als bei den guten Leuten am Thunersee. Darf ich schreiben?"

Unwillkürlich mußte der Arzt über den Eifer der Krankenschwester lächeln.

„So arg wird der Himmel nicht sein," sagte er, „immerhin soll es mich freuen, wenn Wilfried für einige Wochen dort Unterkunft findet." Und geschrieben wurde noch denselben Morgen, und schon nach Verlauf einiger Tage traf aus der Schweiz zusagende Antwort ein.

Der Morgen der Abreise war gekommen. Wilfried öffnete das Fenster, frische Luft strömte in das Zimmer, und draußen stand der Garten in seiner üppigsten Frühlingspracht. Der Abschied vom Lindenhof fiel ihm doch schwer; wie das Landen an einer friedlichen Insel war ihm der Aufenthalt nach all den Stürmen vorgekommen. Still drückte Wilfried die Hand des Arztes. „Liebe," flüsterte er, „wohin ich sehe, nichts als Liebe. Wo ist Gott?" — Ein letzter Blick, ein nochmaliger Händedruck sagten mehr als alle Worte der Dankbarkeit. Lebe wohl, du treuer Freund! Lebe wohl, treue Schwester Marie! Ade, ihr guten Schwestern alle."

Wieder hinaus zu fremden Menschen, abermals hinausgestoßen in die weite Welt! Wir glauben, frei zu sein, wir schmeicheln uns, das Höchste errungen zu haben; und nun werden wir hin- und hergeschoben wie hilflose Kinder. Nachdenklich lehnte sich Wilfried in die Wagenpolster zurück.

Die Reise nach dem Thunersee nahm mehrere Stunden in Anspruch, und Wilfried freute sich, als er spät abends im blumenumrankten Pfarrhause am Seegestade Einkehr halten konnte. Seine einzige Besorgnis war gewesen, auf der Eisenbahn irgend ein bekanntes Gesicht zu sehen; nicht etwa aus Furcht vor den Bekannten selbst, als vielmehr vor den vielen Fragen, mit denen jene ihn, den Totgeglaubten, sicherlich bestürmt haben würden. Freilich, hätte Wilfried gewußt, daß in demselben Augenblicke, als er dem Freunde zum letztenmal zuwinkte, seine ebenso ahnungslose Cousine, Frau

Lizzie Wenden, den Bahnhof betreten hatte, er würde einen Rückfall bekommen haben.

Herzlich war die Begrüßung von seiten der Pfarrleute, als Wilfried die Hausglocke zog. Sie führten ihn durch die Galerie, die nach Art der Schweizer Landhäuser um das Gebäude herumläuft, in ein niedliches Zimmerchen, das freie Aussicht auf See und Gebirge bot. Aber Wilfried fühlte sich von der Reise viel zu ermüdet und schläfrig, um die Schönheiten der Gegend schauen zu können, und lag bald in tiefem Schlafe, in seiner allerliebsten Stube.

Achtzehntes Kapitel.

Schwester Marie hatte sich keiner Übertreibung schuldig gemacht. Ein traulicheres Fleckchen Erde als das Dörfchen am Thunersee gab es nicht leicht. Da lag die halb verschleierte Morgenlandschaft, weiße Dünste schwammen auf dem See und den Ufergeländen, während leichte Nebelstreifen die dämmerigen Berghalden wie sanfte Schlummerbilder umfingen. Je weiter der Blick schweifte, desto undeutlicher zerflossen alle landschaftlichen Gebilde; ein silberner Dunstozean verschlang Berg und See, und sonnetrunken badete das ferne, wellige Hügelland in seinen weichen Wellen. „Wie

ein Traum, ein lichtes Traumbild, ach, wer so schön träumen könnte!“ dachte Wilfried, als er selbst traumverloren in die Morgenlandschaft schaute.

Noch durchschnitten nicht allerorts zahllose Bahnen und Bähnlein die schöne Landschaft, noch waren die Berge nicht durchlöchert und mit elektrischen Drähten behangen bis zum Überdrusse, die dem Beschauer die Freude an der Natur völlig vergällen. Allmählich verscheuchte die Sonne die gespensterbleichen Dunstschleier, und die riesigen Schneehäupter des Oberlandes flimmerten im strahlenden Morgenlichte. Noch eine Weile, und Wald und Wiese, Berg und See glänzten im Golde des siegreichen Tages.

Wilfried fühlte sich leicht und wohl, und es fiel ihm schwer, nicht aufzujauchzen. Auch er war ein aus Todesgruft Erstandener, eine freundliche Sonne hatte die gespenstigen Nebel, die seinen Geist umdüstern wollten, verscheucht. Auch in ihm war es Tag geworden.

Wilfried hatte anfänglich, als ihm Doktor Maurizio noch einen Aufenthalt in den Bergen verordnete, kaum seinen Unwillen verbergen können, denn allzugern wäre er gleich nach der Heimat gereist. Jetzt sah er ein, wie gut es der Freund mit ihm meinte. Der Aufenthalt im friedlichen Pfarrhause gab seinem Gemüte wieder eine wohltuende Ruhe. Seine Gesundheit und Blüte kehrten zurück und mit ihr die Freudigkeit und Kraft, welche reine Gesinnung gewährt.

Vollkommen ist ja allerdings nichts in diesem

Leben, selbst nicht in einem Pfarrhause, am allerwenigsten in der Natur draußen; und das sollte auch unser Freund am Thunersee erfahren. Der Monat Mai ist wie sein Nachfolger Juni im Gebirge ein gar eigensinniger Geselle. Lichtvolle Tage wechselten ab mit kühlen Regenzeiten, und zur Abwechslung überschüttete ein kalter Nordost die trotzige Flyschpyramide des Niesen mit einer Schicht angehäufter Schneeflocken. Aber für den, der Not und Tod überwunden hat, gibt es keine Langeweile mehr. Was kümmert ihn der Gewitterstum, was die Gluthitze der Sonne, ja, selbst das dumpfe Rollen des Erdbebens!

Glücklich der Mensch, der auch bei schlechtem Wetter sich ohne Vereinsfahne und Kartenspiel vergnügen kann! Ja, glücklich der Mann, singt Shakespeare, der Zungen in Bäumen findet, Bücher in den murmelnden Bächen, Predigten im stummen Gestein und Gutes überall! Das scheinbar Unwichtigste erweitert sich ihm zu einer großen Welt: Dem Sinnenden sind, wie Carlyle sagt, alle Dinge Fenster, die ihm einen Einblick in die Unendlichkeit selbst öffnen.

Nicht eine Stunde brach an, welche Wilfried ohne irgendwelche Beschäftigung fand. Zwar hatte ihm der fürsorgliche Doktor das Lesen und jegliche Arbeit geistiger Art verboten. Aber dafür half Wilfried mit unermüdlichem Eifer den Bauern, die Obstbäume von den Spinnmotten und Maikäfern zu säubern, die dieses Jahr besonders massenhaft auftraten. War aber die Witterung zu Ausflügen geeignet, so nahm er seinen geologischen

Hammer und durchforschte die Schutthalden der Berghänge mit einer erstaunlichen Ausdauer. Auch brauchte er nur das Dampfschiff zu besteigen und ans jenseitige Ufer zu fahren, um in dem zerrissenen Kreidegebirge eine mannigfaltige Ausbeute von Versteinerungen zu machen.

„Nein, dieser Bergkristall, dieses Marienglas!“ rief er mit Entzücken, als er an einer steilen Halde kletterte. Und Wilfried klopfte und hämmerte mit Aufbietung all seiner Kräfte; und wie er klopfte, wollte es ihn bedünken, als ob er sich stärker fühlte, als er gewußt hatte. Und wie die Hammerschläge das bröckelige Gestein zerschmetterten, da war es ihm, als ob der letzte Rest von Visionen in seinem eigenen Kopfe zertrümmert würde. Rein und lauter sollte sein Denken sein, wie diese von Schlacken befreiten Kristalle.

Wilfried hatte, als er ins Pfarrhaus gekommen war, nichts anderes erwartet, als daß ihn der Herr Pfarrer auf seinen Spaziergängen begleiten würde. Doch war dies nicht der Fall, obgleich sein neuer Freund stets die bereitwilligste Auskunft über die Gegend erteilte. Erst später sah Wilfried den Grund ein: Der würdige Geistliche besuchte täglich Kranke und Leidende seiner Gemeinde; und wo ein Menschenleben auf dem Spiele stand, da ließ er sich am Bette nieder und tröstete mit Wort und Tat. In der Ausübung dieses Samariterwerkes war die Frau Pfarrer ihrem Gatten eine getreue Helferin, von der das biblische Wort galt, daß die linke Hand nicht wußte, was die rechte tat. Wie oft sah Wilfried die gute Frau

am Nachmittage außer Atem die Berglehne hinaufeilen, wie oft abends von der armseligen Hütte oben an der Felswand zurückkehren; und daß sie den Gang über Geröllhalden und Sumpfwiesen nicht der schönen Aussicht wegen gemacht, die man da oben genießt, wußte er.

Wenn aber der gute Seelenhirte von seinen Krankenbesuchen heimgekehrt war, dann konnte man sicher sein, ihn in dem Garten zu finden, auf den der Herr Pfarrer besonders stolz schien. Dieser Garten war so sorgfältig gepflegt, als man sich denken konnte, ausgeschmückt mit allen Arten von Blumen und Sträuchern, die das Klima hervorbrachte, und mit so vielen Abwechslungen, als der geringe Raum gestattete.

Der feuchten Witterung war unversehens eine anhaltende Trockenperiode gefolgt. Da galt es, allabendlich die Gemüsebeete fleißig zu begießen; auch Wilfried half kräftig mit. Wie ärgerlich, daß in dem Augenblicke, als der Herr Pfarrer sich eine blaue Schürze umband und die Gießkanne zum Rohrbrunnen stellte, ein Besuch aus dem benachbarten Luxusbade angemeldet wurde.

„Die Bohnenbeete sind ganz zerwühlt," rief zugleich die Frau Pfarrer vom Lattenpförtchen her, „die Hühner haben den Samen aufgepickt."

Der Herr Pfarrer war von seelengutem Wesen. Wenn aber seinem Bohnengarten Unheil widerfuhr, dann machte ihn der Unwille seines Herzens so reizbar, daß er den Hühnern gerne eine Strafpredigt gehalten haben würde, wenn sich die Bösewichter nicht rechtzeitig entfernt hätten. So

kam es, daß der Herr Pfarrer in seinem Unwillen der Gattin einige unmutige Worte sagte und sich schmollend auf sein Studierzimmer zurückzog.

„Mein lieber Mann ist von den Pflichten seines Berufes derart erfüllt," sagte die gute Frau zu Wilfried, der schweigend dagestanden hatte, „daß er sich nur selten Ruhe gönnen kann. Niemand wird je von den sorgenvollen Stunden erfahren, die ein gewissenhafter Geistlicher durchleben muß und welche auch den Langmütigsten auf eine harte Probe stellen."

„Darf ich den Herrn Pfarrer auf einem Krankenbesuche begleiten?" fragte Wilfried.

„Wenn Ihre Nerven stark genug sind, den Anblick zu ertragen, von Herzen gern, es wird meinem Mann Freude machen."

So stieg denn Wilfried am nächsten Mittage an der Seite des Ortsgeistlichen durch Wiesen und Baumgruppen steil bergan. Immer prächtiger wurden die Landschaftsbilder, welche sich entrollten; tief unten auf dem See bewegten sich Wolkenschatten, während die vorherrschende Föhnströmung die Schneehäupter drüben in nie gesehener Schärfe über Mulden und Matten hervortreten ließ. Auf dem Scheitel des Berges bewegten sich eine Menge leuchtender Punkte wie Flämmchen und erregten Wilfrieds größte Verwunderung. Es waren Schafe, deren nasses Fell beim Reflex der Sonnenstrahlen wie Silber glänzte. — Da tönte ein jammervolles Geschrei den Berg hinunter. Erschrocken wandte Wilfried den Blick von dem

herrlichen Landschaftsbilde und sah seinen Begleiter fragend an.

„Es ist der arme Kranke, den wir besuchen. Schon seit einiger Zeit einem Magenübel unterworfen, geriet er einem Charlatan in die Hände, der das Übel nicht erkannte und den armen Menschen verhinderte, rechtzeitig einen erprobten Arzt zu Rate zu ziehen. Nun ist alles zu spät, und der Märtyrer siecht langsam dem Tode entgegen. Es ist entsetzlich, was der Arme erdulden muß; und wer nicht selbst Ähnliches durchgemacht hat, der vermag auch mit dem tiefsten Mitgefühl sich kein Bild zu machen von dem, was das Wort Leiden bedeutet."

Unten am See fährt auf der schneeweißen Landstraße eine Kutsche, deren Insassen sich behaglich in die Polsterkissen lehnen und im Anschauen der Naturschönheiten schwelgen; hier oben kämpft den gräßlichen Todeskampf ein Mitmensch und fleht in jammervollen Worten Gott um Erlösung. Entsetzt trat Wilfried zurück, er glaubte eine Leiche auf dem Holzschragen zu sehen, aber es war ein totenähnliches Gerippe, ein schrecklich verzerrtes Angesicht, aus welchem alle Farbe gewichen war.

O, das unsägliche Elend in dieser Hütte! Wilfried verlor beinahe alle Selbstbeherrschung. Er hörte die Trostesworte des Seelsorgers nicht; zerrissenen Herzens stand er, unfähig, ein Wort zu sprechen. Die arme Frau des Todkranken kochte ihr kärgliches Mahl, Wilfried sah es nicht. Scheint denn die Sonne noch draußen, wenn hier drinnen

die Luft vom Schmerzensgestöhne unseres Mitbruders erzittert? —

Von diesem Tage an besuchte Wilfried regelmäßig die Hütte an der Felswand und nie ging er fort, ohne die arme Frau mit einer Gabe erfreut zu haben. Und so wonniglich war kein Ausschauen in die leuchtende Gletscherpracht draußen, als ein Blick in die freudeverklärten Züge der Greisin, wenn sie die Hand des Fremden dankbar drückte. Goldene Liebe — es ist viel Gold allüberall, du mußt es nur aus dem Herzen herausholen. Wo ist das Glück?

Mit aufrichtiger Freude vernahmen Doktor Maurizio und Schwester Marie die günstigen Berichte über das Befinden ihres Freundes. „Wenn die Taube mit dem Ölblatte erscheint," schrieb der Herr Pfarrer, „dann ist die frische Gase nicht fern. Herr Wilfried ist wieder munter und erfreut sich jetzt eines erquickenden Schlafes, dieser Würze am Gastmahl des Lebens. Daß er noch keine Zeitungen lesen darf, ist jedenfalls eine weise ärztliche Vorschrift für alle Fälle. Gegenwärtig hätte unser Freund indessen nichts zu befürchten, das ihn aufregen könnte, denn es herrscht überall wohltuender Friede, und es freut sich alle Welt der wahrhaft bezaubernden Sommertage. Sie können sich denken, welch ein Strom von Naturfreunden sich über unsere Gegend ergießt. Ein freundliches Lebensbild, das gewiß die Geistlichen der Städte mit der Enttäuschung aussöhnt, daß ihre Gottesdienste nicht so stark besucht sind.

Herr Wilfried sieht ganz anders und besser aus,

als wie er vor einigen Wochen unser Tuskulum betrat; aber ein gewisses tiefsinniges Wesen ist doch an ihm bemerkbar. Er muß Seltsames durchgemacht haben; aber Ihrem Wunsche gemäß, vermeiden wir es sorgfältig, über dergleichen mit ihm zu sprechen."

Über fünf Wochen weilte nun Wilfried im Pfarrhause am Thunersee, und seine Gesundheit hatte sich derart erholt, daß er nunmehr an die Heimreise denken konnte. Mit den wiedergekehrten Kräften erwachte in ihm auch der Arbeitsdrang; die lange Untätigkeit bemühte ihn, und sein höchster Wunsch war, sich eine Existenz neu aufzubauen, die er einst so unbedachter Weise zertrümmert hatte.

Die Kristalle und geologischen Schätze, welche Wilfried in der Umgebung gesammelt, hatten sich so vermehrt, daß sie in eine Kiste verpackt und mit der Post ans Ziel geschickt werden mußten. Die Empfängerin konnte nur Frau Klara sein. Wilfried dachte hin zu seiner guten Mama, die jetzt seine Lieblinge erhält, ein wonniges Lächeln überfliegt ihr bleiches Antlitz, wenn sie die Handschrift ihres Sohnes erkennt.

Den heutigen Tag, den letzten in der schönen Schweiz, benutzte Wilfried zu einer Fußreise dem südlichen Seeufer entlang. Heute lagen keine Wolkenschatten mehr auf dem See, ein frischer Nordostwind kräuselte die blaue Wasserfläche, und ein ungetrübter Himmel wölbte sich über die in Duft getauchte Landschaft. Es war ein vergnügliches Dahinwandern auf der einsamen Land-

straße, und erst, als Wilfried jener Gegend sich näherte, wo sich Berg und Tal, See und Fluß die Hände reichen, zeigten sich wieder Menschen und menschliche Wohnungen.

Immer großartiger gestaltete sich der Blick auf die Schneegebirge; aber das Menschengewühl wurde immer dichter, so daß Wilfried fast froh war, als er in der Fortsetzung einen Hotelgarten erblickte, der dem Ermüdeten Schatten und friedliche Ruhe bot. Es war ein liebliches Plätzchen; und für solche, die offene Augen hatten, barg auch die Aussicht einen ungewöhnlichen Reiz. Wilfried hatte sich eben angeschickt, das aufgetragene Essen zu verzehren, als vom anderen Ende des Gartens her Lärm ertönte und eine alles durchdringende Stimme vernommen wurde. Jedermann schaute auf, es war ein kleiner, vornehm gekleideter Herr mit zorngerötetem Gesichte, der den Hotelkellner wegen langsamer Bedienung barsch schalt und dann laut brummend die Treppe hinaus schritt. Was war das für eine Stimme? Aufmerksam schaute Wilfried nach dem Entrüsteten und erkannte zu seinem größten Erstaunen seinen Oheim Arved aus Blauenstein, den, der Himmel weiß was, nach Interlaken gebracht haben mochte. In diesem Augenblicke erschien der Oberkellner, blieb ruhig vor dem kleinen Herrn stehen und sagte mit verschleierter Stimme: „Darf ich Sie, lieber Herr, um etwas Ruhe bitten, in diesem Momente ist der Chef unseres Hauses verschieden.“ Verwirrt, beschämt, sah der kleine Mann zu Boden und verschwand hinter den Bäumen des Höheweges, ge-

folgt von den spöttischen Blicken der Anwesenden. Onkel Arved hatte seinen Neffen Wilfried nicht bemerkt.

Ein schöner Genuß stand Wilfried noch bevor, die abendliche Rückfahrt auf dem See. Eben war die Sonne hinter dem Stockhorn hinabgesunken, und nur die Alpen glühten noch im aufleuchtenden Rot, als Wilfried mit den abwechselnsten Eindrücken, die ihm der Tag gebracht, das gastliche Pfarrhaus wieder betrat.

Der Morgen der Abreise war da. Warm schüttelte Wilfried den wackeren Pfarrleuten die Hand; alles nahm herzlichen Abschied von ihm, und selbst die unwirsche, stets brummende Jette aus dem Nachbardorfe, die der Frau Pfarrer im Hause Hilfsdienste leistete, ließ es sich nicht nehmen, dem Fremden das Köfferchen zur Station zu tragen.

Wieder fuhr Wilfried durch das hügelige, obstreiche Gebiet dem See entlang, schon wurde die Bucht von Spiez mit ihrem Springbrunnen sichtbar, der von den meisten Reisenden für eine Luftspiegelung gehalten wurde. Noch einmal schimmerten im Rückblicke die Schneezinnen des Oberlandes, dann schwanden Berg und See. Bald lag auch das alte Bern hinter den Reisenden, jetzt tauchten die blauen Ketten der Jura- und Schwarzwaldgebirge im Norden auf. In Basel gab's nur kurzen Aufenthalt, und nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt sah sich Wilfried wieder in der ihm durch tausend Erinnerungen teuer gewordenen Hauptstadt.

Mit anderen Gefühlen, als er ausgezogen war, betrat Wilfried am nächsten Morgen, so früh es die Spitalordnung erlaubte, die Hallen des Lindenhofes und wurde von dem treuen Freunde als auch von der Wärterin aufs herzlichste willkommen geheißen. Nur gut, daß heute nicht Operationstag war, und so konnte wenigstens Schwester Marie dem Gaste eine Stunde schenken.

„Warum schauen Sie mich immer so an, liebe Schwester Marie?" fragte Wilfried, als er ihr die wunderbare Geschichte seiner Vergangenheit, sowie das Schicksal so mancher in die Erzählung verwebter Personen berichtet hatte.

„In diesen Tagen," begann Schwester Marie, „mußte ich oft an jene Stunde in Ihrem Elternhause denken, die uns für immer trennen sollte. Sie, Wilfried, rüsteten sich als angehender Gymnasiaste zur Abreise nach dieser Stadt; Miß Richardson reiste an demselben Tag nach Birmingham; und dann war noch jemand im Hause — richtig, jenes schüchterne Mädchen, die dritte im Bunde, was mag wohl aus ihr geworden sein?"

Wilfried antwortete nicht. Der Anruf an alte Zeiten hatte sein Innerstes bewegt. Ein holdes, lockiges Köpfchen war vor ihm aufgetaucht; vom Weinen gerötete Äuglein, die er getröstet, blickten ihn fragend an.

Schwester Marie sah den Nachdenklichen, der wie geistesabwesend vor sich hinstarrte, verwundert an. Die Gehirnkrankheit konnte doch ihre Spuren hinterlassen haben. Wie wenn Wilfried

die Gedanken der treuen Person erraten hätte, drückte er ihr lächelnd die Hand.

„Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt," sagte er hierauf, „ließ ich mich ins Verderben hinreißen. Ich kam soweit, daß ich die Welt haßte und mich für einen Verlorenen hielt, den die Welt ausgestoßen hatte. Aber ich habe gelernt. Ich glaubte alle Hoffnungen mit ins Grab zu nehmen, aber sie sind neu erstanden mit mir. Ja, ich möchte mit dem Dichter ausrufen: „O Gott, das Leben ist doch schön!"

In diesem Augenblicke kam Doktor Maurizio in seinem Arbeitsgewand in das Zimmer.

„Stille, Lieber," sagte er, so oft Wilfried ihm danken wollte, „deine Genesung ist mir mein schönster Dank. Apropos, weißt du es schon, gestern wurde in der Halle des Gymnasiums die Büste unseres verstorbenen Direktors feierlich enthüllt. Schade, daß du nicht an dem Anlasse teilnehmen konntest!"

„Um des Himmels willen," rief Wilfried mit komischem Entsetzen, „verschone mich mit Marmorblöcken. An diesen Steinen klebt Blut, versicherte uns der liebe Professor Michael, der die Steinbrüche zu Carrara kannte und das Elend der gequälten Lasttiere, die dort verwendet werden, nicht genug schildern konnte. Wozu die bleichen Leichensteine unserer Lieben? Sind die verstorbenen Freunde nicht auf geheimnisvolle Weise noch bei uns, wenn wir das wirkliche Wesen, was sie waren, in uns aufnehmen und den Weg, den Sie uns wiesen, wandeln!"

Beladen mit tausend Grüßen von Schwester Marie an alle Lieben in Blauenstein und begleitet von den Segenswünschen des Doktors verließ Wilfried die Heilanstalt Lindenhof und die Hauptstadt.

„Und laß uns baldigst wissen," rief lachend Doktor Maurizio beim Abschiede, „was die guten Blauensteiner zu deiner Auferstehung sagen. Auf gute Verrichtung und baldiges, fröhliches Wiedersehen!"

Neunzehntes Kapitel.

Tropische Hitze lagerte heuer über Mitteleuropa, tropisch waren die Gewitter, sommerlich duftete es draußen auf den gemähten Wiesen. Schon stahlen sich kleine Früchte durch die Blätter der Obstbäume; und selbst die Pflaumen- und Pfirsichbäume, die im feuchtwarmen Frühjahre halb kahl benagt waren, verhießen einen reichen Herbstsegen. In der Blauensteiner Gegend rüstete man zur Emdernte.

„Ich weiß gar nicht, wie mir ist," sagte im Rosengarten Frau Lizzie Wenden zu ihrer Mama, bei der sie einige Tage auf Besuch weilte, „als ich neulich den Bahnhof unserer Stadt betrat, sah ich einen unbekannten Herrn im Gespräche mit einem jungen Menschen, dessen Gesichtszüge mich

unwillkürlich an Wilfried erinnerten. Betroffen wollte ich näher treten, aber das Zeichen zur Abfahrt des Zuges wurde gegeben, und der Seltsame entschwand meinen Augen."

Frau Lucie Ulrich runzelte die Stirne, sie schien beides, ärgerlich und verstimmt zu sein.

„Dummes Zeug, Lizzie," sagte sie endlich, „er ist ja tot."

„So ist unser alter Schimmel," warf die Dame spitzig ein, „was nützt es, mir Dinge zu sagen, Mama, die die Welt seit Jahren weiß?"

„Ich will es dir nur sagen, Lizzie," entgegnete Frau Lucie unruhig, „es würde dir freilich unangenehm sein, wenn Wilfried wieder käme. Laß den Verstorbenen ruhen. Was auch seine Fehler gewesen sein mögen, laß sie mit ihm begraben sein. Denk an das alte Mahnwort: „Nur Gutes über die Toten"."

„Pah!" meinte Frau Wenden in wegwerfendem Tone, „begraben oder nicht begraben, ich kann den Leuten ihre Mäuler so wenig stopfen, so wenig man die Sonne mit einer Lichtschere auslöschen kann. Gute Nacht, Mama."

Wilfried war tot, das war die Hauptsache, und es liegt der Welt nicht viel daran, einen, der sich nicht verteidigen kann, gerechter zu beurteilen. Sonderbar aber schien es, daß die sentimentale Frau Klara neulich die Trauerkleider abgelegt hatte. „Sie ist froh, wenn man nichts von ihrem Früchtchen sagt," lautete Frau Lizzie Wendens Urteil; so dachte der heilige Cyril van Diemen auf den Antipoden.

Während diese Unterredung im Stammhause der Familie Ulrich stattfand, ging gegenüber im Erkerhause eine Szene ganz anderer Natur vor. Noch am späten Abend saßen Frau Klara und ihre drei Töchter, die aus der Oberamtsstadt herbeigeeilt waren, im festlich geschmückten Wohnzimmer, wie wenn sie auf jemand warteten. Katrine die alte, getreue Katrine, konnte kaum ihre Neugierde bezähmen. Wer mochte der fremde Herr sein, für den sie das Gastzimmer herrichten mußte? Ein Kranz von Feldblumen hing über dem Eingange.

Da öffnete sich die Haustüre.

„Mein Kind, mein Kind!" schluchzte Frau Klara, und die treue Mutter drückte ihren verlorenen und wiedergefundenen Sohn an das Herz. Stille war's im Zimmer, lang hörte man nur das Schluchzen der Anwesenden. Wer könnte es wagen, diese Szene hier darzustellen, wo so viel gesagt und doch fast kein Laut gesprochen wurde. Mit halb erstickter Stimme lag Wilfried in den Armen seiner Mutter und Schwestern; erst allmählich fanden sie wieder Worte, die ein solch erschütterndes Wiedersehen bringen mußte. Lange nach Mitternacht begab man sich zur Ruhe. Die süße Überzeugung, sich wieder daheim im heimatlichen Hause zu befinden, beruhigte den Aufgeregten, und Wilfried erwachte nicht eher, bis die Strahlen der Morgensonne auf seinem Antlitze spielten.

Als Wilfried die Augen aufschlug, war er ganz verwirrt. War er noch in der Pension Holloway oder im Lindenhofe? Ach nein, da hing ja über dem Bette das alte, trauliche Bild von dem

unschuldigen Kinde, das auf ihn, das unschuldige Knäblein, einst gelächelt hatte.

Im Wohnzimmer rüsteten die Schwestern den Frühstückstisch.

„Wie gut der Bruder aussieht!“ sagten sie. „Aber er hat sich verändert. Als er nach England ging, war er ein Kind für sein Alter, jetzt ist er alt für seine Jahre. Aus dem Knaben ist ein Mann geworden.“

„Und so tiefsinnig,“ ergänzte die glückliche Frau Klara, „ja, Gott hat Wunder in ihm geschafft.“

Die Freude der alten Katrine war grenzenlos, als sie in dem Heimgekehrten den längst Totgeglaubten erkannte. Wie wenn ein Gespenst aus dem Friedhofe drüben erschienen wäre, so starrte sie den Sohn des Hauses an; und nur mit Mühe konnte Frau Klara der alten Person begreiflich machen, daß es sich um einen leibhaftigen Menschen mit Fleisch und Blut handle. Dann aber schüttelte Katrine unter Freudentränen seine Hand und war überschwänglich in ihren Glückwünschen über seine Wiederkehr.

„Es soll mich nur wundern,“ murmelte sie in der Küche, „was die da drüben sagen werden. Na, die aus der Hauptstadt kommt gerade recht, die wird noch die Gelbsucht kriegen.“

Der erste Ausgang, den Wilfried in Blauenstein machte, galt nicht dem Stammschlosse Onkel Arveds drüben, sondern dem kleinen Hinterhause, wo über den Stallräumen das Gesinde seine Wohnungen hatte. Da war noch alles wie in vergangenen Zeiten: die knarrende, sonnengebräunte

Haustüre, die enge Wendeltreppe. Ohne Zögern betrat Wilfried die Schwelle der niederen Wohnstube und öffnete die Türe, obgleich auf die Gefahr hin, den Alten drinnen vor Entsetzen Krämpfe und Ohnmachten zuzuziehen, denn auch sie mußten ihn längst unter den Toten wähnen.

„Melchior, Christian!"

Aber da war kein Melchior, kein Christian mehr zu sehen, und nur der Stiefelknecht guckte neugierig hinter dem Ofen hervor. Unter dem Tische steckten alle beide und hatten sich förmlich zu einem Klumpen zusammengedrückt. Geraume Zeit dauerte es, bis Wilfried die guten Leute überzeugte, daß er selbst, Wilfried, und nicht ein Begrabener erschienen war. Furchtsam kamen sie heran, betrachteten ihn, betasteten ihn mit ihren schwieligen Rechten; und Christian setzte seine alte Nasenquetschbrille auf, um den lebendig Toten genauer besehen zu können, während Melchior mit der einen Hand die Nase des Wunders, mit der anderen die lockigen Haare desselben streichelte.

Dann aber flossen Freudetränen über die runzligen Gesichter der beiden Alten, und Wilfried hätte sich schämen müssen, wenn er nicht erkannt hätte, welch redliche Freunde er durch sie zurückerhielt.

„Daß ein Besuch aus fernen Landen in Ihrem Hause erwartet wurde, spürten wir wohl," schluchzte Melchior in herzbrechender Weise, „aber daß Gott mir noch diese Freude widerfahren läßt . . ."

„Wenn der andere von Australien gekommen wäre," polterte Christian und ballte seine Fäuste,

„ich hätte ihm den Tisch an den Kopf geworfen, so wahr ich ein leibhafter Sünder bin."

„Nun, das wäre auch nicht nötig," lachte Wilfried, als er den beiden die Hand beim Weggehen schüttelte.

Wilfried hatte am Morgen Briefe geschrieben und begab sich aufs Postamt. Verwundert schaute er um sich. Er sah neue Gesichter, hörte über neue Dinge reden, er konnte kaum glauben, daß es dieselbe Welt war, die er vor Jahren verlassen; aber betroffen blickte ihm hin und wieder jemand auf der Straße nach und rieb sich die Augen, wie wenn er sich auf etwas besinnen müßte. Erstaunt schaute Wilfried auf den Neubau am Kirchenplatze, der wie ein König unter den Häusern dastand. Drüben auf dem Bürgersteige kam eine vornehme Dame mit Hutfedern und einem Schlepprocke, wie Wilfried es in Blauenstein noch nie gesehen, dahergesegelt. Der Ort mußte sich merklich verändert haben.

„Um Gotteswillen, was war das für ein Gesicht?" dachte ihrerseits die Vornehme, als sie des jungen Mannes ansichtig wurde und ihm erschrocken nachstarrte. Ihre kleinen, tiefliegenden Augen bewegten sich unstät, eine aschgraue Blässe überzog ihre Lippen, und ihr Gesicht wurde abwechselnd heiß und kalt. Sie keuchte zweimal, rang mühsam nach Atem und fiel mit einem hysterischen Schrei auf das Straßenpflaster. Frau Lizzie Wenden lag in einem Ohnmachtsanfall und wurde von Herbeieilenden in die nahe Apotheke gebracht.

Blauenstein war erregt, Blauensteins Pulse schlugen rascher. Die Toten sind auferstanden! Wilfried lebt und weilt abermals unter uns! Gruppenweise standen die Leute auf dem Kirchenplatze. Ein Glück, daß das Städtchen nicht im Belagerungszustande war, die Soldaten hätten mit der Säuberung der Straßen ihre liebe Not gehabt. Alle Vorübergehenden warfen neugierige Blicke an Frau Klaras Haus hinauf.

Ein alter Schulkamerad Wilfrieds zog die Hausglocke, um seinen Kollegen zu begrüßen. Er war erfreut, Wilfried wieder zu sehen, denn, sagte er, wir hatten alle befürchtet, daß man dich zum Jesuitenpater machte; und nun stellt es sich heraus, daß du die Amerikaner bekehren wolltest."

„Ja," sagte Wilfried, „die Lust wandelte mich an, einmal tätowierte Indianer zu schauen. Ich freue mich Amerika gesehen zu haben; am Niagara feierte ich den weihevollsten Gottesdienst dieser Welt. Ich will dir das ein andermal erzählen, Albert."

„Wie werden alle deine Verwandten entzückt sein, dich wieder zu sehen."

„Sehr," erwiderte Wilfried in gedehntem Tone.

Der Kamerad blieb nicht lange, da ein neuer Besuch gemeldet wurde. In diesem Augenblick eilte Herr Arved Ulrich in der größten Hast die Treppe hinauf. Onkel Arved hatte sich zeitlebens gesagt, daß ihn nichts aus der Fassung bringen könne. Aber das Gerücht von dem Wiederauftauchen seines Neffen hatte ihn mächtig erfaßt. Wie sollte er vor den Totgeglaubten treten, an dessen mora-

lischer Einsargung er und die Seinigen nicht zum wenigsten tätig gewesen! Tiefe Unruhe und Unwille kämpften in ihm; Unwille über seine Schwester Klara, die das Geheimnis so geschickt zu bewahren wußte, während es doch ihre Schuldigkeit gewesen wäre, ihm, dem Oberhaupte der Familie, von allem genaue Meldung zu machen.

Onkel Arved war doch Weltmann genug, um seine innersten Gefühle zu verbergen. Mit etwas unsicherem Schritte näherte er sich dem Totgeglaubten und sagte einige freundliche Worte. Schwere Stille herrschte im Zimmer.

„Das ist ja viel Neues auf einmal," brachte endlich Onkel Arved hervor, „hätte es meiner Schwester Klara gefallen, den Schleier zu lüften, statt die Geheimnisvolle zu spielen, dieser bemühende Auftritt wäre uns erspart geblieben."

Eine Träne schimmerte in Frau Klaras Auge.

„O Arved, wie konnte es anders sein? Wem würde ich mich lieber anvertraut haben, als dir, meinem Bruder! Aber ich bin dir fremd geworden, du bist mir fremd geworden."

Erstaunt sah Onkel Arved seine Schwester an.

„Wie kommst du dazu," sagte er endlich, „mich hier zur Rede zu setzen über Dinge, die nicht im entferntesten hergehören?"

„Erlaube, Onkel," nahm Wilfried das Wort, „Mamas Worte treffen den Nagel auf den Kopf. Vertrauensvoll wollte sich die Schwester dem Bruder nähern, aber sein Haus, wo sie eine Zuflucht zu finden hoffte, verschloß sich ihr als fremde Stätte. Wenn sie bei dir Trost suchte, fand sie

nur Vorwürfe und Schmähungen. Tausendfach habe ich gefehlt, Onkel, gesündigt, und gelitten; aber in deinem Hause bin ich begraben worden, begraben mit Leib und Seele. Und wenn es nach euerem Wunsche gegangen wäre, würdet ihr noch gestern Steine auf mein Grab gehäuft haben."

Unbeschreiblich war der Ausdruck, mit dem Onkel Arved den Sprecher anstarrte. War das der linkische Wilfried, der nirgends hin zu passen schien und kein vernünftiges Wort sprechen konnte! Etwas wie Achtung vor dem jungen Manne stieg in ihm auf. Wilfried sprach so ruhig, so bestimmt und doch so ganz ohne Leidenschaft, daß Onkel Arved angenehm überrascht war.

„Wenn ich dir in irgend etwas behilflich sein kann," wandte er sich zu Frau Klara, als Wilfried den Bericht über seine Erlebnisse in kurzen, aber unumwundenen Worten beendet hatte.

„Danke, Onkel," sagte Wilfried freundlich, „der Sohn des Hauses wird die Stütze der Mutter sein. Da wir das Haus dem Nachbar verkaufen werden —" Onkel Arved schaute hoch auf bei dem Worte wir, „ — und die Schwestern in der Oberamtsstadt verheiratet sind, neigt auch unser Aufenthalt in Blauenstein dem Ende zu."

Onkel Arved empfahl sich. Er wünschte sich innerlich Glück, der gefürchteten Unterredung so rasch enthoben zu sein; aber er hatte doch das Gefühl eines Mannes, der sich beständig seiner Unentbehrlichkeit bei anderen geschmeichelt hatte und nun plötzlich dastand wie ein Entlassener, auf

dessen Hilfe man gerne verzichtet. Sein Reich in diesem Hause war zu Ende.

Tante Lucie hatte am Fenster gesessen, direkt gegenüber dem Erkerhause ihrer Schwägerin, zu welchem sie heute häufig hinüberschaute, sie wußte selbst nicht warum. Da wurde plötzlich die Klingel heftig gezogen, und eine Menge Leute umstanden das Haus. Frau Lucie Ulrich überlief es eiskalt.

„Was ist geschehen?“ rief sie mit bebender Stimme, als sie ihre Tochter bleich und verstört ins Zimmer stürzen sah.

Die Frau Base Apothekerin begleitete die Erregte und berichtete das Vorgefallene mit fliegenden Worten: Frau Lizzie Wenden war auf der Straße bewußtlos umgefallen, hatte sich aber bald erholt, so daß die Dame ohne Verzug nach Hause gebracht werden konnte.

„Es ist eine Lüge, eine häßliche Lüge!“ kreischte die vornehme Dame, als sie sich auf dem Sofa ihrer Mama niederließ und ihre Schläfen mit Essenzen badete. Dann übernahm sie die Wut, und sie machte sich durch ein unartikuliertes Kichern Luft, indem ihr das helle Tränenwasser über das Gesicht lief. In diesem Augenblicke trat Onkel Arved zur Türe ein.

„Ich bin so erstarrt wie du, Lucie,“ sagte er mit tonloser Stimme, „aber ich habe ihn mit meinen leibhaftigen Augen gesehen, wie die arme Lizzie vor einer Stunde.“

Tante Lucie hörte teilnahmslos zu, ihr Geist schien total abwesend zu sein. Sie widersprach ihrer Tochter nicht; ihrer Tochter zu widersprechen

hatte noch niemandem auf dieser Welt Nutzen gebracht.

Schlag auf Schlag fiel in Blauenstein. Das kaiserlich königliche Postamt arbeitete Tag und Nacht, die Postablage zu Blauenstein war zum Herzen geworden, dessen Lebenswellen über die ganze Erde flossen. Bis in alle Nacht und Nächte schrieb Cousine Lizzie an ihre fünfundvierzig Basen und Vettern und erzählte das Seltsame mit fliegender Hast. An Cyril van Diemen, Salem, Westaustralien, ging ein Telegramm von dreißig Worten ab, welches der Absenderin keine kleine Summe kostete.

Auch Wilfried hatte zu schreiben.

Zwanzigstes Kapitel.

(Wilfried an seinen Freund Moritz.)

„Wie es mir wieder in Blauenstein gefällt? O Heimat, nie vergessene Heimat, dachte ich, als der altgraue Kirchturm aus dem Wiesentale auftauchte. Es war mir, als müßte ich den Zauber umfassen und an das Herz drücken, der in dem Erkennen aller Wege und Stege lag. Und da war auch das stattliche Haus mit dem Türmchen; voll und freundlich schien der Mond auf das Zimmer, das einst die liebe Großmama, auch dir in teurer Erinnerung, bewohnte.

Jetzt betrat ich das elterliche Haus; es war darin noch so wie einst, und doch kam es mir anders vor. Wiedersehen, weißt du, was das heißt? Freund, ich sah meine Mutter wieder! Mutter und Sohn schwelgten in der Wonne des Wiedersehens. Verdiene ich, glücklich zu sein? Ach, Freund, die Vergangenheit liegt oft noch schwer auf mir.

Es ist soviel als gewiß, daß wir nicht hier bleiben. Die Schlag auf Schlag sich folgenden Vorfälle haben Mama das Verbleiben in Blauenstein verleidet, und Mama und ich gedenken im Frühjahr nach der Oberamtsstadt überzusiedeln. Wie schön sich alles fügen muß! Durch die Vermittlung meines Gönners, jenes unvergeßlichen William Penn in Birmingham ist mir die Verwaltung eines Zweiggeschäftes übertragen, welches eine englische Fabrik in der Oberamtsstadt zu errichten beabsichtigt. So kann ich auch in dieser Hinsicht getrost in die Zukunft schauen.

Freund, eine freudige Überraschung, die ich nicht verdiente, harrte meiner zu Hause. Mit meiner Rückkehr ins Vaterhaus erwachten tausend Erinnerungen aus meinen Knabenjahren. Da war noch mein Briefmarkenalbum, da waren die Mineralien, die ich als kleiner Junge gesammelt und sorgfältig geordnet hatte. Siehe, da langte vorgestern, denke dir meine Freude, wohlverpackt in einer Kiste und unversehrt, wie ich sie einst dem nassen Mergel der englischen Küste entnahm, die ganze Serie der Fossilien hier an. Der gute Onkel Ernest hatte sie sofort nach meinem vermeintlichen

Tode von der Pension Holloway nach seiner Wohnung bringen lassen und aufbewahrt, wofür ich ihm den herzlichsten Dank schulde. Wie manche lebendige Erinnerung haftet an diesen aus dem Schiffbruche geretteten Steinen!

Der gute, edle Onkel Ernest! Damals war ich total unfähig, mich in die herrlichen Wahrheiten zu vertiefen, die mir der hohe Mann mit der liebenswürdigsten Weitschweifigkeit zu entwickeln suchte. „Lerne das Leben kennen," sagte er mir, „und es wird dich der Erkenntnis des ewigen Wesens näher bringen." — Freund, habe ich das Leben kennen gelernt?

Lang, lang ist's her, daß ich meine Ohrenbeichte ablegte! Ein Geständnis muß ich dir aber doch machen: Trotz deines ärztlichen Verbotes war ich doch eines Sonntags im Kirchlein am Thunersee, wo ein Geistlicher aus der Ostschweiz predigte. Der Ortspfarrer, mein freundlicher Gastgeber war unpäßlich, und der Fremde, der in Interlaken zum Kurgebrauche weilte, hielt in bereitwilligster Weise den Gottesdienst.

O Freund, du hättest die Ansprache selber hören sollen! Sie war für meine Stimmung so passend, als wenn sie dazu gewählt worden wäre. Ich will dir den Gedankengang hier mitteilen; urteile selbst, wie sehr mich dieses Thema fesselte:

„In Erfurt war am Ende des Mittelalters ein großes Bild zu sehen. Es stellte ein Schiff vor, das bis zum Himmel segelte. Dort saßen Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Priester und Mönche, aber keine Weltlichen, weder Fürsten noch Handwerker

noch Bauern. Wohl aber gingen vom Schiffe aus Seile, und an diese klammerten sich eine Anzahl Weltlicher und schwammen so notdürftig dem Himmel zu, der Rest versank.

Das Schiff bedeutete die Kirche Christi, und der eigentliche Sinn war, daß zu ihr von Rechts wegen nur gehörte, wer geistlichen Standes war, das ist, Priester, Mönche und Nonnen. Und wer von den Weltlichen in den Himmel kommt, verdankte seine Rettung einzig diesen Geistlichen. Dieses Bild, das auf jeden Beschauer einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hinterließ, ist eine treffliche Charakterzeichnung des Mittelalters und der damals allgemein herrschenden Anschauung. So wurden Geistliche und Weltliche, Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits geschieden. Wer selig werden wollte, mußte sich anhängen an die rettende Arche und den priesterlichen Geboten gehorchen, selbst wenn sie das Ungeheuerlichste forderten. Und so lebt wunderbarer Weise trotz aller Aufklärung dieser Autoritätsglaube noch heutzutage, nicht bloß in der katholischen Kirche, sondern auch bei einem Teil der protestantischen Bevölkerung fort, der durch Anschluß an diese oder jene Sekte, an diesen oder jenen Propheten die Seele retten zu können hofft und sich hiemit die Mühe des eigenen Denkens und der sittlichen Anstrengung ersparen will.

Aber wie ganz anders gestaltet sich die Weltvorstellung, wenn sie sich auf die unverfälschte Lehre Jesu und seine Verheißung von dem heiligen Geiste als dem Tröster, dem Lehrer der Wahrheit, und dem Friedensboten aufbaut! Da ist kein

abgeschlossenes Lehrgebäude, von dem es heißt: alles geglaubt oder nichts geglaubt, sondern fortwährende Entwickelung. Jedes spätere Geschlecht tritt in das geistige Erbe seiner Vorfahren, aber nicht bloß, um es ängstlich zusammenzuhalten und vor Verwitterung zu schützen, sondern um es mit eigener Denkarbeit zu vermehren zum Segen der Nachwelt.

Unsere Abhängigkeit von dem Wirken unserer Vorfahren kann keinem denkenden Menschen entgehen. Keine epochemachende Erfindung ist denkbar ohne eine Reihe von Vorarbeiten. Welch eine Menge von Experimenten, welcher Aufwand von Scharfsinn erforderte es, bis die Bazillentheorie zur eigentlichen Wissenschaft erstarkte! Welche Summe von Arbeiten liegt in der Entwickelung, der rohen Naturlaute bis zum vollendetsten Kunstgesang, der schrillen Töne des Rohrpfeifers bis zu dem harmonischen Zusammenwirken eines fein geführten Orchesters!

Das alles aber erblaßt hinter dem, was wir der Entwickelung der religiösen Erkenntnis zu verdanken haben. Auch da ist überall ein Fortschreiten von Stufe zu Stufe erkennbar; und es ist stets verhängnisvoll für jedes Zeitalter, bei irgend einer Sprosse der Entwickelung der religiösen Erkenntnis Halt zu machen und sich daselbst zu verpuppen. Man reißt nicht selten das Evangelium aus dem natürlichen Weltenverlauf, als stünde es in keinem Zusammenhange mit der vorangegangenen Zeit und wäre keiner geistigen Weiterbildung mehr fähig. Ohne das gewaltige Geistes-

ringen der Propheten wäre das große Werk Jesu gar nicht denkbar. Hat er doch bei jeder Gelegenheit sich selbst auf seine Vorkämpfer bezogen und von ihrer religiösen Glut seine Kraft und seine Begeisterung geschöpft! Aber er ist nicht bei ihnen stehen geblieben, sondern hat sich über sie emporgehoben.

Es ist uns, so oft wir auf das uneigennützige Wesen Jesu zurückgehen, als ob wir ein trübgewordenes Bächlein rückwärts verfolgen bis zu seinem Ursprunge, dem frisch sprudelnden Quell. Aber nur einfach sich verschanzen hinter dem, was von Jesu und über Jesus uns erzählt worden ist, ist einseitig und widerspricht dem Geiste Jesu Christi selbst, wenn er seinen Jüngern eine Erweiterung ihres Gesichtskreises in Aussicht stellt: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht verstehen. Der heilige Geist aber wird euch in alle Wahrheit führen."

Haltet diese Erkenntnis unserer Abhängigkeit von der heißen Arbeit unserer Vorfahren nicht für gegenstandslos! Denn nur durch sie werden wir bewahrt vor dem Übermute, der in frechem Trotze sich Luftschlösser erbaut und sich großer Dinge rühmt, während doch die Hauptarbeit nicht das Schneiden der gereiften Frucht bildet, sondern die Aussaat und Pflege der Pflanzen, und der Segen schließlich von jener höheren Hand abhängt, von der Paulus sagt: „Ich habe gepflegt, Apollo hat begossen, aber Gott ist es, der das Gedeihen gibt." — Sie bewahrt uns auch vor dem Kleinglauben, als könnte das stolze Gebäude durch die beständige

Minierarbeit schließlich zusammenbrechen. Eine schönere Belehrung gibt es in dieser Beziehung nicht, als sie Jesus jener zweifelnden Samariterin am Jakobsbrunnen erteilte, wenn er nicht etwa die Unterordnung ihres heidnischen Glaubens unter die jüdische Gesetzesreligion als das Ende bezeichnet, sondern das gleichzeitige Emporschweben beider Religionen zu jener Höhe, wo Gott angebetet wird im Geist und in der Wahrheit.

Ja, was andere säten, gedeiht zu unserem Segen; aber es heißt nicht, ihr seid in die Ernte, sondern ihr seid in ihre Arbeit eingetreten; ihr dürft nicht ausruhen auf den Lorbeeren euerer Väter, prunken mit ihrem Ruhm, fortschlendern im alten Trab, weil das die Gangart vom Vater und Großvater her gewesen ist. Auch die treuesten Väter haben viel Unvollkommenes zurückgelassen, und an ihren besten Leistungen haftet die menschliche Schwachheit. Ihr Erbe ehren, heißt also nicht so bewahren, daß, wenn sie wiederkämen, sie gar keine Änderungen finden würden, sondern das, was gut angefangen, fortsetzen, und besser machen, was unrichtig in die Hand genommen ist.

Jede Zeit bringt neue Fragen, und wenn uns die scholastischen Düfteleien über die zwei Naturen Jesu und ihr Verhältnis zu einander, die Möglichkeit einer leiblichen Auferstehung, ein plötzliches Weltende, weniger Interesse mehr abnötigen, so ist dafür die Versöhnung der modernen Naturwissenschaft mit dem religiösen Leben die Aufgabe, der sich kein denkender Mensch mehr entziehen kann und entziehen darf. Fürchtet nicht, durch

aufrichtiges Suchen nach Wahrheit den euch lieb-gewordenen Glauben zu verlieren; je tiefer ihr forscht und je freudiger ihr die Erweiterung unseres menschlichen Wissens begrüßt, desto herrlicher erscheint euch die göttliche Weltregierung, und desto demütiger sinkt ihr hin vor dem Allmächtigen, vor dem die Völker sind wie ein Tropfen am Eimer und wie ein Stäublein auf der Wage! Die sozialen Aufgaben sind im Laufe der Jahrhunderte fortwährend gewachsen, folglich kann der rechte Christussinn heutzutage noch Größeres ausrichten, als der Prophet von Nazareth in den einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen seiner Zeit. Bleiben wir nicht zurück, sondern arbeiten wir treu und redlich an der Hebung der sozialen Ungleichheit und der weitverbreiteten Notstände durch vermehrte Bruderliebe, durch Wohlwollen, durch Versöhnlichkeit. Lasset uns von Herzen das tun, wozu uns der Meister aussendet, insbesondere da wirken, wo wir am meisten ausrichten können, in unserem Familienkreise, in unserer engsten Umgebung, damit, was wir den selbstlos wirkenden Vorfahren dankbar nachrühmen, einst auch von uns gilt: Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Blauenstein teilte allerdings den Fortschritt der Zeiten, aber als Großstadt konnte es noch nicht gelten. Blauenstein war noch heute ein Land-

städtchen, wie sie alle sind. Zwar hatte der Gemeinderat die Viehwage vom Rathause nach dem Gemüsemarkt verlegen lassen, ja, das Gasthaus zum goldenen Löwen hieß jetzt Hotel Löwen, und am Kirchenplatze prangte nunmehr Stock auf Stock ein Prachtbau mit glänzenden Läden. Aber im übrigen war sich das Städtchen ziemlich gleich geblieben. Alles kannte sich, und wenn ein Fremder über die Straße wandelte, so wußte es beim Mittagessen die ganze Stadt.

Etwas geärgert fühlten sich heute die Blauensteiner. Sie konnten nichts weniger leiden, als wenn ein Mensch unter ihnen hauste, von dem man nicht alles von A bis Z wußte, wieso, woher, wohin und warum. Wilfried vollends versündigte sich stark an seinen Mitbürgern. Sie hätten seine Erlebnisse doch wissen sollen, er sollte berichten, erzählen; aber er gab nur kärgliche Antworten, wenn man ihn anbohrte, sprach zwar mit jedermann freundlich, aber mit keinem sehr viel und lange.

Nachdenklich schritt Wilfried eines schwülen Nachmittages den Fußpfad entlang, welcher beim Postamt in die Hauptstraße mündete. Richtig, da steuerte Frau Lizzie Wenden mit vollen Segeln desselben Weges. Ein Ausweichen gab es in der engen Seitengasse nicht. Das blühende Gesicht der jungen Frau hatte wieder seine Farbe gewonnen, und ihre Augen rollten, als sie Wilfried erblickte.

„Nun, Vetter," sagte sie mit einem schalkhaft sein sollenden Lächeln, das aber ihr Gesicht zu einer Grimasse verzog, „bist ja weit herumge-

kommen. Wirst mir wohl auch erzählen, wie das alles so gekommen ist."

„Die Auskunftei Cyril van Diemen, Salem, Westaustralien, wird dir kostenfrei alles Nähere mitteilen, Cousine," entgegnete Wilfried, indem er der Dame fest ins Auge blickte. Es tat ihm eigentlich leid, das Wort gesagt zu haben, aber es war ihm so über die Lippen gekommen, er wußte selbst nicht wie.

Mit einer Gesichtsmiene, die eine ganze Molkerei sauer gemacht haben würde, schaute die vornehme Dame nach. Seufzend und pustend eilte sie in das wohlbekannte Haus hinter dem Rosengarten, wo sie mit ihrer Freundin Frau Randen über die Verderbtheit der Zeiten wehklagte, während Herr Randen zwei Kilogramm Tafelbirnen nachwog, die er um einen Pfennig unter dem geforderten Preise eingemarkt hatte.

Und wieder verstrichen Tage und Wochen. Die Schönwetterperiode ging zu Ende; schon hatte der Herbst mit kalten Regenschauern unliebsame Abwechslung gebracht, und der prächtige Mischwald begann allgemach im bunten Blätterschmucke zu leuchten. Die Zeit des Umzuges nach der Oberamtsstadt rückte immer näher, es gab im Geschäfte viel zu ordnen, und Wilfried mußte oft hin- und herfahren.

„Vermag ich mir ein größeres Glück zu denken, als meinen Sohn wieder zu haben!" sagte eines Tages Frau Klara zu der getreuen Katrine. „Wie zärtlich ist er und wie gut! Und doch scheint er oft so zerstreut und in sich gekehrt."

Eines Morgens überraschte Wilfried seine Mutter mit der Meldung, daß er eine Geschäftsreise zu unternehmen habe, mit der er zugleich eine Fußtour in den schwäbischen Jura verbinden wolle. Verwundert schaute Frau Klara auf.

„Hast du das Reisen noch nicht satt bekommen, lieber Sohn? Wenn du der Erholung nötig hast, so geh doch lieber nach dem nahen Schwarzwald oder Bodensee.“

Aber Wilfried wollte nach dem schwäbischen Jura reisen, und nach dem schwäbischen Jura reiste Wilfried. Und wie er noch einen bewegten Abschied nahm, als gälte es eine Reise nach Labrador oder den Marianen im Stillen Ozeane, da schaute Frau Klara verwundert dem geliebten Sohne nach, als der Zug ihren Augen entschwand.

„Was er nur haben mag?“ dachte sie. „Wenn es nicht ein Geheimnis ist, das er vor mir, seiner Mutter verbirgt! Es ist doch sonst seine Art nicht.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Milde leuchteten die Waldkuppen des schwäbischen Jura im Glanze eines freundlichen Oktobertages. Schon hatte der Winter gedroht und die Höhen für einige Stunden mit Flocken überschüttet, aber diese mußten nochmals vor der Herbstsonne

weichen, die die Kartoffeln drunten im Tale zu vollständigen Reife brachte. Überfüllt standen Speicher und Scheune, denn die Ernte war ausgezeichnet geraten; und die Obstbäume der Talstufe keuchten unter ihrer schweren Last, während die Bewohner der sonnigen Berghalde bereits mit dem Einsammeln der köstlichen Früchte beschäftigt waren.

Munter entsprudelte dem fernen Waldgebirge ein kleiner Strom, und ein Gehölz von Erlen und Weiden, das hier die Ufer der Bäche begrenzte, beschattete noch seine Fluten, ehe er die schönen Wiesengründe, Äcker und Gärten des Tales durchschnitt. Menschenfreundliche Hände hatten hier ladende Plätzchen zur Ruhe angelegt.

Zögernd verfolgte ein junger Mann am heutigen Herbsttage diesen Fußweg. Das murmelnde Plätschern des Wassers, die Töne einiger befiederter Bewohner dieses Gebüsches, die Bilder ländlicher Anmut und Stille, die sich überall darboten, stimmten sein empfängliches Gemüt zu zarten Empfindungen, zu ernstlichem Nachdenken über vergangene Zeiten und zu süßen Träumereien der Zukunft. Glücklich der Mensch, dessen Pfad lange unter schattigen, grünen Gewölben wie dieses und kurz an der Schwüle der Sonne zum Endpunkt des Lebens, dem unermeßlichen Ozeane der Ewigkeit hinführt.

„Also das ist Neukirch," sagte Wilfried, als bei einer Biegung des Fußweges ein Kirchturmspitz durch das Gebüsch sichtbar wurde. „Werde ich die Gesuchte wohl finden?" dachte er und schritt

zögernd weiter. „Wie unbefangen herzlich sie mit mir damals plauderte. Ja, du warst ein zierliches, kleines Meisterwerk der Natur von unschuldiger Lebensfrische.“ Er zog ein weißes Papierchen aus der innersten Falte seiner Brieftasche. „Aus dem Schiffbruche gerettet! Soll mir das eine frohe Vorbedeutung sein, daß ich dich wieder finden werde?“

Entzückt betrachtete Wilfried das Bild. „Wie errötete damals das holde Geschöpf, als ich sie beim Abschiede um ihre Photographie bat! Welch unverhohlene Freude bezeugte die schüchterne Kleine, als ich ihr einige Edelweiß anbot, die ich mir in den Schweizerbergen gesammelt hatte! Ja . . . .“

Wieder hielt er in seinem Gange inne. Seine Gedanken mußten weit in die Ferne schweifen. „Welch ein Kontrast zwischen diesen zwei, drei weiblichen Wesen!“ rief er plötzlich in den Wald hinein. „Miß Knickerbocker gönne ich von Herzen ihrem Tonkünstler, Beatrice würde im Pfarrhause am Thunersee Balltoilette machen. — Ich will keine Versorgungsheirat anbieten. Ich komme nicht, um zu bringen, Liebste, ich will Empfänger sein! Du sollst mir meine Heimat, mein Vaterhaus aufbauen helfen. Als ich dein liebes Bild im elterlichen Hause wieder erblickte, da erwachte in mir ein unbesiegbares Verlangen, dich wiederzusehen und, wenn möglich, zu gewinnen.

Was wird die Welt, die Cousine, die Tante dazu sagen, wenn ich das Bauermädchen heirate? Ich höre schon den Sturm der Schmähungen aber-

mals auf mich hereinbrechen, die ganze Verwandtschaft wird sich mokieren. Alles kann die Welt verzeihen, nur keine Verstöße gegen die Konvenienz der Gesellschaftsordnung. Aber ein glückliches, geordnetes Heim ist die sicherste Festung gegen das Sinken der Menschheit, sagte einst Herr Tompkins unter den Urwaldeichen. Die Welt tadelt, aber leidet nicht mit, fühlt nicht, wenn auch das innerste Herz blutet, blutet über verlorenes Glück, über ein verlorenes Leben."

Wieder blickte Wilfried voll Entzücken auf das Bildchen, und ein berauschendes Glücksgefühl und eine plötzliche, zuvor nie empfundene Angst stürmten gleichzeitig auf ihn ein. „Wie, wenn sie schon einem anderen gehört?" Ein jedes dieser Worte fand ein schmerzliches Echo in seinem Herzen; ein unsägliches Weh wie des Todes wollte ihn durchschauern. „Genug der Qual," dachte Wilfried, indem er sich gewaltsam aufraffte und rüstig nach der Landstraße eilte, welche seitlich auf einer Hügellehne nach dem Dörfchen führte.

„Es gibt in Neukirch nur eine Familie Heim," hatte der Bahnangestellte auf der Station gesagt, der Wilfried den Weg nach dem von der eisernen Heerstraße abgelegenen Dorfe beschrieb, „es sind geachtete, aber sehr arme Leute, die einst bessere Tage gekannt haben."

Richtig, weit unten im Tale, wo der Bergbach sanfter dahinfließt, stand hart am Ufer ein artiges Bauernhäuschen. Die Ackergerätschaften, die um dasselbe herumlagen, ließen vermuten, daß der oder die Bewohner von ihrer Feldarbeit heim-

gekehrt sein mußten. Hinter dem Hause lag ein Gärtchen, grünend und blühend wie mitten im Sommer, und der Vorplatz war mit allerlei Gesträuchern geziert.

„Du, Mutter, es kommt wer aus dem Dorf die Straße entlang unserem Hause zu.“ Mit diesem Rufe setzte sich der alte Bauer Heim auf die Steinbank vorm Hause, „jetzt bleibt er stehen und schaut über den Zaun immer nach uns. Gewiß so ein Stadtherr, dem nichts Gutes zuzutrauen ist. Wenn vornehme Herren armen Mädchen nachspähen, können sie gewiß keine ehrlichen Absichten haben.“

„Laß sie nachlaufen, bis sie schrumpfig werden,“ knurrte Frau Heim. „Dafür kennen wir unser Kindchen zu gut. Meinst du, ich würde Maria als blutjunges Geschöpf in die Welt hinausgelassen haben, wenn ich ihren Charakter nicht so gut gekannt hätte. Ihr Wesen ist ohne Fehl und ihr Herz rein wie Gold. Der Aufenthalt in der Stadt, wo sie dank der Fürsorge unserer edeln Wohltäterin eine passende Stelle fand, hat ihr auch gut getan. In dem vornehmen Hause, wo sie nun seit acht Jahren zur unentbehrlichen Stütze der Hausfrau wurde, war Maria wie ein Glied der Familie gehalten. Ja, unsere Herzenstochter ist unser Stolz und unsere Freude.“

Fröhlich plauderten die beiden zusammen. Herzensgute Leute in ihrer Art, die jedem modisch gekleideten Fremden mit Mißtrauen begegneten, aber jedem Bettler einen Krug Most oder säuerlichen Weines aus dem Keller holten; Leute, die

stets betrogen wurden, weil sie von der Welt nichts wußten.

Da trat aus der Tür des Häuschens die anmutige Gestalt einer Jungfrau und lud zum Abendessen. Freudig leuchtete es auf im Gesichte des Vaters und der Mutter bei ihrem Anblicke; da stand der Fremde plötzlich vor der Steinbank und hielt die Hand des jungen Mädchens fest in der seinen: „Kennt denn Maria Heim den kleinen Wilfried nicht mehr?“ Forschend blickte er sie an, wie um die Antwort in ihren Augen zu lesen.

Sie brachte keine Antwort auf die leise Frage zustande. Dunkel erglühend, mit gefalteten Händen, stand sie. Ein junger Mann mit langem Vollbarte und offenem Gesicht stand vor ihr, der sich ganz stattlich ausnahm, selbst wenn er auch keine Uniform trug. Aber er mußte viel erlebt haben, denn ein stiller Ernst lagerte auf seinem Antlitze, und es schien ihn wie ein verborgener Kummer zu umfloren. „Ist's möglich, Herr Wilfried!“ rief sie endlich und schüttelte seine Hände. „Vater, Mutter, das ist der kleine Wilfried, der mich hilfloses Mädchen damals aus bösen Händen rettete. Herzlich heiße ich Sie willkommen in diesem Hause, das durch den Besuch des Sohnes unserer Wohltäterin geehrt ist.“

„Herr Wilfried!“ rief der alte Mann wie aus den Wolken gefallen. „Jetzt erst sehe ich, was ich für ein Esel gewesen bin. Als ich vorhin einen vornehmen Herrn nach unserem Hause schielen sah, da reckte es sich mir schon in den Schultern,

ihn in die Rems zu schmeißen. Wie kann unsereins doch nur so dumm sein!"

„Irren ist ja menschlich," beschwichtigte Wilfried den guten Alten. Auch die Bauersfrau begrüßte den Gast auf die herzlichste Weise. „Aber schnell jetzt, Mariechen, fort mit der Schürze, und die neue Bluse anziehen!" Frau Heim hatte schon schon mit einem gewandten Griff ihre eigene Schürze aus grobem Kattun abgebunden und ins Ofenloch spediert. Mit jener ungestümen Hast, welche den Bauersleuten eigen ist, wenn unerwartet Gäste ihre Schwelle betreten, rannten Vater und Frau Heim in die Küche, hinauf auf den Boden, hinunter in den Keller, hinaus in die Scheuer und den Gemüsegarten, um dem lieben Gaste, dem man so vielen Dank schuldete, das Unmöglichste aufzutischen. Wilfried zwang sich den guten Leuten zuliebe zum Essen, obgleich er keinen Hunger verspürte. Aber als Wilfried sein eigenes Bildchen, das einst der Knabe dem verfolgten Kinde heimlich zugestellt hatte, auf der Kommode stehen sah, da wurde auch er fröhlicher und begann aufzuatmen.

„In der Stadt hat man sie gern," sagte der alte Heim, „und manch junger Bursche, durch ihr blühendes Gesicht angezogen, suchte sich ihr zu nähern. Sie wußte aber allen auszuweichen."

Endlich trat auch die Tochter des Hauses, die heute die Hauswirtin machte, in die Stube, und abermals überzog eine schüchterne Röte ihr Gesicht, die ihrem Wesen jenen eigentümlichen Reiz einer ländlichen Schönheit verlieh.

„Ich habe da oben eine schöne Bergkuppe ge-

sehen, von der man eine herrliche Aussicht genießen muß," sagte Wilfried zu seiner jungen Begleiterin, die ihm den Weg zum einfachen Dorfgasthause zeigte, wo er seine Unterkunft finden sollte. „Wollen Sie morgen mein Wegweiser sein?"

Und die Jungfrau geleitete Wilfried frühmorgens durch Äcker und Wiesen, und sie wandelten hinein in die Einsamkeit und Stille. Der dichte Morgennebel, der das Tal beschwerte, wurde heller und heller, er riß hier und dort auseinander; und ein glockenreiner Himmel schaute hindurch und überhauchte das gelbgrüne Blätterwerk der Eichen mit einem wunderbaren herbstlichen Dufte. Auch war es milder geworden, jene erfrischende Wärme herrschte, die ein jugendliches Herz auftaut, das Auge in eine lichte Zukunft voll tausend glänzenden Bildern sehen läßt.

Langsam schritten beide den Bergweg hinauf, der stundenlang durch Hochwälder führte; fröhlich trillerte die Jungfrau ein Liedchen und pflückte emsig verspätete Waldblumen, während Wilfried sichtlich zerstreut war und ihrem Geplauder nur flüchtige Aufmerksamkeit schenkte.

„Ich habe einen passenden Wirkungskreis gefunden und kann getrost in die Zukunft schauen," sagte er plötzlich ganz laut, so daß sich seine Begleiterin überrascht nach ihm umwandte.

Wilfried nahm einige Früchte von einer Brombeerstaude in der Waldlichtung, zu der man im langsamen Steigen gelangt war.

„Auf diesem Steinblocke ruht es sich so schön, wollen Sie sich ein Plätzchen neben mir gönnen?"

Beide schwiegen.

Da faßte Wilfried die Hand der Holdseligen.

„Willst du mich heiraten, Maria?"

Sie war keines Wortes mächtig.

„Was meinen Sie, Herr Wilfried?" stammelte sie endlich ganz verwirrt.

„Ich meine, ob wir im Frühjahr heiraten wollen, Geliebte meines Herzens?" wiederholte er und legte den Arm um sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Sie sahen sich tief und innig in die Augen.

„Aber deine — Ihre Mama?" rief die Überraschte und dennoch unendlich Glückselige, sich plötzlich aufrichtend, „die ganze hochgeborene Verwandtschaft; es ist ja unmöglich, Wilfried."

„Das ist meine Sache, Liebste," entgegnete er mit ruhiger Bestimmtheit, „und den Konsens meiner Verwandten gedenke ich schwerlich einzuholen, so wahr ich Wilfried heiße."

Es wurde heute nicht mehr botanisiert, und auch dem nahen Steinbruche schenkte Wilfried keine Aufmerksamkeit. Noch lange saßen sie auf dem Felsblocke, und da erzählte Wilfried der Geliebten seine Geschichte. Es war alles so märchenhaft schön, die Tautropfen glänzten wie in tausendfachem Perlenschimmer, als hätte Wilfried die Welt heute zum erstenmal gesehen. Vom Dorfkirchlein im anderen Tale drüben ertönte die Meßglocke in die Morgenluft. „Auch ich," schloß Wilfried, „war ein engherziges, vorurteilsvolles Wesen, auch ich lag

in Banden des Todes. Aber hohe Männer zeigten mir, wo Gott ist, wo das Land der Glückseligkeit liegt. Der Aufblick zu Männern wahrer Größe, Helden des Gottesreiches, ist der Aufbau der Kirche in unserem Inneren selbst, da liegt die Insel der Seligen, das Universum."

Selig schritt Wilfried an der Seite seiner Braut den Bergabhang hinunter. Die Welt schien nunmehr alle ihre Herrlichkeiten über ihn auszuschütten. Jugendfrische und Gesundheit waren wiedergekehrt und draußen schien die Sonne nicht heller, als es in seinem Inneren leuchtete.

Die alten Bauersleute wollten ihren Augen nicht trauen, als sie die beiden Arm in Arm über das Feld wandeln sahen. Um so herzlicher waren ihre Glückwünsche, und gerührt segnete der Vater das junge Paar. Aber auch die Eltern konnten eine große Bangigkeit nicht verbergen. Zwar machte es ihnen keine geringe Freude, ihren Liebling so glücklich und so gut versorgt zu wissen, aber sie fürchteten eben so sehr, daß ihrer Tochter die Manieren der fürnehmen Herrschaften noch fehlten. Diese Rede, obwohl sie sehr kurz war, hatte dem Vater Heim doch den Schweiß auf die Stirne getrieben.

„Es ist allerdings möglich," entgegnete Wilfried ruhig, „daß eine Heirat mit einer reichen Erbin, die mir zur Aussteuer eine halbe Million als Morgengabe gebracht haben würde, mit einem Schlage mir die Gunst aller wieder gewonnen hätte, und daß der zu Boden getretene Wilfried über Nacht zum Gefeiertsten der ganzen Verwandtschaft

erstanden wäre. Der übeln Nachrede werde ich nimmer entgehen können. Ich kenne die Welt nun und bin klug genug geworden, um in ihren Augen unklug erscheinen zu wollen. Euerer trefflichen Tochter kindliches Herz, ihre treue Anhänglichkeit an die Eltern und die Liebe zu dem, der sie zu seinem Frauchen machen will, bilden die köstlichste Mitgift, die mir meine geliebte Braut in die Ehe bringen kann. Die gute Mama lebt froh auf im Wiedersehen ihres verloren geglaubten Sohnes und wird die Erwählte seines Herzens mit offenen Armen willkommen heißen."

„Ja, Gott gebe es und segne euch alle," schluchzte der alte Mann. „Möge die edle Frau, die an uns so unendlich viel Gutes getan, unser teures Kind auch lieben lernen; möge es euere Liebe mit treuer Hingabe an seine neue Mutter vergelten!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Frau Klara war sehr überrascht, als Wilfried schon am Abend des zweiten Tages wieder in Blauenstein eintraf. Was mochte ihn zu so eiliger Rückkehr bewogen haben? Verwundert schaute Frau Klara auf ihren Sohn, der heute abend seltsam geistesabwesend schien und auf ihre Fragen nur einsilbige Antworten gab. Was mochte mit ihm vorgegangen sein?

„Hast du denn keine Versteinerungen gefunden?“ fragte sie endlich. „Auch den geologischen Hammer hast du im Schubfache vergessen, wie wirst du dich geärgert haben!“

„Versteinerungen im schwäbischen Jura,“ murmelte Wilfried und erbrach einen Brief, den ihm der Postbote soeben überreicht hatte. Das Schreiben kam vom Herrn Pfarrer am Thunersee und lautete also: „Lieber Herr Wilfried! Geraume Zeit ist's her, seit wir zusammen an den sonnigen Halden der Berge herumkletterten, im Waldbache badeten und abends auf der Laube mit den Dorfkindern so schöne Konzerte gaben, daß Sie denselben lieber in angenehmer Entfernung als in der Nähe lauschten! Ja, das waren fröhliche, wonnige Tage, die man gerne in dieser stillen Herbstzeit in der Erinnerung wieder durchlebt.

Für Ihren freundlichen Brief besten Dank; wir freuten uns, zu vernehmen, daß es Ihnen gut geht und daß Sie mit Lust und Freude arbeiten können. Denken Sie, daß ich meine Krankenbesuche auf Niedfluh, auf denen Sie mich so lieb begleiteten, noch bis neulich fortgesetzt habe. Der arme Dulder ist erst am Sonnabend von seinen furchtbaren Leiden erlöst worden. Sein Zustand war zuletzt einfach entsetzlich. Wie herrlich, jetzt darf er ruhen von seinen Leiden; und ist die Erlösung, nach der er er sich so lange vergeblich gesehnt, endlich gekommen. Die Leute dort sprechen noch jedesmal von Ihnen, und Sie bleiben in gutem Angedenken.

Mein Schwager, der unersättliche Bergsteiger, hat im August mehrere Hochgipfel in rascher

Reihenfolge bestiegen und will nächstes Jahr auch die Ötztaler Berge kennen lernen. Doch beruhigt es uns, daß er stets mit einem anderen tüchtigen Klubbisten geht.

Nun empfangen Sie mit den lieben Ihren unsere herzlichsten Grüße und besten Wünsche zu fernerem Wohlergehen. Ihr ergebener . . ."

„Versteinerungen," wiederholte Wilfried, als er das Schreiben faltete, „ich habe im Steinbruche des Lebens Goldkörner gegraben, die in lebendigem Glanze strahlen."

„Ja, du hast auf deinem Lebenswege viel Liebe erfahren dürfen," sagte Frau Klara. „Wir wollen stets in den Wegen dessen wandeln, der uns die Liebe in einer Weise erklärt und gelehrt hat wie niemand anders."

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagte Wilfried plötzlich in ruhigem Tone. „Ja, liebe Mama, gestern schaute ich in ein Paar treuer glückstrahlender Augensterne. Das liebreizende Kind, welchem du einst deine Arme mit mütterlicher Fürsorge öffnetest, wird sich freuen, dich Mutter nennen zu dürfen."

„Wilfried!" Frau Klara fuhr so jäh auf aus ihrer Sofaecke in die Höhe, daß sie ihren Arbeitskorb fallen ließ. „Mein Sohn liebt es, seine eigenen Wege zu gehen," schluchzte sie. „Liebes Kind, du bist so unabhängig und fest in deinen Entschlüssen geworden, daß ich schon einsehe, es ist nichts zu ändern."

Konnte die treubesorgte Mutter etwas gegen die beabsichtigte Heirat einwenden? Gewiß nicht!

Nicht nur Wilfried, auch sie hatte viel innerlich erlebt, erfahren und gelernt in diesen Jahren. Auch Frau Klara schaute heute die Dinge anders als in dahingeschwundenen Zeiten, wo sie noch neben ihrem geliebten Gatten in Glanz und Ehre gestrahlt hatte. Mit harten Worten hatte der Bruder Arved ihr die überspannt religiöse, sentimentale Erziehung ihres Sohnes vorgeworfen, der man alles Unglück zuschreiben müsse.

„Liebes Kind," sagte Frau Klara leise, indem sie ihren Kopf etwas beugte, „hast du mir einen Vorwurf zu machen?"

„Vorwürfe für dich! Wenn ich daran denke, was du mir als Mutter warst und wie ich dich dafür belohnte, so möchte ich vor Scham in die Erde sinken. Was wäre aus mir ohne dich und deine selbstlose Liebe geworden! Laß mich neu leben, damit ich dir beweisen kann, daß ich deiner würdig bin."

„Gott sei mit dir in allem, lieber Sohn," weinte Frau Klara und schloß Wilfried in ihre Arme, „er wird dich auch weiter führen."

Der goldene Oktober wurde allmählich zum grauen November, Sturmwinde zerzausten das Laub der Wälder, Astern und Immortellen schmückten noch die Gärten, und auf den fahlen Wiesen sproßte die Herbstzeitlose empor. Aber die großen Schneemassen, welche der Kalendermacher prophezeit hatte, blieben aus. Und wenn die Bäume zu Weihnachten wie mit Schnee belastet standen, so war das doch nur drinnen in den warmen, erleuchteten Zimmern, wo die Tannen im weißen

Asbestschmucke prangten. Das Klima in unseren Gegenden ist ein gar merkwürdiger Geselle, launenhaft und wankelmütig wie ein Kind. Zum Leidwesen aller Landwirte verlegt es die Novemberstürme in den Juni und Juli und läßt im Februar eine warme Sonne strahlen, die nur den Wühlmäusen und Engerlingen zugute kommt.

„Gibt es denn da auch Fabriken in dem Neukirch?“ fragte die alte Katrine, als sie Wilfried einen Brief von der Post überreichte, dessen Inhalt er förmlich mit den Augen verschlingen wollte. Es waren in der letzten Zeit gar manche Schreiben mit dem Postzeichen Neukirch eingetroffen, und die Schriftzüge schienen gar nicht diejenigen eines Geschäftsmannes zu sein. „Ich glaubte, es wohnten in dem kleinen Nest nur Kartoffelbauern wie bei uns drunten,“ schloß die neugierige Katrine.

Wilfried korrespondierte viel, erhielt häufige Briefe aus England und traf alle Anordnungen zur bevorstehenden Übersiedelung nach der Oberamtsstadt. Seltsam, daß Wilfried in dieser Winterszeit so vielfach auf Reisen ging! Denn in einem Städtchen wie Blauenstein fiel auch der geringste Umstand auf. Seit Verlegung des Stationsgebäudes mußte jeder Reisende seinen Aus- und Einzug vor den Fenstern der halben Einwohnerschaft halten.

„Er wird wohl seinen Steinen nachlaufen, war ja selbst so gut wie versteinert,“ spottete die Cousine, Frau Lizzie Wenden, welche über die Feiertage bei ihren Eltern in Blauenstein zu Besuche weilte.

„Im Winter sucht kein vernünftiger Mensch Steine, “ verbesserte Herr Arved Ulrich die

Sprecherin unwirsch. „Übrigens habe ich in Erfahrung gebracht, daß mein reiselustiger Neffe nicht nur in Geschäften abwesend ist. Die Führung der Geschäftsfiliale kann er von hier aus brieflich besorgen."

„Wenn er nur nicht wieder in eine Patsche gerät," seufzte Tante Lucie. „Ich war immer der Meinung, daß der arme, wankelmütige Mensch keinen größeren Feind hatte als sich selbst."

Daß aber Wilfried seine Reisen fleißig benutzte, verrieten die Schilderungen, ab und zu mit einem Scherze gewürzt, die er seiner Mama von der Neukircher Gegend und ihren Bewohnern machte. Es mußte eine gar köstliche Perle sein, die ihr Sohn an den Gestaden der Rems gefunden hatte; und als eines Tages selbst ein zierliches Briefchen an Frau Klara gerichtet kam, da glänzten ihre Augen vor Befriedigung.

Man sprach in Blauenstein vom Verkaufe des Rosenschen Hauses, sprach von diesem und jenem, und man zischelte sich in die Ohren, daß die Randen finanziell schlecht stünden. Eines veränderlichen Aprilmorgens lag ein großes Billet in Frau Klaras Briefschalter. Wilfried betrachtete die groben Schriftzüge sorgfältig; das Schreiben war von Herrn Randen und hatte folgenden Inhalt:

„Sehr verehrter Herr! Eine Angelegenheit, die mich seit einigen Tagen beschäftigt, veranlaßt mich, in Anbetracht unserer alten Freundschaft mit Ihrer verehrten Familie —" Wilfried errötete unwillig bei dem Worte Freundschaft — „einige Zeilen an Sie zu richten.

Dieser Tage hat sich, wie Sie aus beiliegendem Prospekte ersehen, die Gründung einer Aktien-Gesellschaft vollzogen, deren Zweck Ausbeutung der Goldfelder in Südafrika ist. In allen Kreisen, die mit den Verhältnissen vertraut sind, stellt man diesem neuen Unternehmen ein sehr günstiges Prognostikon, und diese Papiere können als ganz sichere und gutrentierende Anlage empfohlen werden. Ich kann Ihnen, geehrter Herr, und Ihrer werten Frau Mutter nicht genug empfehlen, von der günstigen Gelegenheit herzhaft zu profitieren; und da Sie, wie mir bekannt, stets anderweitig in Anspruch genommen sind und ich Ihnen die Mühe gerne ersparte, so ersuche ich Sie hiemit, mir vierzig- bis fünfzigtausend Mark anzuvertrauen, damit ich Ihnen die Anschaffung der Papiere zu kulantesten Bedingungen besorgen kann.

Da die Sache Eile hat, indem besagte Papiere bald vergriffen sein werden, erbitte ich Ihre gefällige sofortige Rückäußerung und zeichne . . ."

„Einen Flachkopf erbitten," rief Wilfried und ein Zeichen unaussprechlicher Verachtung lag auf seinen Lippen. „Fehl geraten, Herr Randen! Ganz unbegreiflich ist mir, daß Onkel Arved, der doch auf anständige Lebensart etwas hält, die Randen noch in seinem Hause duldet. Tante Lucie wollte längst allen Verkehr mit den Leuten abgebrochen wissen."

Aus der Rückantwort, die Wilfried dem Bittsteller zukommen ließ, war zu ersehen, daß sich Frau Klara, selbst wenn sie Gefallen an süd-

afrikanischen Goldminen gefunden hätte, sich nie und nimmermehr an Herrn Randen wenden würde.

„Was schreibt er?“ fragte indessen Frau Randen ängstlich ihren Mann, der das soeben erhaltene Schreiben Wilfrieds entfaltete.

„Er ist ein fülziger Muff,“ polterte Herr Randen, ohne seine Enttäuschung zu verbergen, „und über Nacht so störrisch geworden wie ein Maulesel. Es ist kein leichtes, einem Hunde den Knochen aus dem Maule zu nehmen.“

„Du hättest ihr früher schreiben sollen, als er noch tot war,“ warf die Frau Randen ein. „Mit etwas Religion würde es sicherlich geglückt sein. Sie ist so sentimental wie eine Turteltaube. Ich will es noch einmal mit Lucie versuchen, obschon sie sich in letzter Zeit verzweifelt rar gemacht hat.“

„Versuch es meinetwegen mit dem australischen Affen, der vor drei Jahren die Gegend unsicher machte, und setz ihm den Schröpfkopf an,“ brummte der zärtliche Gatte. „In Blauenstein pumpt keiner keine zehn Pfennige mehr, weiß der Henker.“

Auf dem Kiesweg des nahen Rosengartens wandelte Tante Lucie langsamen Schrittes und gab dem alten Gärtner Christian Anweisung zum Versetzen der Topfpflanzen. Über die Fluren, durch die Gebüsche, strichen mildere Winde, der weiche, grüne Rasen war aus der schmutzigen Umhüllung hervorgebrochen, und die Hyazinthen in den Gartenbeeten hauchten Wohlgerüche aus den Kelchen um sich her. Von den zwei Birken am Gartentore erschallte ein vielstimmiges, frohes Konzert der

wiedergekehrten kleinen Sänger. Da öffnete sich die Gartentüre, und eine weibliche Gestalt mit fliegendem Schale stürzte auf Frau Lucie Ulrich zu.

„Um des Himmels willen, Frau Randen, was bringt Sie hieher? Was hat sich zugetragen?"

„Zugetragen!" kreischte die Angeredete. „Ich fühlte meinen Magen sich um und um drehen. 's ist eine Schande für ganz Blauenstein! Ich bin beschimpft, mein Mann ist beschimpft, wir alle sind beschimpft! Es ist ein Elend, wie gemein heutigen Tags die Welt ist."

„Als ich über den Kirchenplatz ging," erzählte Frau Randen gefaßter, „kam ich am Rathause vorbei, wo das schwarze Brett hängt; da las ich — Neugierde ist sonst nicht meine Sache — unter den Eheverkündungen, ich denke, mich soll der Schlag rühren:

Rosen, Wilfried Paul, Blauenstein, mit
Heim, Maria, Neukirch.

Und wissen Sie, wer dieses Menschi ist? Das ist ja das ungeratene Geschöpf, die rote Bauernwachtel, die wir vor zehn Jahren zur Türe hinausspedieren mußten! O, ich wollte . . ." — Ob sie sich in den Springbrunnen stürzen oder der armen Maria Heim den Giftbecher reichen wollte, bleibt bis zum heutigen Tage unentschieden. „Ich gratuliere Ihnen zu einer solchen Nichte, Verehrteste," zischte Frau Randen. „Der Umgang mit gemeinen Menschen ist uns ein Greuel."

Mit einer Miene, die so schwarz war wie die frisch aufgeschüttete Erde im Gartenbeete, mar-

schierte Frau Randen noch lange Zeit vor dem Sommerhäuschen auf und ab; aber als sie sich von Frau Lucie Ulrich verabschiedete, hatte sie ein sehr langes Gesicht und machte vor der Gartentür eine Bewegung, als schüttle sie den Staub von ihren Füßen.

Alles das diente nicht zu Wilfrieds Ruhm; und obgleich sein charakterfestes, zielbewußtes Auftreten, seine geschäftlichen Errungenschaften wenigstens bei Tante Lucie und Onkel Arved versöhnlichere Stimmung erzeugt hatten, so sank Wilfried wegen der bevorstehenden Heirat mit dem Bauermädchen in der Meinung der Blauensteiner so tief als zuvor. Es war doch ärgerlich, daß man die Braut gar nicht zu sehen bekam. Die Einsprachefrist war schon abgelaufen, und dennoch war Frau Klara, das wußte man, weder in dem fernen Neukirch gewesen, noch hatte sie in der letzten Zeit überhaupt Besuche empfangen.

„Es wird am Ende doch nichts draus," flüsterten die Blauensteiner.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die aufmerksamen Anwohner des Blauensteiner Bahnhofes hatten recht gesehen: es kamen keine Besuche von auswärts in Frau Klaras Haus, und

eines Abends erzählte der Gemeindeschreiber den Stammgästen im „Goldenen Löwen, der junge Wilfried habe seine Ausweisschriften verlangt und werde sich in der Oberamtsstadt niederlassen.

Stiller und stiller wurde es bei Frau Klara. Wenige Tage noch und das schöne, stattliche Erkerhaus am Kirchenplatze, das Stammschloß der Familie Rosen, das seit Jahrhunderten so viel Freude und Leid seiner Bewohner gesehen hatte, stand öde und verlassen.

Mit Onkel Arved hatte Frau Klara noch eine lange Unterredung, und als sie von einander schieden und Tränen in ihren Augen glänzten, da schien auch Onkel Arved weich und drückte seiner Schwester bewegt die Hand.

Anderen Tages, als die ersten Sonnenstrahlen sich über das Städtchen ergossen, wollte Onkel Arved den köstlichen Morgen im Rosengarten genießen; plötzlich blieb Tante Lucie auf der Straße stehen und sagte: „Sieh, bei Randens steht die Türe offen, und die Fenster sind geschlossen. Mein Gott, was bedeutet das?“ Eine Menge Volkes hatte sich angesammelt, Herr und Frau Randen, hieß es, seien gestern nacht ohne jegliche Ausweispapiere heimlich abgereist, niemand wisse, wohin. Fleischer, Bäcker und Milchträger ballten drohend ihre Fäuste gegen das Haus.

An demselben Tage der Pfingstwoche, als Frau Lizzie Wenden die Hauptstadt verließ, um sich im Gebirge einer längeren Kaltwasserkur zu unterziehen, brachte der Eisenbahnzug glückliche Neu-

vermählte nach der Oberamtsstadt, in deren besten Straßen einer das zierliche, bequem gebaute Häuschen stand, welches Wilfried seinem holden Weibchen bereitet hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es sind wohl sechs Jahre verflossen, seit sich Wilfried in der Oberamtsstadt niedergelassen hat.

Wieder strahlte am blauen Himmel eine sommerliche Sonne und rief die Bewohner der Umgebung zu Tausenden nach der Stadt. Draußen über den tauigen Wiesen schwirrte und summte es wie von tausendfachem Leben. Ein Vereinsfest war wieder einmal angebrochen und Papierblumen hingen an den Straßenecken, während Holzpfosten und bemalte Gruppenwagen den Sammelort bezeichneten, von wo der Festzug abgehen sollte.

Dort, wo die Landstraße die letzten Häuser der Vorstadt zurückläßt und im weiten Bogen den Waldhügel erreicht, hielt ein blühend aussehender Mann einen Augenblick still, um Atem zu holen.

„Gott sei Dank, daß wir dem Unfuge entronnen sind, Schatz!“ rief er und wischte sich die Stirne. Munter trippelte ein kleines Mädchen an der Hand seiner Mutter den Berg hinan.

Ein lustiges Lächeln glitt über das Gesicht der der jungen Frau.

„Wenn die armen Staubschlucker da unten nur wüßten, wie schön es hier oben ist," sagte sie mitleidig, „wie so feierlich stille hier!"

„Wenn die törichten Leute nur wüßten," rief Wilfried, „was ein tiefsinniger Menschenkenner, aus dessen Werken ich dir so manches vorgelesen habe, von Festen überhaupt hielt! Wir sind nun, Gott sei Dank, das laute Delirium losgeworden, die stumpfsinnigen Reden, Blechbläsereien und das allgemeine Hallelujah an den Fürsten der Luft, welcher den Titel Windbeutel führt."

Drunten tönte das Gejohle einer taumelnden Menge fort. Im frischen Winde fächelten an der Berglehne Blumen und Ähren des Feldes; die Sonne lachte über Wiesen und Wälder, und droben in blauer Himmelsluft jubilierten die Lerchen, als sei das Glück hernieder gestiegen, um unter den Menschenkindern zu wohnen.

Ja, das Glück will in uns wohnen, wenn wir ihm unser Herz nicht blindlings verschließen. Wilfried ist nicht nur ein guter und glücklicher Mensch geworden; er ist auch ein geachteter Mann geworden, der seine Schwachheiten kannte und ihnen standhaft entgegentrat. Er soll sogar den Ausspruch getan haben, daß selbst der tüchtigste Arzt nicht helfen kann, wenn der Patient seine Krankheit nicht erkennt und mannhaft dagegen kämpft.

Und darum, und weil Wilfried einsehen gelernt hatte, wie und wo die Weltverbesserung am richtigsten geschehen kann, ließ er die Marktschreier für die Weltverbesserung immerhin demonstrieren, bis sie müde wurden. Und als wieder eine In-

vasion fremder Hallelujahpropheten und Heilskünstler drohte, ließ er sich nicht aus dem Gleichmute bringen, sondern verrichtete nach wie vor seine Pflicht in Treue und unerschütterlicher Ruhe.

Jener Mr. Holyman, der einst im Gebete für das Seelenheil Wilfrieds gerungen hatte, beschloß seine Lebensjahre im fernen Australien, wo er Muße und Zeit fand, über die Gebrechen der alten Welt nachzudenken. — Den Vater Rosecrans von der St. Ignatiuskirche aber sah Wilfried nie wieder.

Dagegen traf in der Blauensteiner Gegend noch ein ganz unerwarteter Besuch ein. Der greise Frédéric van Diemen, der von der Gnade vollkommen durchdrungene Mann, hatte sich im fernen Salem nochmals aufgemacht, um die verstockten Europäer zu retten und auf der Gemeindekanzlei Blauenstein eine Summe Geldes zu erheben, die ihm aus der Erbschaft seiner verstorbenen ersten Frau noch zukam. Aber der Empfang war ein kühler, und das Unerhörte geschah: Frau Klara, die sanfte, herzensgute Frau Klara in der Oberamtsstadt ließ ihrem Schwager bedeuten, daß ihr sein Besuch ein höchst unwillkommener sein würde; und Onkel Arved in Blauenstein wies ihm ziemlich unsanft die Türe. Das Gasthaus zum „Goldenen Löwen" war augenblicklich mit Handlungsreisenden überfüllt, und so mußte der vornehme Herr van Diemen bei dem Sohne jenes Schneiders Unterkunft finden, der einst in die Reihe der Auserwählten aufgenommen wurde und dafür ihre Anzüge fertigen durfte.

Frédéric van Diemens Anwesenheit in Blauen-

stein hatte nur kurze Dauer, und als der Tag seiner Abreise gekommen war, gab ihm sein Anhang recht herzlich gerne das Geleite zur Station. Das Zirkular, welches van Diemen seinen Verwandten als Abschiedsgruß zuschickte und in dem viel von himmlischer Gnade und süßer Demut stand, fand im Papierkorb seine endgültige Unterkunft.

Viel besser als das schwülstige Zeug gefiel Frau Klara das Verschen, welches Wilfrieds Trudchen seiner Großmama zum siebzigsten Geburtstage freimütig und ohne Befangenheit hersagte:

Gott mach dein Lebensabend licht,
Er ist's, der hält, was er verspricht.
All Sorgenstein mögst du einwickeln,
Dem Papa in d' Steinsammlung schicken!

Frau Klaras Augen wurden feucht.

„Liebe, nichts als Liebe," flüsterte sie, als sie das Enkelchen, in dem alle körperliche und geistige Anmut ihrer lieblichen Mutter von neuem erblühte, mit ihren Armen umschlang, „gewiß, wir alle durften erfahren, was es heißt: „Der Grund, der unbeweglich steht, wenn Erd und Himmel untergeht, er ist die Liebe."

— — — — — — — —

Eine Geschäftsreise führte einige Jahre später Wilfried auf ein paar Tage nach London, wo er von Onkel Ernest in altgewohnt herzlicher Weise empfangen wurde.

Schwer hing der Nebel des Januarmorgens über der Riesenstadt. Da wurde der Wagen, in

welchem Wilfried mit seinem Onkel nach der City fuhr, am Weiterfahren plötzlich gehindert. Dumpfe Töne erschallten die Straße hinauf. Ein Leichenzug kam, wie Wilfried ihn noch nie gesehen, mit einem Schwall von Bannern und schwarzumflorten Kreuzen. Schier endlos schien die Menge der Trauerwagen zu sein, groß war das Gefolge der Leidtragenden. Sie trugen ihn hinaus zur letzten Ruhestätte, den Vorkämpfer der streitbaren Kirche, den berühmten Kardinal, der einst Wilfrieds Stirne mit dem geweihten Chrisma bestrichen hatte.

Ernst und bewegt schaute Wilfried, bis der feierliche Trauerzug wie ein Gespenst im Nebel verschwunden war, dann faßte er leise die Hand seines Onkels.

„Nicht die priesterliche Weihe ist es, die uns zur Heiligkeit salbt," flüsterte Wilfried. „Ein jeder Mensch wahrer Größe betet an ihrem Altare; eine jede Guttat ist ein Gottesdienst, jedes freundliche Wort ein Hochgesang im Tempel des Ewigen, im Dome der Unendlichkeit."

Langsam fuhr der Wagen dem Themseufer von Chelsea entlang, denn an ein rasches Fortkommen in der nächtlichen Finsternis war nicht zu denken.

„Und dennoch ist es Licht geworden auf Erden," sagte Wilfrieds greiser Begleiter in beinahe feierlichem Tone. „Hier ist die Stätte, wo ein erhabener, längst heimgegangener Mann, ohne Kardinal und Purpurträger zu sein, für seinen Mitbruder kämpfte und die bösen Geister der Nacht und der Verzweiflung besiegte. Hören wir deshalb auf seine Stimme, die einem jeden ehrlich

Ringenden die troſtreichen Worte zuruft: „Blicke auf, mein müder Bruder, ſieh deine Mitarbeiter in Gottes Ewigkeit, ſie weilen bei dir: Der heilige Bund der Unſterblichen, die himmliſche Leibwache des Reiches der Menſchen“.“

„In dunkler Nacht glänzen die Sterne des Himmels,“ flüſterte Wilfried. „Am Abgrunde des Niagara ſah ich den Himmel offen.“

Bertha von Suttner!

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte.

34. Auflage. Reich illustriert. 2 Bände. 6 Mk., geb. 8 Mk.

P. K. Rosegger schrieb im „Heimgarten" über diesen bedeutendsten Roman der Gegenwart: Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch: „Die Waffen nieder!" von Bertha von Suttner. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind ein Ereignis in meinem Leben. Als die Lektüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Kultursprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es gibt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.

Martha's Kinder.

Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!", Roman. 8. Auflage.
5 Mk., gebunden 6 Mk.

„Die Zeit"-Berlin: Man mag einer Bertha von Suttner in anderen Punkten zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen, die Kunst der Lebensschilderungen versteht sie ausgezeichnet. Alle ihre Romane atmen das Leben der Wirklichkeit. Bertha von Suttner hat auch eine sonnige, versöhnende Lebensanschauung, aber sie ist weit entfernt von dem waschlappigen Optimismus, der den beliebten Schriftstellerinnen (sagen wir besser: Schreiberinnen) für die weibliche Jugend anhaftet. Auch in ihrem neuesten Roman „Martha's Kinder" schwingt sie aus innerem Bedürfnis die Geißel über die in konventionellen Lügen und äußerlichsten Lebensauffassungen dahinlebenden österreichischen Adelsfamilien. Sie verficht von neuem mit Treue die Forderungen nach einer menschenwürdigen, geistigen Ausbildung der heranwachsenden höheren Tochter, sie deckt die Engherzigkeit und Feigheit konventioneller Moralbegriffe auf und vertritt mit jugendlichem Feuer die Idee der Freiheit für jede sich entwickelnde Persönlichkeit. Sie streitet mit Eifer natürlich auch für den allgemeinen Frieden. Ganz abgesehen von dieser politischen Seite bietet auch ihr neuester Roman, rein menschlich gesehen, unendlich viel Anregendes und Erhebendes. Unter allen den zeitgenössischen Schriftstellerinnen bleibt sie die Frau mit dem tiefsten Wissen. Ihr „Inventarium einer Seele" mit seiner Fülle von Gemütstiefe und Lebensklugheit ist noch von keiner Frau überholt oder auch nur annähernd erreicht worden. Auch wer den politischen Bestrebungen der Bertha von Suttner feindlich gegenübersteht, sollte doch nicht die moralisch fördernde Kraft ihres schriftstellerischen Talentes verkennen und ihrer hellenisch-heiteren Lebensauffassung wie ihrem humor- und geistvollen Stil Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der hohen Aufgabe, das Leben zu schildern wie es ist und dadurch die Menschen teils zu warnen, teils zu erheben und in jedem Falle zu bessern, dieser Aufgabe des echten Dichters hat Bertha von Suttner von jeher treu und ehrlich gedient.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.